GESAMMELTE SCHRIFTEN: AUS DEM SCHWEDISCHEN ÜBERSETZT

Oscar Patrick Sturzen-Becker



Vorwort.

Schon der Titel des vorliegenden Büchleins zeigt, daß es keinen Anspruch darauf macht, allen Anforderungen zu genügen, die man an eine ausführliche Literaturgeschichte zu stellen berechtigt ist. Es beschäftigt sich nur mit der Belletristik der neueren Zeit, mit jenem Zeitpuncte beginnend, wo der schwedische Pegasus das französische Joch abgeschüttelt hatte und nicht Zeit fand, sich frei und selbstständig zu bewegen, bevor er in das deutsche wieder eingespannt wurde. Das Büchlein gibt trotz seines geringen Umfanges eine so klare Anschauung von der Entwickelung der schwedischen Literatur in den letzten Decennien, Auskunft und Belehrung sind in so anmuthige Form gekleidet, die rein wissenschaftlichen und philosophischen Episoden mit so gefälligen und pikanten Anecdoten durchwebt, das Leben der Tagespresse und Bühne mit wenigen Federzügen so genügend dargestellt, daß ich mich keiner Täuschung hinzugeben glaube, wenn ich dem deutschen Publicum dies Buch in der

Hoffnung biete, daß jeder gebildete Leser befriedigt es aus der Hand legen und fortan mit mehr Selbstbewußtsein über die Wahl seiner schwedischen Lectüre entscheiden werde.

Wohl möchte ich noch ein Wort lobender Anerkennung über den Verfasser selbst beifügen, der den Pseudonym Orvar-Odd (Orvar-Odd war bekanntlich ein weitberühmter Pfeilschütze des nordischen Alterthumes) nicht umsonst gewählt zu haben scheint, und der den Uebersetzer und hoffentlich auch den Leser durch seine geistreiche, interessante Darstellungsweise zu fesseln und zu gewinnen wußte. Ich verzichte darauf, in dem Bewußtsein, daß nachstehende Blätter Dies auf beredtere und ausführlichere Weise thun werden, als ich in wenigen Worten zusammen zu fassen vermöchte.

Der Uebersetzer.

Inhalt.

Die Phosphoristen.

Erik Gustav Geijer:

Der Gothicismus.

Tegnér.

Franzén und Wallin.

Die Nachklangspoeten.

C. J. L. Almqvist.

Die Phosphoristen.

Der Phosphorismus hatte bereits die Zeit seiner schönsten Blüthe gesehen, als ich, ein wohlbestellter Upsalenser Student, in das akademische Leben eintrat. Während er im ganzen Lande auf gutem Wege war, von dem Tegnérimus vollkommen verdrängt zu werden — d. h., wenn man ihn nicht als schon damals factisch verdrängt betrachten will — so wurde ihm doch in Upsala noch ausnahmsweise von einigen zärtlichen, treuen Seelen gehuldigt, welche die „poetischen Almanache" zu ihrem Evangelium gemacht hatten; aber er vegetirte nur wie ein Topfgewächs, ohne Duft noch eigentliches Gedeihen. Wir Studenten sangen freilich, unter anderen Liedern, auch wohl bisweilen noch ein Stückchen aus der „Glückseligkeitsinsel," aber wir „schauten nicht empor" zu ihrem blonden Verfasser, wie es die Studentengeneration vor uns gethan hatte; wir ehrten ihn, aus alter Gewohnheit, aber wir nahmen uns die Freiheit, ihn nicht immer zu verstehen; (wer würde sich vor zehn Jahren dieses „crimen laesae" schuldig zu bekennen gewagt haben?) wir schwärmten überhaupt nicht so sehr für die deutsche Richtung, wie es in dem letzten „mondscheinduftigen" Decennium Mode gewesen war; wir behandelten Bruzelins' Auflage „der deutschen Classiker" mit einer gewissen Gleich=

gültigkeit und auf Bücherauctionen geschah nicht selten das bis dahin Unerhörte, daß Fouqué's „Undine," — dies Werk, das „ein Königreich werth war" — jetzt für ein elendes Vierschillingsstück losgeschlagen wurde! —

Wenn wir an den langen Winterabenden im Kreise vertrauter Freunde und bei einem Glase Punsch in Schylander's Keller saßen und es Einem von uns einfiel, einen Bogen Papier zu falten und die Genossen zu einem olympischen Wettspiele mit vorgeschriebenen Reimen (bouts rimes) aufzufordern — es waren einige Auserwählte unter uns, welche dies Spiel mit künstlerischer Leidenschaft trieben; so besaßen z. B. Ruda und C. A. Hagberg, der treffliche Uebersetzer Shakespeare's eine wunderbare Gewandtheit darin — da geschah es leicht, daß die von uns aufgestellten Probleme, obschon der große Mann, der „die Blumen" gedichtet hatte, mit seiner Muse und mit seinem Schelling nur einige Straßen von uns entfernt wohnte, doch folgende leichtsinnige Physiognomie annahmen: „Munkeln, Dunkeln, Funkeln — Purpurentzücken, Dämmerblicken — astralisch dualisch —" oder

. . . . Geisterwinken,
. . . . delphisch,
. . . . Dichterblinken,
. . . . Schuppenfisch,
. . . . Phosphorglimmern,
. . . . Glühwurmflimmern,
. . . . Urlebens=Aether,
. . . . Peter." —

Es ist selbstverständlich, daß diese Blätter vor beendeter Kneiperei sorgfältig vernichtet wurden, damit kein Uneingeweihter durch Zufall erfuhr, was in diesem Zirkel lebensfroher Jünglinge respectloserweise getrieben wurde; doch muß ich, als der Wahrheit gemäß, erwähnen, daß dieser Cirkel damals

nicht der einzige in Upsala war, in welchem sich derlei dreiste Dinge geltend machten, sondern daß sich in den Jahren 1825—30 mancherlei Emancipationsgelüste unter der Upsalenser Jugend zu regen anfingen. Wenn wir uns den academischen Orakelmännern auch nicht mit offnem Widerstande entgegen zu stellen wagten, so führten wir doch in mehrfacher Hinsicht einen „stummen Krieg" gegen die absolute Autorität und waren im Ganzen keine schüchternen Buschmänner, sondern ein frisches gesundes Völkchen. Wir hatten unsere eigenen Ideen und nahmen uns wenigstens die Freiheit unseren Scherz für uns zu treiben, wo die Verhältnisse es nicht erlaubten, den Olymp mit Schleudern und Sturmleitern anzugreifen. Wir waren keineswegs mit Grubbe's neutraler Philosophie einverstanden — „einerseits ist es freilich wahr, aber andererseits läßt sich nicht bestreiten . . . ." — Joh. Heinr. Schröder's feierliche, hofmännische und ultraloyale Pedanterie diente unserer ausgelassenen Munterkeit zur Zielscheibe und man irrt sich gewaltig, wenn man glaubt, daß es der Geist des Studentencorps war, der sich in Böttger's „Erinnerungen aus den Stunden des Gesanges" kund gab; dieselben waren in einer so krankhaften Tonart gehalten, daß es dem Dichter zu eigenem Vortheil gereichte, als er in einem späteren Stadium in eine andere, mehr wirklich poetische überging.

Kurz und gut, wir hatten unseren eigenen Sinn und ein aufmerksamer Beobachter würde selbst auf dem beschränkten Gebiete der Academie zu Upsala, Stoff zu der Weissagung gefunden haben, daß das heranwachsende Geschlecht die bestehenden Dinge mit ganz anderen Augen betrachten und beurtheilen werde, was denn auch wirklich in dem großen Wendepunktjahre 1830 eintraf. Es geschah damals schon in stiller Verborgenheit Manches, welches Geijer's späteren berühmten „Abfall" veranlaßte, und was selbst Atterbom endlich zwang

aus seiner nebelichten Dichteratmosphäre in eine mehr concrete literarische Thätigkeit: in die historisch-critische überzugehen, der wir sein verdienstvolles Werk über unsern „Seher und Sänger" verdanken.

Daß Atterbom, als „einer der Achtzehn" endete, charakterisirt weniger ihn, als die schwedische Academie. Viel bezeichnender für ihn und für seine Entwickelung ist der Umstand, daß er seine literarische Laufbahn mit einem Buche wie das oben genannte beschloß. Zwischen diesem reifen critischen Werke und seinem ersten übermüthigen, polemischen Auftreten liegt ein ganzes Leben voll ästhetisch-philosophischer Thaten und gewagter Versuche optischer Abenteuer, Irrfahrten und Ausschweifungen. Wenn wir unsere Blicke jetzt auf jenen Tummelplatz zurückwerfen, so scheinen uns unklare, nebelichte Gestalten aus grauer, längst entschwundener Vorzeit vorzuschweben; und doch datirt diese Vorzeit erst seit fünfzig Jahren und der kleine blondlockige Mann, der den ganzen Wirrwarr anrichtete, starb erst gestern. — Schon vor dreißig Jahren, als er stolz und gerade wie ein Zinnsoldat durch die Straßen Upsala's schritt und noch immer Gedanken an allerlei Großthaten sein metaphysisches Haupt durchzogen, kam er mir mehr wie eine Mythe, denn wie ein lebendiges Facultätsmitglied vor; was mir aber am Meisten auffiel, war, daß dieser Mondschein — gleichviel ob aus Zerstreuung oder aus Trotz — am hellen Mittage herumspazierte! Aber er erlebte doch Herr Bjursten, er erlebte wirklich Bjursten, was so viel sagen will, wie daß er an dem Wasserkübel der allerneusten schwedischen Belletristik gesessen und mit eigenen Augen der Entwicklung ihrer Victoria Regia zugeschaut und gesehen hat: wie die prachtvolle, wunderbare Blumenkrone sich erschloß.

Atterbom's Erscheinen, das so zu sagen mit dem des neu begonnenen Jahrhunderts zusammentrifft, war keineswegs

so plötzlich und unmotivirt, wie es Dieser oder Jener vielleicht gedacht hat. So wie die Natur keine Sprünge macht, „non facit saltus," so thut es auch die Geschichte nicht; ja Letztere noch weniger, wenn uns auch der Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung, wie bei manchen Naturerscheinungen, weniger klar und in die Augen fallend ist. Es war schon Manches zu einer neuen Ordnung der Dinge in unserer Literatur vorbereitet; die Maulwürfe hatten die Erdschollen für den erwarteten Pflug gekehrt, das Gustavianische Genie hatte mit großer Geste und prächtigen Alexandrinern die Bühne verlassen, Wallin und Franzén hatten bereits einen neuen Ton angeschlagen, Thorild hatte schon mit seinen Donnerworten mehreren alten Perrückengötzen einen Nervenschlag verursacht und Generaladmiral Ehrensvärd — der scharfsinnigste Kopf, der jemals Theerjacken und pulvergeschwärzte Marine-Artilleristen commandirt hat — hatte in seiner „Philosophie der freien Künste," — dieser Linienschiffscanonade von geistreichen, laconischen, blitzenden, wohlgerichteten und oftmals treffenden Einfällen, wenn nicht ein vollständig neues ästhetisches System gegründet, doch geniale Fragmente zu einem solchen geliefert; Ideen, die, wenn auch von der Mitwelt nicht immer verstanden, doch als treffliche Saat, auf fruchtbaren Boden fielen. Nach Ehrensvärd und Thorild erschien der gewaltige Denker Höijer in Upsala. Es war in den ersten Jahren des neuen Jahrhunderts. Nun löste ein Versuch den anderen ab, um den neuen ästhetischen Ideen ein Organ zu sichern. Man sah nach einander „die Literaturzeitung," das „Journal für schwedische Literatur" und die „Allgemeine Literaturzeitung" auftauchen und nach kurzem Bestehen wieder verschwinden; letzteres größtentheils in Folge von mancherlei Verfolgungen von Seite der Regierung, die überall Jacobinismus witterte und Göthe und Shakespeare fast mit

denselben Augen ansah, wie Marat und Robespierre. Benjamin Höijer, der Philosoph von Upsala beabsichtigte sich selbst an die Spitze einer Literaturzeitung zu stellen, und demüthigte sich so tief, daß er zu wiederholten Malen bei der Regierung um die dazu erforderliche Erlaubniß bettelte; aber nach langem Hinhalten und allerlei mehr oder weniger königlichen Ausflüchten, wurde Hoijer endlich mit der tröstlichen Erklärung abgespeist, daß Se. Königl. Majestät nur ein literarisches Journal für das ganze Reich haben wolle und die Redaction dieses einzigen, privilegirten Blattes Herrn Wallmark übertragen habe, welcher hierdurch in Zukunft eine gewissermaßen notable Persönlichkeit geworden ist. Herr Wallmark — damals schon Verfasser des Lehrgedichtes „die Hand," eines preisgekrönten Werkes, das mit erläuternden Kupfern im Druck erschienen ist — stiftete nun ein Blatt, das von 1809 – 1813 fortdauerte und sich das „Journal für Literatur und Theater" nannte. Es war, wie sich erwarten ließ, im Interesse der alten Schule redigirt: eine Kritik ohne Kern, eine blinde Bewunderung des Gepuderten und Academischen; mancherlei alltägliche Plattheiten in dem unnatürlichen, lächerlichen Reifrocke altmodiger Phraseologie.

So standen die Sachen, als zum Nutzen und Frommen aller Dinge, und nicht minder für unsere Literatur, das Reich Gustav Adolph's*) mit seiner Gespensterfurcht zu Grabe ging. Die Revolution kam; mit ihr eine neue Verfassung, die unter anderen eine fast unbeschränkte Preß-Freiheit verkündete. Nun fing die junge Welt an sich zu regen. Schon vor einigen Jahren hatte sich in Upsala eine Gesellschaft gebildet unter

*) Gustav IV, Adolph, der Sohn Gustav III, welcher 1809 dem schwedischen Throne für sich und seine Erben entsagte.

dem Namen „die Freunde der schönen Wissenschaften;“ Hammarsköld und Livijn waren Mitglieder derselben. Aus dieser ging 1807 ein neuer literarischer Verein hervor, erst „Musis amici,“ darauf „Aurorabund“ genannt. An der Spitze desselben stand Atterbom und neben ihm Palmblad, Ingelgren, Sondén ꝛc. — alles Männer, welche in der großen Fehde als vornehmste Kämpen auftraten. Als die Presse darauf 1809 die Freiheit erhielt, ohne Vormundschaft zu wirken, zeigte sich auch die Frucht von den stillen vorbereitenden Arbeiten dieser kleinen Literaturvereine. Im nächstfolgenden Jahre kam schon in Stockholm die Zeitschrift „Polyphem“ heraus, an deren Spitze Askelöf stand. Dieser bekämpfte Herrn Wallmark's „Journal“ mit vielem Scharfsinne; doch kam es zu keiner entscheidenden Schlacht, weil man es auf der Seite der Opposition für klüger hielt: bis auf weiteres einen erschöpfenden Guerillaskrieg zu führen, worin die jungen Truppen vorzugsweise den beunruhigenden Traubenhagel des Sarcasmus anwandten, obgleich sie bei passenden Gelegenheiten auch gröberes Geschütz gegen die schwachen Punkte des Feindes spielen ließen. Der „Polyphem“ wurde von allen Seiten treu unterstützt. Eine andere Zeitschrift „das Lyceum,“ in welcher Höijer selbst mitarbeitete, erschien 1810. Hier sprach sich die neue Schule schon bestimmter in verschiedenen ästhetisch-philosophischen Aufsätzen aus, welche den veralteten Theorien der schwedischen Akademie geradezu entgegen standen. Herr Leopold, welcher damals und noch lange nach dem „wie ein Pharos aus längst vergangener Sängerwelt herüber leuchtete,“ wurde nur in den „Kritischen Briefen über Canzleirath Leopold's gesammelte Schriften,“ einer ausführlichen Kritik unterworfen. Das war mehr, als ein Sterblicher bis dahin gewagt hatte! Herrn Leopold, Herrn von Leopold zu recensiren! Das war ja beinahe, als wollte man zweifelnd die Donnerkeile Jupiter's

untersuchen oder den Kriegsgott unter das Recrutenmaß stellen! — Das „Journal" warf sich deshalb auch mit beispielloser Wuth über diese Schrift her; „es ist also Nichts mehr heilig in der Welt!" rief Herr Wallmark, „die Götterdämmerung ist nahe und Timbulvetur*) steht vor der Thür. Der Himmel erbarme sich über uns allerunterthänigste und getreue Diener Sr. Majestät des Königs!"

Herr Leopold selbst saß indessen noch ganz ruhig auf seinem akademischen Throne; ein wirklicher Held läßt sich durch den ersten Zeitungsartikel einer polemischen Flugschrift nicht schrecken. Er fuhr ruhig fort in seinen Mußestunden — zu drechseln. Er drechselte die zierlichen Alexandriner von der Welt; Alexandriner von Rosenholz, von Elfenbein, sogar von Alabaster: farblos, kalt, aber glatt!**)

---

*) Timbulvetur wurde bekanntlich der drei Jahre dauernde und von keinem Sommer unterbrochene Winter genannt, der mit Ragnarök (dem Ende der Welt) einbrechen sollte.

**) Carl Gustav Leopold war eine der hervorragendsten literarischen Persönlichkeiten am Hofe Gustav's III. Sein poetisches Talent offenbarte sich früh; indem er als vierzehnjähriger Gymnasiast im Rathhause zu Norrköping, wo der Geburtstag des Kronprinzen Gustav festlich begangen wurde, eine Rede in Versen hielt. Ueber seine erste Zusammenkunft mit diesem Fürsten, dessen hohe Gunst er später genoß, erzählt Mellin uns folgende Anecdote: Gustav III. wünschte sein Drama: „Helmfeldt" in eine Oper umgewandelt zu haben; Oxenstjerna schlug zu dieser Arbeit den jungen Leopold vor, welcher damals als Magister und Bibliothekar zu Upsala lebte. Als Leopold zum ersten Male vor dem Könige erschien, herrschte ihn dieser an: „Was halten Sie von Liljeståle's „Fideicommiß für meinen Sohn?" — „Es sind sehr schöne Gedanken darin enthalten, Ew. Majestät," antwortete der junge Dichter, z. B.:

„Beug' Dich vor keinem Sterblichen um Andrer Glück zu brechen,
Hüt' vor dem Könige Dich, Lug und Schmeichelei zu sprechen;
Ein heil'ger Tempel ist der Raum, der um den Herrscher ist,
Vor allem Wahrheit der Tribut, den Du ihm schuldig bist...."

Derselbe Leopold, der es wagte sich so freimüthig zu Gunsten eines

Da erblickte auch die später so berühmt gewordene Zeitschrift „Phosphorus" das Licht der Welt; es war im Jahre 1810. Ursprünglich dem „Aurorabunde" entsprossen, war doch Atterbom derjenige, welcher den Eselskopf dafür tragen mußte. Der Phosphorus gab das Signal zur großen Schlacht, auf offenem Felde und mit regelrecht geordnetem Heere. Nun waren die Schranken geöffnet! wie man zu sagen pflegt. Das „Jornal" wußte nicht wo ein, wo aus; es nahm das Schlachtschwert in beide Hände, machte die Augen fest zu und stürzte sich wie ein Rasender in die feindlichen Glieder; es war kläglich und lächerlich anzusehen!

Nach dem Phosphorus wurden die Kämpfer der neuen Schule bekanntlich mit dem gemeinsamen Namen: „Phosphoristen" genannt. Als diese Zeitschrift im Jahre 1813 einging, wurde von derselben Schule die „Schwedische Literaturzeitung" herausgegeben, außer welcher sie die künstlerischen Resultate ihrer neuen Ansichten und ihre Ansprüche in ästhetischer Hinsicht auch in den zahlreichen Jahrgängen der „poetischen Almanache" veröffentlichten.

Ich beabsichtige nicht, alle literarischen Feldzüge, Scharmützel und Manoeuvres aufzuzählen, die von dem Erscheinen des Phosphorus an, ganze zehn Jahre lang zwischen der

---

Schriftstellers auszusprechen, von welchem er wußte, daß er dem Könige verhaßt sei, wurde später der größte Schmeichler dieses Fürsten. Er führte außerdem das Scepter des französischen Geschmackes in der schwedischen Literatur. Seine Werke zeugen von tiefer Beobachtungsgabe und von reichen Mitteln, die er mit Leichtigkeit und Geschick zu verwerthen wußte. Unter seinen dramatischen Arbeiten zeichnen sich vorzüglich Oden, und „Virginia" durch einen fließenden Vers und effectreiche Episoden aus. Leopold wurde 1899 in den Adelstand erhoben und genoß hohes Ansehen. Er starb im Jahre 1829 nachdem er seit sieben Jahren gänzlich erblindet war.

alten und neuen Schule geliefert wurden. Palmblad, Atterbom und Hammarsköld standen in den ersten Reihen der Phosphoristen; auf der andern Seite war Herr Wallmark, von Anfang bis Ende, der unglückliche, nothgedrungene Heerführer, dessen wallender, classischer Helmbusch den feindlichen Waffen als Zielscheibe diente. Man war, im Ganzen genommen, recht unartig gegen Herrn Wallmark; so z. B. anagrammatisirte man seinen ehrlichen Namen in „Markall;" darauf belustigte man sich damit, diesen Markall zu einer förmlichen Mythe zu machen, die, in nuce, alle Sünden und Erbärmlichkeiten der alten Schule enthalten und repräsentiren sollte. Es wurde ein eigenes Comité gebildet, welches dem mystischen Markall den Garaus machen sollte. Das Resultat von der Wirksamkeit dieses Comité war das bekannte epische Gedicht in zwei Abtheilungen, betitelt: „Markall's schlaflose Nächte." Der erste Theil von Atterbom, Hammarsköld und Sondén verfaßt, ist eine in Hexametern ausgeführte Nachahmung der Iliade und der Aeneïde; der zweite Theil von Dahlgren, mit Beihülfe Livijn's geschrieben, nähert sich hinsichtlich der Form dem „Orlando furioso" des Ariost. Um dem Ganzen einen Anstrich von Unparteilichkeit zu geben, fehlte es auch nicht an Spötteleien und Seitenhieben für die „neue Schule;" die schwedische Akademie aber und ihr Trabant: Herr Wallmark dienten zur Zielscheibe eines Scherzes, der in reines Pasquill ausartete und als solches, wohl aus den gespannten Verhältnissen damaliger Zeit erklärt, aber nachträglich keineswegs gebilligt werden kann. In der ersten Abtheilung erschien Herr Wallmark nur mit dem Beiworte „der Hirnberaubte;" dies aber ist eine Ungerechtigkeit, denn man kann ein treffliches Gehirn haben, ohne Poet zu sein, und Herr Wallmark war ohne Widerrede ein Mann von einem gewissen literarischen Verdienste, indem er in mehren wissen=

schaftlichen Schriften treffliche, einsichtsvolle und vernünftige Gedanken offenbart hat. In der zweiten Abtheilung kommt er nur als Centaur vor: halb Esel und halb Ritter, und unter dem Namem Paw (aus den Initialen seines Namens P. A. W., zusammengesetzt.)*) Uebrigens ist dies Werk, als literarisches Erzeugniß betrachtet, ein Meisterstück der satyrisch-komischen Dichtkunst, und wird als solches, gerade mit allen seinen Ungebührlichkeiten, ein werthvolles Actenstück in unserer Literaturgeschichte bleiben. Das war „das Schlachtgetümmel." Die eigentliche zu Grunde liegende Idee war: der Protest der Romantik gegen den sogenannten „classischen Gallicismus." Die große Leere in einer Hülse von Verstand, welche mit rhetorischem Pomp und Gepränge, mehr als einfache Prosa zu sein beanspruchte, diese acgdemische Leere übte freilich nicht mehr den gewohnten Zauber aus, aber Das genügte nicht: sie mußte gänzlich von dem Erdenrund verschwinden. Man verlangte mehr poetischen Gehalt; man wollte Gedanken, Gefühl und Phantasie unter der Oberfläche gewahren; man hatte ältere und neuere Dichter des Auslandes, von ganz anderem Schrot und Korn kennen gelernt, als es die bis jetzt vergötterten Musterschriftsteller waren, und was man bei den neuen Vorbildern gekostet hatte, wollte man auch in der vaterländischen Dichtkunst wiederfinden. Auch des alten Wahlspruches der Akademie: „Genie und Geschmack," war man überdrüssig; wie gern würde man sich der Abwechselung wegen, mit etwas weniger G e s c h m a c k begnügen, wenn man nur etwas mehr wirkliches G e n i e hätte. Der akademische Areopag hatte so

---

*) Per Adam Wallmark, königl. Bibliothekar und Kanzleirath, war 1778 in Holland geboren und starb 1858, nachdem er seit 1840 (?) seine Entlassung aus dem Staatsdienste genommen nnd seitdem auf dem Lande gelebt hatte.

Viel über Geschmack geredet und geschrieben, daß er dem Publicum förmlich unschmackhaft geworden war.

Es ist mittlerweile nicht zu leugnen, daß die Vorkämpfer der „neuen Schule“ Anfangs nicht eigentlich wußten, wo sie den wahrhaft schönen ideenreichen Stoff zu ihren Poesien suchen sollten, obschon sie das Bedürfniß desselben in tiefinnerster Seele fühlten. Sie hatten ihren Shakespeare, Schiller, Dante und Cervantes aufgeschlagen und es schwindelte ihnen vor all' den Herrlichkeiten, die ihnen daraus entgegentraten: Etliche stürzten sich nun in das Mittelalter hinein, als das Element, aus dem die Poesie vor Allem ihr ideales und romantisches Leben zu schöpfen habe; Andre begruben sich in mystische Philosopheme, wo alle Tiefe der Poesie verborgen liegen sollte. Diese zogen in den Orient, Jene in Ossian's nebelichte Berge und wieder Andere, direct in den Mond und zu den Planeten hinauf. Daß man hierbei, wenigstens in der ersten Hitze, den Bogen zu straff spannen und der Bolzen über das Ziel hinausfliegen würde, war sehr natürlich; und im Grunde darf sich Niemand darüber wundern, wenn die Phosphoristen im Kampfe gegen die alte, eingewurzelte Autorität der Akademie Gustav's III. bisweilen zu weit gingen und in entgegengesetzte Extreme verfielen. Ich finde hierin vielmehr eine Ursache, sie interessant zu finden und ihnen unsere aufrichtige Sympathie zu widmen, indem wir sie, als tragische Opfer betrachten. Es glühte ein ritterlicher Jugendmuth in diesen Streitern, der allezeit geschützt zu werden verdient; nebenbei waren sie gewissermaßen „les enfans perdu“ der literarischen Umwälzung und haben als solche vollkommenes Recht Anspruch auf unsere Herzensgüte zu machen; und was mich betrifft, so will ich jetzt nachträglich ein gutes Wort für sie einlegen.

Amadeus Atterbom*) ist von einem Recensenten der „Regimentstambour" der neuen Schule genannt worden, „der seinem Corps immer mit hoch geschwungenem Stabe voranging," während Palmblad, Hammarsköld und noch etliche Andere die verantwortungsvolle Aufgabe hatten, die eigentlichen Operationen des Heeres als Oberste zu leiten. Diese Aeußerung ist freilich etwas boshaft, aber sehr treffend. Atterbom war nämlich sehr unbestimmter Natur und im hohen Grade unpractisch; auch er trat im „Poliphem" und im „Phosphorus" mit polemischen Gedichten, Recensionen und Fragmenten einer Philosophie der Künste auf, aber es wäre unrecht zu behaupten, daß es Atterbom's kriegerische Haltung war, die den Kampf entschied. Als Lyriker, hielt er jedoch mit seiner türkischen Musik die Kameraden bei gutem Muthe und in gewisser heilsamer Begeisterung, während Andere die kritischen Belagerungsarbeiten in den Laufgräben besorgten und der prunkenden Götterburg der Schwedischen Akademie immer näher rückten.

Atterbom war entschieden und fast ausschließlich Lyriker. Seine blinden Bewunderer fanden in jedem Worte, das aus seiner Feder floß, ein „romantisches Gefühl," eine „ätherische Zartheit," eine „tiefsinnige Schwärmerei," eine „unnachahmliche Musik der Sprache." Seine Widersacher haben ihn geradezu

---

*) Per Daniel Atterbom war der Sohn eines Hülfspredigers in Ostgothland. Ein edelmüthiger, tieffühlender Mensch, wurde er durch die fortwährenden literarischen Fehden, durch angestrengtes Schaffen und Arbeiten für seine Idee, körperlich so angegriffen, daß seine Freunde ihm die Mittel zu einer Reise nach Italien veranstalteten. Körperlich und geistig gestärkt, kehrte er nach Schweden zurück und wurde dauernd an den Norden gefesselt, als er zum Lehrer der deutschen Literatur und Aesthetik des damaligen Kronprinzen (jetzt verstorbenen Königs Oscar I.) und zum Professor an der Universität Upsala ernannt wurde. Er starb 1855.

einen Verrückten genannt, mißlungen in totum und tantum. Beides ist übertrieben. Atterbom war ein reicher Stoff, der leider eine verfehlte Entwickelung erlitt; wahrscheinlich in Folge der eigenthümlichen Zeitumstände, unter welchen er aufgetreten und ausgebildet war. Nach Abzug alles Verwerflichen, das man an dem Manne findet, bleibt doch noch immer — laßt uns gerecht sein! — manches Gute und Achtungswerthe zurück. Es war ein Unglück, daß Atterbom sich von vorn herein nicht mit der Poesie begnügen konnte, sondern durchaus Philosoph sein wollte. Schelling war sein Vorbild und seine Vorsehung.

Herr Schelling war zu jener Zeit der „Löwe" in der speculativen Welt, und es war traurig anzusehen, wie dieser absolute Herr und Meister sein Spiel trieb mit „seinen wirklichen Jüngern" wie sie sich zu nennen beliebten. Jedesmal wenn er in seinen philosophischen Progressen „links um," oder „rechts um kehrt!" machte — und wer hat dies öfter gethan, als er? — da mußten die treuen Schüler das kleine Manoeuvre sofort nachmachen. — Nun haben wir es! — riefen sie dann. — Was habt Ihr? — Was wir haben? Wir haben das System! . . . . Kaum war aber dies Wort gesprochen, so hatte Herr Schelling wieder nach links umgeschwenkt und die gewissenhaften Jünger beeilten sich ihm zu folgen. Es war eine wahre Comödie! Herr Atterbom, der einzige „echte Schellingianer" in Schweden, machte daheim in Upsala alle Evolutionen seines Meisters pflichtgetreu durch; wenn auch mit mehr oder weniger Wohlgefallen. Es gab gewissen Leuten Veranlassung zu großer Heiterkeit und Herr Atterbom wurde kein größerer Philosoph dadurch, daß er sich zum Märtyrer machte.

Nun aber wollte Herr Atterbom durchaus und überall Etwas von dieser unsicheren, schwankenden, schwer verständlichen,

nebelichten Speculation in seine Gedichte mischen, um der Welt zu zeigen, daß er ein tieferer Poet und kunstmäßiger gebildet sei, als die gewöhnlichen Dichter. Herr Leopold konnte auch wirklich nicht gegen ihn aufkommen! Aber da geschah es, daß Atterbom's Muse einen so hyper-idealen, naturmystischen, symbolischen und chaotischen Charakter annahm, daß er oft selbst nicht gewußt zu haben scheint, was er sagte. Dazu kam noch, daß seine Sprache als Gegensatz zum Gallicismus eine gewisse abstracte, mystische, unklare (deutsche) Färbung annahm, deren Seltsamkeit oft weniger genial, als verschroben war, eine Kostbarkeit deren Klingklang freilich manchen Ohren, wie Göttermusik erklang, im Grunde aber mit dem sinnlosen Geklapper der Messingbecken in der Janitscharenmusik verglichen werden konnte. Jetzt, nach fünfzig Jahren, scheint es uns unbegreiflich, daß Atterbom sich durch seinen Haß gegen die glatt gehobelte und gefeilte französische Poesie, wie durch seine Vorliebe zur deutschen Romantik, zu solchen Uebertreibungen verleiten lassen konnte. Unter seinen neueren poetischen Ausdrücken wie z. B. „blankes Eisenentzücken," „magisches Geistertönen," u. s. w. werden manche, in unserer schwedischen Literatur, als Denkmäler einer — babylonischen Verwirrung stehen bleiben. Wenn Atterbom sich in seinen „Blumen" in einer Beschreibung des Orients folgende kühne Bilder erlaubte:

„Wo die Erde, zu ehren den Sonnen-Sultan,
„Hat ein unmeßlich Tulpenkleid angethan;"

oder an einer andern Stelle, wo er den Mond besingt:

„... Die große Lilie der Geisterwelt
„Glänzt hell im Sternenkranz der Mutter Gottes;"

so hatte der schalkhafte Vitalis unleugbar Recht, als er äußerte:

„Wohl klingt es hart, eh' man's gewohnt;
„Doch den Dichtern kam schon oftmals zu Statten,
„Wenn sie Himmel und Erde im Blumentopf hatten.

Bei den in poetischer und metaphysischer Bedeutung geradezu abenteuerlichen Tiraden wie:

„Der Zeiten Wechsel ist ein Steigern
Der Lichtkraft, ungeschwächt,"

will ich mich nicht länger aufhalten, in der Ueberzeugung, daß jeder gesunde Menschenverstand dabei stille stehen muß.

Es gab wirklich Leute, welche dies Unbegreifliche für eigentliche Poesie hielten und von dem „Dämmern" und „Lämmern" und „Funkeln" und „Munkeln," nicht genug bekommen konnten. Sie riefen gleichsam: „Verstehen wir es, so können wir es schlechterdings nicht gebrauchen!" — Mir fällt dabei unwillkürlich jener Geck in der bekannten französischen Posse ein, der sich bei seinem Schneider ein Paar Gallabeinkleider bestellt hat und noch einmal die Thür öffnet, um demselben nachzurufen: „Noch ein Wort, Meister, das sage ich Euch: Macht Ihr die Dinger so, daß ich da hinein kann — so nehme ich sie nicht!"

Ich erinnere mich, daß ich einmal mit einem blinden Bewunderer des echten Phosphorismus in Streit gerieth über den Ausdruck „bläuliches Gold," der irgendwo, ich weiß nicht, ob in Atterbom's Schriften, oder in denen eines seiner Anhänger, vorkommt. Der Mann wollte mich durchaus zu dem Bekenntnisse zwingen: daß das Gold in gewissen Fällen sehr gut blau genannt werden könne. Ich behauptete indessen: Gold sei gelb, und rief die ganze Welt zu Zeugen auf. Mein Gegner schloß endlich mit der Erklärung, daß ich meinerseits eine erbärmliche Goldschmidtsansicht verträte und kein Auge für den poetischen Reflex der Metalle habe. Ich bat um Gnade, aber – vergebens! Farbenblindheit, ästhetische Farbenblindheit!" — Atterbom's großes Gedicht „die Glückseligkeitsinsel" enthält zu gleicher Zeit alle Verdienste und alle Mängel seiner Muse. Das Ganze macht mehr Anspruch auf Tiefe und

Gehalt, als darin liegt. Bei der ausgedehnten durch zwei dicke Bände laufenden Allegorie verliert man den Ueberblick und den nothwendigen Zusammenhang; es scheint sogar, als ob es dem Autor selbst so ergangen sei. Aber nichtsdestoweniger bleibt dies Gedicht, mit allen seinen Mängeln, eine hervorragende Schöpfung in unserer neueren Belletristik und man findet darin gothische Oasen in der üppigsten Farbenpracht mit wahrhaft hesperischem Zauber. Atterbom hat nun einmal ein mehr südliches, als nordisches Colorit, obschon er sich ebenfalls in dem Character des altmodischen Volksliedes versucht hat. Wo er die üppige Vegetation seiner Lyrik nicht in dem verworrenen Schlingkraut der Metaphysik erstickte, da entsprossen dem warmen Boden oft die schönsten Blumensträuße voll Duft und Farbenpracht. Ich brauche nur auf die kleinen Romanzen in der „Glückseligkeitsinsel" hinzuweisen, die wahrhaft kleine Meisterstücke — und mit Recht populair geworden sind.

Dasselbe Urtheil gilt für seinen „Blauvogel," indem man zwischen den bombastischen, ultraphosphoristischen Ergüssen, vortreffliche und bezaubernde Bruchstücke antrifft. Auch seine „Blumen" erfreuten sich zu ihrer Zeit eines ungeheuren Beifalles. Sie datirten sich aus einer früheren Periode und tragen das Gepräge jener mystisch-philosophischen Phantasterei, die zwecklos in's Blaue hinein schweift und nur den oben erwähnten Freunden des Unbegreiflichen gefallen kann. Atterbom's Feder hat übrigens Manches geliefert, was auch anderen Menschenkindern als Schelling's Wolkenseglern und Novalis' Schwindsuchts-Patienten verständlich ist. Dahin gehört z. B. das kleine Gedicht an seine Mutter: „M e i n e W ü n s c h e;" eine entzückende, ungekünstelte Idylle von Ahornumschatteten Hütten, schlängelnden Bächen, grünenden Hainen und duftenden Blumen, unter welchen man bei dem milden Glanze des Abendrothes, lustwandelt! —

Nach meinem Dafürhalten hätte Atterbom von unweit größerem Einflusse auf unsere Literatur sein können, wenn sein Auftreten von günstigeren Verhältnissen begleitet gewesen wäre. Das herbe Verdammungsurtheil, welches allerseits über ihn ausgesprochen worden ist, scheint mir jedenfalls unmaßgeblich, selbst in Ansehung Dessen, was dieser Dichter in der Wirklichkeit war und als welcher er in der Literatur unseres Landes immer dastehen wird. Als Prosaiker hat er sich durch seine „Seher und Sänger" einen Ruf erworben, der durch keinen billigen und unparteiischen Richter geschmälert werden wird; dies Werk wird ihn überleben, während seine philosophischen „Studien" jetzt schon kaum noch in Upsala ihr Publikum finden.

Atterbom gehörte zu jenen armen unschuldigen Politikern, die von tiefem Kummer ergriffen wurden, als ihr alter Freund und Kamerad Geijer „die Kammer zu enge fand" und zu der neuen Richtung überging. Obschon selbst aus der politischen Bewegung des Jahres 1809 hervorgegangen, gelang es ihm doch nie, das Rechtmäßige in dem Bestreben des Zeitgeistes einzusehen; er war und blieb unmündig und so festgewachsen an die alten Lehrsätze, daß er keinen Hahnenschritt vorwärts zu thun wagte. Als Palmblad so entrüstet ward über Geijer's Verrath, daß er die Nachtmütze auf den Tisch warf, zog Atterbom sie nur desto tiefer über die Ohren, um über das Entsetzliche, was geschehen war, unbemerkt zu weinen; er schluchzte aber bisweilen so laut, daß ganz Schweden es hörte. Es war ein Jammer um den gutmüthigen Mann und wir thaten Unrecht, wenn wir ihn deshalb schalten. Er war nun einmal „der Geistersphären große Lilie," Geijer dahingegen eine Sonnenblume. Bei so verschiedenen Naturen mußte es dahin kommen, daß sie sich nicht mehr verstanden; — es giebt dergleichen Disharmonie im Leben!

Unter den übrigen Phosphoristen nimmt Hammarsköld*) unstreitig, als Polemiker und Recensent, den ersten Rang ein. Während Atterbom ruhig daheim am Schreibtische saß und Sonnette, Ottavreime und sonstigen poetischen Flitterstand zusammen schrieb, war Hammarsköld unermüdlich mit seinem Mjölner**) unterwegs, um die Riesen des französischen Geschmacks zu bekämpfen. Er war es auch, der die oben erwähnte Kritik über Leopold schrieb, welche damals ein ungeheures Aufsehen erregte. Außer den zahllosen Recensionen und polemischen Abhandlungen, mit welchen er die Organe der neuen Schule anfüllte, hat Hammarsköld durch seine ausführliche Geschichte der Philosophie, der schönen Wissenschaften und bildenden Künste, den eigentlichen Grund zu einer ästhetischen Kritik gelegt und ein allgemeines philosophisches Interesse hervorgerufen. In seinen literarischen Streitigkeiten kannte er keine Mäßigung und seine Heftigkeit und Bitterkeit führten ihn oftmals zu weit. So z. B. stürzte er sich mit beispielloser Wuth auf Tegnér, welcher so vermessen war, seinen eignen Weg zu gehen, ohne sich weder der alten noch der neuen Schule anzuschließen. Tegnér blieb ihm keine Antwort schuldig. Sein schonungsloses:

---

*) Lorenzo Hammarsköld, 1785 in der Provinz Ostgothland geboren, war in der Königl. Bibliothek zu Stockholm angestellt und bekannt als Kritiker und Kämpfer für die neue Richtung. Höchst komisch war es, ihn mit Wallmark, dem Ritter der alten Schule, in einem Zimmer der Bibliothek arbeiten zu sehen, wo sie oft die bittersten Schmähschriften gegen einander verfaßten. Als Privatmann war Hammersköld überaus beliebt und sehr gastfrei. Sein Haus, das noch durch den Reiz eines sehr glücklichen Familienlebens verschönert wurde, war der Sammelplatz zahlreicher gelehrter und berühmter Männer des In- und Auslandes. Hammarsköld starb 1827.

**) Bekanntlich der Hammer Asa-Thor's.

„Schreib niemals Schwedisch, Hammarspik,
Auch nicht in and'rer Sprache“ ....

setzte Diesen so in Wuth, daß er sich zum Gespötte machte. Man zeichnete Carricaturen über ihn, die in allen Buchläden vor den Fenstern hingen; man stellte ihn als Don Quixote dar, und er konnte kaum in Frieden über die Straße gehen. Bei alledem war Hammarsköld ein achtungswerther und grundgelehrter Mann; Einer der Wenigen, welche bei uns zu Lande den Namen „Polyhistor“ beanspruchen können. Da vergesse ich beinahe, daß er auch Verse, Novellen, ja sogar eine Tragödie geschrieben hat. Er war jedoch nicht zum Poeten geschaffen. Das Beste, was er auf diesem Gebiete geleistet hat, ist unstreitig die erste Abtheilung von „Markall's schlaflosen Nächten,“ wobei er jedoch von Atterbom unterstützt worden sein mag.

Palmblad *) stand seinem Freunde Hammarsköld als unverdrossener Kritiker zur Seite. Ohne die umfassenden und gründlichen Kenntnisse des Letzteren zu besitzen, war er, als Kämpfer in den Streitigkeiten der alten und neuen Schule, doch bei Weitem bedeutender und gefährlicher als der aufbrausende Hammersköld. Scharfsinn und Vorsicht zeichneten ihn aus und gerade diese Eigenschaften gingen Letztgenanntem ab. Palmblad hat sich ebenfalls in der Dichtkunst versucht, doch ohne bedeutenden Erfolg. Seine Novellen und Romane aber sind von anerkanntem Werthe. Er hatte schon frühzeitig Geschmack an den „Hieroglyphengrotten des mystischen Hindostan“ gefunden, wohin die buddhaistischen und Sanscrit-Studien der Gebrüder Schlegel, besonders in der deutschen

*) Wilh. Fredrick Palmblad, geb. in Ostgothland 1788, gest. 1852, war nicht allein Professor der griechischen Sprache an der Universität Upsala, sondern auch Buchdrucker, und Herausgeber mehrerer Zeitschriften.

Literatur, einen allgemeinen Kreuzzug hervorgerufen hatten. Alles, was Odem hatte, mußte nach Indien; man träumte nur von Braminen, die unter heiligen Palmen lustwandelten, in deren Kronen heilige, langnasige Affen heilige Datteln speisten; und war es bisher der größte Ehrgeiz der Dichter gewesen, ein Lorbeerblatt von dem Grabe Virgil's zu besitzen, so erstreckte sich derselbe jetzt auf eine Flasche mit dreifach heiligem Gangeswasser. Palmblad verließ freilich nie die Stadt Upsala, aber Dies hinderte ihn ebenso wenig, wie die Gebrüder Schlegel, in Gedanken ein echter Hindu zu werden. Und er wurde es in der That: er wurde unser Bramine. Das Resultat dieser hindostanischen und orientalischen Belesenheit offenbarte sich in einigen Caschemir'schen Erzählungen und in einigen trefflichen Beschreibungen des Orients und Asiens überhaupt. Palmblad war nämlich nicht blos ein großer Buddhaist, ein großer Grieche und ein großer Buchdrucker, sondern auch ein gewaltiger Geograph; man will sogar behaupten, daß er ein weit größerer Geograph, als Hellenist war, obgleich der Zufall ihn als Professor der griechischen Sprache angestellt hatte. Nun, war er denn auch wirklich kein Homer — und Das will ich gern glauben — so mag Gott der Herr wissen, daß Vater Homer seinerseits, auch kein großer Geograph war und somit können Beide einander quittiren.

Ich habe bereits gesagt, daß Palmblad, als Geijer in das Lager der Liberalen überging, so in Wuth gerieth, daß er die Nachtmütze auf den Tisch warf. Das war kein leerer Schreckschuß. Er erklärte sich nun eben so offen für die conservative Partei und beschloß, ihr mit Hand und Feder, mit Geist und Buchdruckerlettern anzugehören. Er hat Wort gehalten. Vom Morgen bis an den Abend sah man Palmblad im Schweiße seines Angesichts für das sogenannte System arbeiten; er schrieb für alle Zeitschriften, übernahm ganze Zeitungen für

eigene Rechnung; er schrieb in gebundener und ungebundener Rede, in jeder Gestalt und Form um den eilenden Strom der Zeit, zum Wohle des Staates, aufzuhalten und den Fortschrittsgeist zu zwingen, hübsch stille zu sitzen und artige unschuldige Kindermärchen anzuhören, wie es in dem glücklichen, patriarchalischen Morgenlande, von Alters her, geschehen ist und noch geschieht. Er that, was er konnte, ja mehr, als Das und daß sein Streben nicht mit Erfolg gekrönt ward, kam nur daher, daß die Zeit den Professoren der Classicität über den Kopf gewachsen war. Palmblad war trotz seines friedlichen Namens ein polemisches Talent: scharfsinnig, schlau und witzig; er hatte aber zu viel Galle im Blute und verstand es nicht, seine Mittel richtig zu verwerthen. Er war heißhungrig wie das Crocodill zwischen den Lotosblumen, und ich glaube beinahe, er war selbst dem Menschenopfer nicht abgeneigt, obschon er es, als akademischer Lehrer, nicht öffentlich predigen konnte. Wo er keinen Scherz zur Hand hatte, griff er zu groben Schimpfwörtern; fehlte es ihm an Facten, so erdichtete er solche. Auch die zweideutigste Sache kann ihren Ritter haben, Palmblad war nie etwas Anderes, als ihr wohlbestellter Profos. Er verstand es nicht eine Lanze zu brechen, aber er hatte die Geißel in seiner Gewalt und knüpfte mit bewundernswerthem Geschick eine – Schlinge. Ich habe Palmblad's verschiedenen romantischen Schriften Gerechtigkeit widerfahren lassen; deshalb muß es mir auch frei stehen, ihn von anderer Seite so zu schildern, wie er war. —

Unter den anderen Schriftstellern, die im Phosphorus auftraten und als Repräsentanten der neuen Schule zu betrachten sind, gehören ferner Ingelgren und Elgström, lyrische Naturen voll guter, sogar reicher Anlagen, die Beide einem frühen Tode anheim fielen. Elgström gerieth schon bei den ersten Schritten auf der politischen Bahn in eine krank-

hafte Sentimentalität, in einen in den Wolken schwebenden Idealismus. Auch er hatte seine Bewunderer, die dies ätherisch, wunderbar und göttlich nannten, und der abgedroschene Satz von der „Psyche, die der prosaischen, verächtlichen Erde entschwebt, um zu höheren, schöneren Räumen emporzusteigen" — wurde unermüdet abgeleiert. Wir sollten lieber wünschen, daß die holde Psyche nicht höher fliege, als ihre Schwingen sie zu tragen vermögen, und da sie nun einmal auf die Erde angewiesen ist, thäte sie vielleicht am Klügsten, sich mit ihr zu begnügen. — Aber daß auch die Erde ihre Poesie hat, Das ist es gerade, was die Phosphoristen nicht begreifen konnten und wollten — sie standen beständig auf einem Beine und schlugen und flatterten mit den Armen um sich einige Ellen höher empor zu schwingen in Das, was sie die einzig wahre poetische Atmosphäre nannten.

Sondén war ein fleißiger und in mehrfacher Hinsicht schätzbarer Literat; seine wiederholten Versuche „Phosphorist zu spielen" sind jedoch mit Recht als ein schlechter Einfall zu betrachten. Es heißt, daß er ein kleines Lied geschrieben habe, das sich wie die herrlichste Poesie liest; ich habe in seinen beiden „Gedichtsammlungen" vergeblich danach gesucht.

Börjesson hat, unter anderen lyrischen Productionen, wenigstens ein wirklich poetisches Miniaturgedicht geliefert, mit der Ueberschrift: „D'rum tretet uns Geringen nicht!" — Später ging er zu großartigeren Dingen über und beschrieb in einem mystischen Epos: „Die Schöpfung." Alles „sehr gut" findend, nahm er alsdann einen Ruhetag. Die Welt hatte Nichts dagegen; sie fand es sogar ganz in der Ordnung und war desto mehr überrascht, als er eines schönen Tages von Neuem auftauchte und zwar in der Gestalt eines — Dramatikers. Zuerst erschien Erick XIV. und darauf verschiedene andere Bühnenstücke. Man hatte ihn auf der Kanzel in irgend

einer Landkirche verlassen, dort vergessen und wollte deshalb kaum seinen Augen trauen, als man ihn nun so urplötzlich auf dem Parnasse am Gustav-Adolph's Platze,*) wiederfand; ja man wollte den so unvermuthet hereingeschneieten Bühnendichter für einen Pseudonym halten. Die Erscheinung war jedoch piquant genug, um größere Aufmerksamkeit zu erregen, und da Börjesson's dramatische Arbeiten meistens vaterländische Stoffe behandeln, die immer eine gewisse Anziehungskraft auf das Publicum üben, und da sie überdies in recht hübschen Versen geschrieben und nicht ohne effectvolle Episoden waren, so machten sie für den Augenblick Glück. Selbst wenn der Beifallssturm der Referenten längst verhallt ist, wird man diesen Arbeiten eine gewisse Sorgfalt und fleißiges Streben zuerkennen müssen.

Carl von Zeipel**) war ein Erz-Atterbomianer, dessen Gedichte man jedoch mit Vergnügen liest und die zu den besten der neuen Schule gehören. Seine Novellen stehen hinter Palmblad's Schöpfungen dieser Gattung weit zurück und seine späteren Arbeiten tragen leider allzusehr das Gepräge, daß sie zum Broderwerbe geschrieben wurden.

Als Privatperson war er die Gemüthlichkeit selbst. So lange er sein Landgut Lingonbacka (Preißelbeerberg) besaß, kam er oft nach Upsala, um das muntere Leben der Studenten zu theilen. Er war ein liebenswürdiger Amphytrion, so lange er Etwas zu spenden hatte; ja er war es selbst dann noch, als er nichts weiter als seine gebrochene Leyer besaß. Fahlcrantz

---

*) Das königliche Schauspielhaus zu Stockholm liegt nämlich an dem Gustav-Adolphsplatze.

**) Zeipel, geb. in Blekinge 1793 gest. 1849, war Buchdrucker und als solcher ansäßig in Upsala.

hatte ihm den vertraulichen Beinamen Lingonbacchus gegeben und er repräsentirte in der That das Aetherische der neuen Schule, welches sich unter Form und Namen von „astralischem Nectarchampagnersaft," — auf Bouteillen ziehen läßt.

Ein anderer Dichter dieser Schule, dem wir nicht vorbeigehen dürfen, ohne seiner zu erwähnen, ist Adolph Iwar Arwidßon, bekannt durch die von ihm herausgegebenen Sammlungen schwedischer Volkslieder. Seine eigenen Gedichte sind in einer Auflage von nur fünfundzwanzig Bibliotheksexemplaren gedruckt worden, so daß es dem Publicum fast unmöglich war, seine nähere Bekanntschaft zu machen. Die Phosphoristen, welche den Mann im Manuscripte gelesen hatten, versicherten stets: er sei ein großes Genie. Nach einigen Probegedichten zu urtheilen, die vorher in einigen Literaturzeitungen erschienen, gehören Herrn Arwidßon's dichterische Productionen größtentheils zu jener überspannten Kraft- und Donnerpoesie, welche von den Phosphoristen — wenn sie überhaupt diese Seite anschlugen — als höchster Grad wilder Erhabenheit anerkannt und empfohlen wurden. Es läßt sich nicht leugnen, daß in der ganzen Arwidßon'schen Manier und in seinen Feuer-, Flammen- und Schwefel-Phantasien Etwas von „Tausend Teufel und Donnerwetter" liegt. So verwandelt er z. B. in dem Gedichte: „Bei einer Schmelzhütte," die ruhigen ehrbaren Hüttenarbeiter in „schwarze gehörnte Furien, schwebend in Wolken unseliger Dünste!" Ich weiß nicht, ob der Mann selbst ein personificirter Dämon war; ich habe ihn nur als Königl. Bibliothekar gekannt.*) — Etwas Angenehmes hatte er nicht, Das gestehe ich, doch habe ich niemals vor ihm gezittert.

*) Der Uebersetzer des vorliegenden Buches ist in dieser Beziehung glücklicher, als der Verfasser desselben. Er kannte Adolph Iwar Arwidßon als königl. Bibliothekar, als Freund und als Familienvater, und

Ich muß schließlich noch einer phosphoristischen Notabilität weiblichen Geschlechts, erwähnen: Euphrosyne genannt. Sie war nicht die einzige Dame, welche hingerissen von Atterbom's schwärmerischen, überirdischen Tönen selbst in die Saiten griff, um ihre elegische Sehnsucht und ihre schwärmerische Dichterfreude, zum Besten der poetischen Almanache, im Liede zu offenbaren. Sie war nicht die Einzige, sage ich, aber jedenfalls die Beste! Euphrosyne (einfacher: Frau Kerstin Nyberg, geb. Svärdtström) zeigte sich schon früh als Dichterin, begabt mit vieler Phantasie, tiefem Gefühl und einer musikalischen Sprache. Sie stand Anfangs zu ausschließlich unter dem Einflusse Atterbomianischer mystischer Phantasterei; doch können sich viele ihrer Gedichte mit dem Besten messen, was die männlichen Repräsentanten der neuen Schule geliefert haben; ja mehre, einer reiferen Periode entstammten Lieder werden immerdar zu dem Trefflichsten gehören, was unsere jüngere Literatur in der Lyrik geleistet hat. Sie zeichnen sich durch eine seltene Vollendung der Form aus, durch einen Reichthum an Empfindungen, die freilich bisweilen eine mondscheinblasse Weltanschauung verrathen, aber dann auch wieder so viel Scherz und Satyre ausdrücken, daß man sie Frau Lenngren's geistreicher Feder zu entlehnen, versucht ist.*) So viel ich von

hat weder in dem gelehrten Staatsmanne, noch in dem biederen, treuen Freunde oder in dem liebevollen, musterhaften Familienvater die Spur einer dämonischen Natur gefunden. Rührend war Arwidßon's Liebe zu seinem Vaterlande (Finnland), das er, aus politischen Gründen, schon als Jüngling hatte verlassen müssen. Die Sehnsucht nach dem Lande seiner Väter lebte ungeschwächt in ihm fort und es war auf einer Reise in die Heimath (1859), wo er fern von seiner liebenswürdigen Familie, vom Tode ereilt ward. Seine Asche ist somit der vaterländischen Erde wiedergegeben, wo ein, von seinen Landsleuten ihm zu Ehren errichtetes Denkmal seine letzte Ruhestätte bezeichnet.

*) Frau Lenngren war eine sehr gefeierte, geistreiche Dichterin, eine Zeitgenossin Leopold's.

ihrem Privatleben gekannt habe, ist sie niemals eine seufzende Turteltaube gewesen: sie freute sich mit den Fröhlichen und lebte glücklich inmitten ihrer Blumen und Vögel. Ich werde die herrliche alte Frau nie vergessen, wie sie einstmals in einem sogenannten ästhetischen Zirkel ihrem alten Freunde Atterbom, munter und lebenslustig quer über den Tisch, zutrank. Der in seinen Träumen halbversunkene Atterbom beantwortete den Toast mit einem zerstreuten Lächeln — so wie man es nur bei einem echten Schellingianer wiederfindet — und in dem sich die unwillkürliche irdische Empfindung bei dem Genusse des herrlichen Traubensaftes auf piquante Art mit der überirdischen, phosphoristischen Weltverachtung paarte. Euphrosyne stieß mich mit unnachahmlichem Seitenblicke an den Ellbogen. —

C. G. Geijer. *)

Gleichzeitig mit der „Neuen Schule," tauchte eine andere, die „Gothische," auf. Sie entwickelte sich parallel mit dem Phosphorismus; an ihrer Spitze stand Erik Gustav Geijer.

Geijer, stets ein treuer Freund und Kamerad Atterbom's, schätzte und bewunderte dessen Genie und feuerte ihn an in seinen schönwissenschaftlichen Fehden. Sein eigener dichterischer Wirkungskreis lag in ganz anderer Richtung; er fühlte sich stark und selbstständig genug, einen neuen Weg zu bahnen. Mit weniger Phantasie als Gefühl begabt, mit mehr ruhig forschendem Verstande als Sinn für metaphysische Luftsprünge, sah Geijer sehr wohl ein, daß die neue Schule auf die Weise, wie sie begonnen, in einseitigen deutschen Idealismus ausarten werde, und daß der Zeitgeist ganz anderer Dinge bedürfe. Geijer gehört freilich mit seinen „Gothen" ebenso gut zu den Romantikern wie Atterbom mit der neuen Schule, aber es ist eine Romantik, die in der Erde wurzelt, während die andere ausschließlich in den Wolken segelt. Geijer hatte sich früh der Geschichte, besonders der vaterländischen

*) Geb. in Wermland 1783, gest. in Stockholm 1847.

zugewendet und in der Saga und dem alten Volksliede ein Element gefunden, woraus er mit Recht eine echt schwedische, auf eigenem Grund und Boden stehende Literatur bilden zu können glaubte. Ich halte die Behauptung keineswegs für gewagt, wenn ich ausspreche, daß Geijer in dieser Richtung vorzüglich durch Oehlenschläger's Beispiel angeregt und fortgerissen wurde, welcher gerade damals in Dänemark eine solche nordisch-romantische, vaterländische Poesie ins Leben gerufen hatte: ein Gegenstück zu der kosmopolitischen, moralisch-satyrischen Belletristik der Baggesen'schen Periode. Genug! Geijer faßte Muth und gab im Jahre 1801 seine bekannte Iduna, eine Zeitschrift für Poesie und Prosa, heraus, welche sich sofort einer allgemeinen Aufmerksamkeit erfreute und großen Einfluß auf unsere heutige Belletristik gehabt hat.

In der „Iduna" brachte Geijer uns das Beste, was er in gebundener Rede geschrieben hat. „Der letzte Kämpe," „der letzte Barde," „der Wiking," und mehre derartige Gedichte werden stets zu den schätzbarsten Kleinodien unserer Sammlungen gehören. Was ihn so allbeliebt machte, und ihn mit einem Schlage weit über die phosphoristische Schule empor hob, war der alte nordische Ernst und die schlichte Einfachheit, die seine Muse characterisirt. Es duftet uns ein frischer Tannenwald aus diesen Geijer'schen Romanzen entgegen. Wir finden uns selbst darin wieder, was wir in der phosphoristischen Nebelwelt mit dem besten Willen nicht vermögen; wir fühlen, daß wir daheim, in dem lieben alten Norden sind, zwischen Eisbergen und Seen, zwischen singenden Drosseln und lieben Landsleuten.

Von allen jüngeren Dichtern war Geijer der Erste, welcher einen wahrhaft heimathlichen Ton angeschlagen hatte, der durch das Herz der ganzen Nation wiederklang und das Signal zu einer neuen Richtung in der Dichtkunst gab. Man würde die

Geijer'sche Muse mit denselben Worten schildern können, mit denen er in dem trefflichen Gedichte: „Manheim," den Odalmann (freie Grundbesitzer) der guten alten Zeit beschreibt.

Geijer's Muse ist selbst dieser Odalmann, dieser unabhängige Mann, der Alles verschmäht, was ihm fremde Länder bieten, der mit eigenen Händen seinen Acker pflügt und seine größte Ehre darin sucht, sich selbst zu genügen. Die uralte Sage und Geschichte ist das Feld, welches Geijer der Poesie zur Bearbeitung anweist: wenn auch nicht der einzige, für die Poesie taugliche, doch jedenfalls ein fruchtbarer, ergiebiger Boden.

Es ist übrigens nicht allein der Geist, der aus Geijers Schriften spricht, welcher ihn zum echt nordischen Dichter macht, sondern auch der ihm eigenthümliche Styl. Alle academischen Phrasen, wie das phosphoristische Rothwelsch verschmähend, liebte er es, sich in seiner eigenen Schreibart zu bewegen, welche, ohne sich in den veralteten Mittelalterstaub zu begraben, durch ihre kernige Ursprünglichkeit an das alte Volkslied und die Chronik erinnerte. Am Auffälligsten tritt diese Eigenthümlichkeit in seiner ungebundenen Rede hervor, wo der Styl bisweilen so holperig wird, daß man ihn mit jenen unverbesserlichen Rollsteinhügeln vergleichen möchte, die den Lustwandelnden, selbst in den schönsten Gegenden Schwedens, in Verzweiflung bringen können. In seiner Poesie vereint sich diese einfache, ungefeilte Diction mit einem wunderbar melodischem Klange, der sich durch das Ganze hinzieht, wie das einförmige Brausen des wildschäumenden Bergstromes oder wie das ferne Echo des Hiefthornes im Gebirge. Man betrachte z. B. seinen „Wiking," ein Gedicht, welches die schwedische Literatur mit Stolz jedem ausländischen Erzeugnisse dieser Gattung an die Seite stellen darf. Ich will mich nicht bei den inneren Vorzügen dieses Liedes aufhalten: — einer Schil=

derung des alten trotzigen, sorglosen Wikingerlebens, mit kühnem dichterischen Scharfblick aus dem wirklichen Leben der Vorzeit entlehnt — ich will nur auf das schon weiter oben angedeutete Melodische, Volksliedartige hinweisen, was aus diesen Versen wiedertönt und wenigstens unseren schwedischen Ohren so vernehmbar ist, daß wir sie viel leichter singen als declamiren würden. Auch mit mehren anderen seiner lyrischen Gedichte ist dies der Fall.

Geijer war vielleicht ebenso sehr zum Tonkünstler, als zum Dichter und Geschichtsschreiber geboren. Er war eine Art Natursänger, sowie er auch eigentlich mehr Naturdichter als kunstmäßig gebildeter Poet war. Wenn er sich an das Piano setzte, entströmten seinen Fingern dieselben kunstlosen wundersamen Phantasien, die wir in seinen Liedern bewundern. Wie Bellman, setzte auch er die Musik zu mehren seiner Romanzen; eine Musik die — wie sein Versbau — vielleicht nicht immer den strengen Regeln der Theorie Genüge leistet, aber das Frische, Unbeschreibliche der unmittelbaren Eingebung athmet, welches uns in der naiven, melancholischen Weise des Volksliedes zu Herzen spricht. Der „Köhlerknabe" ist eine solche vollendete kleine Doppelcomposition von merkwürdiger Ursprünglichkeit. Die Musik ist in hohem Grade malend: es liegt etwas so Tiefes, Dunkles in dieser halbwilden Tonfolge; und wenn „die Nacht sich über die Flur senkt" und der arme kleine Bursche, aus Furcht vor den Kobolden die Fersen zeigt und davon läuft.... da glaubt man deutlich zu sehen, wie ihm das Herz im Halse steckt und die Zähne im Munde klappern.... Das ist dramatisch wie Mozart, schwärmerisch wie Weber, aber noch ein drittes Etwas, welches nur Geijer angehört!

Ich habe von Geijer nur als Dichter, gesprochen, ihn als Denker und Historiker zu zergliedern, würde mich zu weit führen.

Es ist hinreichend, wenn ich sage, daß er von Anfang bis Ende ein Genie war; ein Genie, welches sich auf der zurückgelegten Laufbahn oftmals geirrt, Manches bereut, aber stets den Irrthum auf eine Weise berichtigt hat, welche ihm zu größerer Ehre gereicht, als wenn er niemals geirrt hätte. Nachdem er in einer früheren Periode fast einseitig dem sogenannten „Historischen" gehuldigt hatte und deshalb als Kämpfer gegen die politische Bewegung, ja sogar gegen die allgemeine moderne Aufklärung aufgetreten war, bekundet er im Jahre 1837, durch sein „Literaturblatt" den vielfach besprochenen und beschriebenen „Abfall," indem er, seine vormaligen Irrthümer freimüthig bekennend, zur politischen Linken übertrat und einen Liberalismus proclamirte, dem er später mit so großer Beharrlichkeit treu blieb, daß er sich dadurch die höchste Ungnade seiner alten Freunde zu Upsala zuzog, aber gleichzeitig — gleichsam ein Ersatz — einen so herrlich klingenden Namen als Politiker verschaffte, wie er ihn früher als Schriftsteller und Gelehrter erworben hatte. Dies ist jedoch eine so bekannte Sache, daß sie keiner weitläufigen Erörterung bedarf. Es ist jedoch anzunehmen, daß Geijer am Ende seiner Laufbahn, in manchen Stücken, viel weiter gegangen ist, als er es aussprach und als die Welt erfahren hat. Sei es nun, daß er sich durch das Geschehene — littera scripta manens — gewissermaßen für gebunden hielt, oder die Zeit noch nicht reif genug: die Wahrheit zu hören — genug, er behielt Manches für sich, was er weder mündlich noch schriftlich aussprach. Ich kenne Niemanden, der mit Geijer in näherer Vertraulichkeit gestanden hätte, und ich selbst will keineswegs beanspruchen, den Schlüssel zu seinem Innern zu besitzen; aber der Zufall hat mich wiederholt mit diesem Manne in Berührung gebracht, und zwar bei Gelegenheiten, wo man ihn auch von anderer Seite kennen lernt, als dies im Gesellschaftsleben zu geschehen

pflegt. Geijer war bekanntlich ein schweigsamer, verschlossener, der Menge unzugänglicher Mann; bisweilen aber, wenn man ihn ganz in seine Träumereien versunken glaubte, kam plötzlich ein Geist der Mittheilung über ihn, der sich in furchtbarer Aufrichtigkeit offenbarte. In solchen Augenblicken war er prächtig! Stolz, fast spöttisch, lakonisch, heftig, übersprudelnd, gab er alsdann seinem lange gedämpften Verdrusse Luft, oder schleuderte eine blitzende Wahrheit in die Welt hinaus, wie der Vulkan von Zeit zu Zeit eine Feuerkugel emporsendet, um daran zu erinnern, daß er nicht erloschen sei, wenn er sich auch nicht in ununterbrochenen Lavaströmen ergieße. Ich selbst bin Zeuge solcher Augenblicke gewesen, wo er in gewissen Dingen so viel Verachtung aussprach, wie nur der stürmische Thorild vor ihm offenbart, so viel dreiste Consequenz, wie nur der Philosoph Höijer gepredigt hatte; und diese Augenblicke genügten mir um zu begreifen, daß man in den späteren Schriften Geijer's das Meiste „zwischen den Zeilen" lesen muß. Wäre Geijer zu einer späteren Zeit jung gewesen, so würde er mit dem „Abfalle" begonnen haben, wo alsdann aber das Ziel zu suchen gewesen wäre — Das ist ein sehr, sehr weiter Horizont!

Als Politiker, war Geijer königlich gesinnt; wenigstens als Geschichtsschreiber, und nach seiner eigenen Weise. Er pflegte nämlich, wie Swift, in allen Dingen „einen Unterschied zu machen;" (to make a distinction). Der Religion nach, war er Christ, aber mit: „a distinction;" ohne, wie die Phosphoristen, die heilige Jungfrau anzubeten, war er — d. h. nach seiner Weise — doch ein gottesfürchtiger Mann. Die „religiöse Frage" beschäftigte ihn fast ausschließlich und man weiß, daß er ihr während seiner letzten Reise in Deutschland, seine ganze Aufmerksamkeit widmete. Zur näheren Beleuchtung des Standpunctes, welchen Geijer in dieser Beziehung einnahm,

sowie zur Bekräftigung Dessen, was ich, weiter oben, über ihn geäußert habe, möge folgende Anekdote dienen:

Auf der schon erwähnten Reise geschah es, daß Geijer einstmals in einem Postwagen mit einem deutschen Kaufmanne, einem Theologen und noch einer dritten Person zusammentraf. Zwischen dem Prediger und dem Kaufmanne entspann sich sofort ein Gespräch über Religion. Letzterer erwies sich als eingefleischter Straußianer, während Ersterer die Glaubenssätze mit steigender Wärme vertheidigte. Geijer saß stumm in die Ecke gelehnt. Der deutsche Theologe, welcher ihn zu kennen schien, machte wiederholte Versuche den berühmten Gelehrten mit in das Gespräch zu ziehen, aber — vergebens. Endlich, als der Kaufmann die Grundlage der ganzen christlichen Lehre, und die göttliche Abstammung Christi angriff, da wandte sich der Prediger direct an Geijer, um Hülfe gegen den angreifenden Unglauben zu erlangen. Geijer erhob sich — „to make a distinction.“ „Das Christenthum ist seinem ursprünglichen Wesen nach gut,“ sprach er trocken, „aber seine Dogmen können allerdings Zweifel erregen.“ „Aber,“ fiel der Teologe ein, „das Hauptdogma, das Hauptdogma?“ Da verwandelte Geijer sich plötzlich in einen brüllenden Löwen; er schien aus dem Wagen springen und sich Luft machen zu wollen; in einem Deutsch, das der Zorn fließend machte, und dem der fremdartige Accent einen gewissen Metallklang verlieh, rief er: „Dies Dogma, mein Herr, ist ein theologisches, ein . . . . . .“ Ich verzichte darauf die Kraftausdrücke zu wiederholen, mit denen Geijer das arme „Dogma“ überschüttete, und die mit Ammenmärchen begannen und mit Lügen endeten. — Nachdem er sich auf diese Weise fast krampfhaft entladen hatte, sank er stumm in seine Ecke zurück. Auch der Pastor nahm das Gespräch nicht wieder auf und Geijer's unvorbereitetes gewaltsames Auftreten hatte so gespensterartig und verstimmend auf die An-

wesenden gewirkt, daß ein Jeder froh war, seine Station bald zu erreichen.

Seines Berufes als Professor der Geschichte an der Universität Upsala pflegte er sehr unregelmäßig; er war oft Jahre lang permittirt um in den Archiven zu forschen. Seine Vorlesungen über Gustav Adolph hielt er con amore und selbst Damen folgten denselben mit großem Interesse. Dieser Stoff erfüllte sein Inneres und überwältigte ihn in den Stunden der Vorlesungen oftmals dermaßen, daß die innere Bewegung seine Stimme erstickte und seine Rede von hervorquellenden Thränen unterbrochen wurde.

Uebrigens war er in seiner Berufsthätigkeit nie so „poetisch zerstreut,“ daß er „auf dem Wege vom Lehrsaale nach Hause 2c. sein Manuscript verlor,“ wie Atterbom es der leichtgläubigen Welt durch Maueranschläge zu verkünden pflegte, wenn er zu Zeiten keine Lust hatte zu seinem Aditorium hinauf zu gehen. Dahingegen ist es nicht zu leugnen; daß Geijer die Examenangelegenheiten sehr leicht nahm und z. B. einen Candidaten schon nach einer ersten Gewissensfrage verächtlich abfertigte, um an sein Fortepiano zurückzukehren. Im Ganzen hielt man dafür, daß Geijer seine geschichtlichen Forschungen zu sehr mit Musik würze: ein gutes Quartett entzückte ihn ebenso sehr, wie die wunderbarste historische Entdeckung und eine interessante Sängerin ließ ihn manch' ernste Untreue an der Clio begehen. Für Jenny Lind hatte er in letzterer Zeit gedichtet und componirt. Ich erinnere mich recht gut wie die Augen des tiefgelahrten Historikers vor innerem Entzücken blinzelten, als diese Sängerin eines Tages in größerer Gesellschaft am Piano saß und eines dieser Lieder vortrug. Er nickte ihr seinen Beifall zu, er war selig, wie ein Kind, und ich glaube, es hätte Jemand kommen und ihm erzählen können, daß das ganze Reichsarchiv in lichten Flammen stehe, ohne daß

es ihm möglich gewesen wäre, sich in diesem Augenblicke loszureißen.

Es ist selbstverständlich, daß Geijer, von seinen verschiedenen Neigungen hin und hergerissen, — bald von den Folianten und alten Urkunden zum Piano, bald von der Musik zur Dichtkunst, zur Politik oder zu der religiösen Frage hin — als Geschichtsschreiber nicht sonderlich productiv werden konnte. Beurtheilt man jedoch seine Arbeiten dem Inhalte, und nicht der Seitenzahl nach, so muß man bekennen, daß er in verhältnißmäßig kurzer Zeit, Ungeheures geleistet hat. In Upsala wußte man zu erzählen, daß Geijer kein Vergnügen daran fände, in dem Staube der Bibliotheken und Archive nach jenen unzähligen kleinen Daten umher zu stöbern, über die so manche Historiker in blindem Eifer, den eigentlichen Zweck für welchen sie suchen, ganz und gar aus den Augen verlieren. Bisweilen mußte er sich gleichwohl dieser Mühe unterziehen und er that es dann auch, doch niemals ohne sich an die freie Luft und in den hellen Sonnenschein zurückzusehnen, und mit wahrem Wohlgefallen legte er einen Actenstoß nach dem andern mit leisem „Schlummre sanft," an seinen Platz, es den Mägden der Weltgeschichte überlassend, nach ihm noch einmal wieder zu kommen und besser auszukehren. Sein vorbereitendes Werk: „Die Annalen des Schwedischen Reiches," und seine in drei Bänden zusammengefaßte „Geschichte des Schwedischen Volkes" legen Zeugniß von seiner Belesenheit und von seinem tiefen Forschen ab; aber Das ist es nicht, was Geijer als Historiker so bedeutend macht; es ist vielmehr der Scharfblick und oftmals nur die wunderbare Ahnung durch die er besser, als irgend ein schwedischer Geschichtsforscher vor ihm, verstand: das Chaos der Ereignisse zu entwirren, ihre oft dunkle Logik aufzufassen und sich in die Charaktere hinein zu denken; es war die Sicherheit, die kunst-

mäßige Gewandtheit, womit er die aufgesuchten bunten Mosaiksteine zu einem correcten, vollendeten Zeitgemälde zusammenfügte. War Geijer nicht dazu aufgelegt, so pflegte er den Bibliothekar Schröder dazu zu verwenden, alle jene kleinen Brocken zusammen zu suchen; er mußte alsdann nach Geijer's Angabe, oftmals nur einer dunklen Erinnerung entnommen, hunderte von Bänden durchsuchen, um einige erbärmliche Citate und Aufzeichnungen herbei zu schaffen; er that es mit rührender Bereitwilligkeit und ohne die geringste Idee: wozu diese aus allen vier Himmelsgegenden der Bücherwelt zusammen gesuchten, unzusammenhängenden Beiträge dem Meister dienen würden, hielt er sich doch in naivem Stolze für einen Mitarbeiter an dem entstehenden Werke. „Allerdings, allerdings,*) wir sind nun bei Birges Jarl!“ hörte man ihn dann wohl sagen. — Kam Schröder bisweilen mit mehr zurück, als Geijer verlangt hatte — und Das pflegte ihm in seiner Freude: mit dabei sein zu dürfen, nicht selten zu passiren — so war Geijer undankbar genug, die für ihn überflüssigen Werthsachen direct in's Feuer zu werfen. Auch hier wußte Geijer „to make a distinction;“ und wenn ich nicht irre, so liegt gerade die Kunst des Geschichtsschreibers darin: mit den Reichthümern des Krösus sparsam zu schalten; sich zu mäßigen, wo die Fülle des vorhandenen Stoffes zum Verschwenden auffordert, und mit strenger Entsagung das Wesentliche von den Nebendingen zu unterscheiden. Dieser entsagende Mann war Geijer: er schrieb die Geschichte um der Wahrheit willen und nicht um mit seiner eigenen Gelehrsamkeit zu glänzen. Man findet bei ihm Nichts von Dem, was Tacitus „miraculi causa

---

*) Das Wort Allerdings, ein Stichwort Schröder's, ist als solches fast im ganzen Lande sprüchwörtlich geworden.

compositum," nennt, dem Wunsche, sich interessant zu machen, entstammend; er verschmähte Dies sogar in der Darstellungsweise; in kurzen kernigen Worten drückte er seine Gedankenreichthümer aus und suchte vielmehr eine Ehre darin, allezeit seinen Stoff zu beherrschen und die Dinge ihrer Größe nach anzusehen, was eine ganz andere Sache ist, als, sie ihrer Breite nach zu betrachten. Ersteres giebt vielleicht einen gefälligen Chronikschreiber, wie z. B. Alexander Fryxel, Letzteres aber einen, wenn auch weniger kurzweiligen Geschichtsschreiber, doch einen solchen in der höheren Bedeutung des Wortes.

Eine spätere Kritik Geijer's mag immerhin diesen oder jenen Irrthum, oder Mangel an Genauigkeit in den Einzelnheiten anzumerken haben; seine Arbeit über die Freiheitsperiode*) ist gewiß nicht das letzte Wort, welches über diese merkwürdige Epoche geschrieben worden ist; seine Sammlung der „Gustavianischen Papiere" — Das müssen wir offen bekennen — ist in mehrfacher Beziehung ein übereiltes Werk — aber bei alledem bleibt er doch ein Geschichtsschreiber von ungeschmälertem Verdienste. Wo Andere lose Steinhaufen zusammen getragen und ein Panorama auf endlosem

---

*) So nennt man in der schwedischen Geschichte die Periode von 1721—1772, während welcher Frederick I. (vermählt mit der Schwester Carl's XII.) und Adolph Frederick (vermählt mit einer Schwester Friedrich's des Großen) regierten. Die Partei der „Hüte" und der „Mützen" — die Eine russische, die Andere französische Sympathien vertretend — kämpften um die Macht im Staate. Das Land litt unsäglich durch diesen inneren Zwiespalt und war der „goldenen Freiheit" satt und müde, als Gustav III. derselben durch seinen Staatsstreich den Todesstoß versetzte und die Alleinherrschaft wieder einführte. —

Papier aufgeschlagen haben, gleich den russischen Coulissen=städten, da hat er einen sicheren Grund gelegt und feste Mauern darauf errichtet; und an Dem, was er so ge=wissenhaft gebaut, sollte man nicht unnöthigerweise zu viel flicken und bessern wollen.

Der Gothicismus.

Die schönwissenschaftliche Schule, welche Geijer gestiftet hatte und als deren öffentliches Organ die Zeitschrift: Iduna galt, trat von vornherein als eine Ordensgesellschaft auf, der „Gothenbund" genannt. Man huldigte gewissen altmodischen Gebräuchen (die Geijer später als wenigstens überflüssig bezeichnet); jedes Mitglied erhielt bei seinem Eintritte einen den alten Sagen entlehnten Ordensnamen und Fama erzählte sogar, daß „die Brüder" bei ihren Zusammenkünften nur Meth aus alten Stierhörnern tränken, nachdem er zuvor, im Namen Thor's, geweiht sei; und daß man noch andere heidnische Gebräuche innerhalb der vier Wände beobachte. Der Zweck des Bundes war: in der Poesie, der Geschichte und der Kunst eine vaterländische Richtung zu wecken; die arbeitenden Brüder und die Adjuncten sollten ihre Kräfte vereinen, um sie zu fördern. (Die Adjuncten trugen dazu mehr durch ihren Eifer für die Sache bei, als daß sie durch eigene Arbeiten einen Halm zum Neste trugen.) Sie hatten somit eine selbstständige Fahne aufgepflanzt, hatten sich ein positives Ziel gesteckt, während die Phosphoristen Lappen aus allen Rüstkammern, besonders der deutschen, an ihren Lanzen trugen, und niemals wußten, wohin der Weg, über die Leiche der alten Schule

hinweg, sie führen solle. Die Gothische Schule hatte sich außerdem eine ungleich schwierigere Aufgabe gestellt, als die Atterbom'sche: sie wollte die Reform auf die Belletristik, auf die schönen Künste und auf die Geschichte ausdehnen und beschloß keine Zeit mit Polemik zu verlieren, sondern mit praktischen Resultaten und Beispielen hervorzutreten. Auch die gothische Schule hatte ihre streitbaren Männer — Geijer selbst fehlte es nicht an Muth, obschon er nicht gern zum offenen Kampfe aufforderte — und ihr Hauptbanner wurde von handfesten Burschen bewacht, welche jedoch keine Raufereien liebten: nur um sich zu raufen. In „Markall's Nächten" werden die Gothen deshalb nur „die Zeichen erwartenden Neutralen" genannt, als ob sie den Mantel auf beiden Schultern zu tragen verständen und nur darauf achteten, von welcher Seite der Wind kommen werde, um ihn danach zu wenden. Der Wahrheit gemäß ist, daß die „Gothen" mit keiner der streitenden Parteien sympathisirten, (alte langjährige Privatverbindungen abgerechnet) und daß sie es für unnöthig hielten, sich als dritte vermittelnde Partei in einen Kampf zu mischen, wo sie zu beiden Seiten Fehler und Irrthümer erblickten.

Tegnér, in Lund gebildet und der dortigen Universität angehörend, war somit unabhängig von der Atterbom'schen Bewegung in Upsala und desto empfänglicher für jenseit des Südens emporblühende neue Richtung; er neigte sich alsbald der Oehlenschläger'schen Schule zu, und daheim der Geijer'schen, als der ihr ähnlichsten. Er liebte „die Wikingerader, die dem schwedischen Nationalsinne zu Grunde liegt" und die bei Geijer so lebensfrisch hervorquoll; ebenso sehr verabscheute er aber die mystische Deutscherei der Phosphoristen, weil, wie er wiederholt in Poesie und Prosa erklärt hat: „das dunkel Gesagte auch immer dunkel gedacht ist." Die gothische Schule empfing freudig und mit offenen Armen einen Dichter, der bereits in

mehren trefflichen Liedern und vor Kurzem in seiner „Svea“ gezeigt hatte, wes Sinnes er sei. Tegnér wurde feierlich in den Bund aufgenommen und erhielt als „Bruder“ den Namen Bodvar Bjarke. Er wurde ein fleißiger Mitarbeiter der „Iduna,“ die uns nach und nach treffliche Sachen von Tegnér's kleineren lyrischen Gedichten brachte wie z. B. „Nore,“ „Skidbladner,“ „König Carl“ und auch die ersten Probestücke der Frithjofssage, von denen Geijer so treffend sagt: Es sind die Aepfel, durch die Iduna ihre Macht beweist: Unsterblichkeit zu sichern!“

Dem Geiste nach, blieb Tegnér stets national, obschon er im Liede alle Himmelsgegenden besucht und ein Herz für mehr denn eine Liebe (un coeur pour plusieurs amours) hatte. Der Form nach war er jedoch nie eigentlich gothisch: er schuf sich einen eigenen Styl, eine eigene Sprache. Ganz anders drückt sich der Gothicismus in einer gewissen Methode und eigenthümlich verstümmeltem Aeußeren bei Afzelius und Ling aus — zweien anderen Pfeilern des Bundes, Meister im alten Bardenspiele, hyperboräische Männer, die mit Skaldaspillir's Zungen redeten.*)

P. H. Ling war eine kräftige Natur aber, wie es diesen oft zu gehen pflegt: einseitig. Seine Muse war bisweilen so gothisch, daß sie an die Schneelinie grenzte, wo spärliche Mandelkrähen auf dünn belaubten Birken schreien und einzelne Föhren sich über wild brausende Bergströme neigen. Er besaß

*) Eyvind Skaldaspillir, ein berühmter Barde, der im zehnten Jahrhunderte bei Hakon dem Guten lebte und das Hakonarmal geschrieben hat, erhielt den Beinamen Skaldaspillir, weil andere Skalden im Vergleiche zu diesem Skalden-Nestor, ihren Dichterruhm verloren (spillten) und zu unbedeutenden Bänkelsängern herabsanken.

eine reiche, lyrische Dichterader, doch lag sie, aufrichtig gesagt, wie die Eisengruben von Gellivara gar zu weit entfernt von der civilisirten Welt. Bei Allem, was der Mann vornahm, hatte er Großartiges im Sinne. Nicht zufrieden mit der Romanze und Ballade, wollte er uns das ganze Alterthum im Drama und Epos vor Augen legen: eine ungeheure Schaubühne, ungeheure Leinewand! er vergaß nur, daß, um sie zu füllen, andere Dinge erforderlich seien, als hölzerne Figuren in alten Rüstungen und bleiche Erscheinungen der Camera-optica. Es gebricht seinen epischen und dramatischen Gedichten an Leben und Handlung. In seinen nordischen Dramen stehen die alten Kämpen von Morgen bis an den Abend redend einander gegenüber, und damit ist es aus; sie haben durchgehends einen altmodischen, sogar fornjotischen *) Character; und bei alledem sind es doch keine Charactere; treue zeitgemäße Costüme ohne die innewohnende, entsprechende Persönlichkeit. Sie heben den Arm zum tödtlichen Streiche, aber es ist kein Arm von Fleisch und Blut, der sich durch eigene Muskelthätigkeit hebt, sondern ein künstliches Machwerk, das durch eine Mechanik in Bewegung gesetzt wird. In seinen epischen Gedichten, begnügt er sich oftmals damit, uns die geschehenen Ereignisse chronikartig herzuleiern, statt sie uns als wirkliche Handlungen mit lebendiger Frische darzustellen. Wo er wahrhaft groß sein will, wird er oftmals nur lang und breit, und wo er es aller Wahrscheinlichkeit nach darauf anlegt, den Leser zu ergreifen, zu überwältigen, da fühlt Dieser sich nicht selten etwas gelangweilt.

In dieser Hinsicht ist es recht interessant, einen Vergleich

---

*) Von Fornjotr abgeleitet; bekanntlich ein Halbgott der altnordischen Mythologie; nach einigen Quellen gleichbedeutend mit Ymer.

zwischen Ling's „Tirfing" und Tegnér's „Frithjofssage" anzustellen und den Eindruck zu beobachten, den beide auf die Leserwelt gemacht haben. Ich gebe zu, daß Tegnér von den beiden, diesen Gedichten zu Grunde liegenden nordischen Sagen, diejenige gewählt hat, welche, durch ihre wechselnden Abenteuer, dem Publicum am Meisten gefallen mußte; aber — laßt uns die Sache umkehren und denken daß der von Ling gewählte Stoff von Tegnér bearbeitet sei; da möchte ich dennoch behaupten, daß Tegnér uns eine Tirfingsage geliefert haben würde, welche gelesen und wieder gelesen, ja verschlungen worden wäre, während die Frithjofssage, von Ling behandelt, möglicherweise recht ermüdend und schwer verdaulich geworden wäre. Das Altmodische ist bei Ling oftmals viel gründlicher aufgefaßt, viel reiner wieder gegeben, als bei Tegnér; aber darin steckt das Geheimniß nicht. Die Kunst des Dichters besteht darin, seinen Gestalten Leben einzublasen, so daß wir in dem Wiking, den Bragurmann,*) der Jungfrau im Thurmgemach, dem Opferpriester und anderen „dramatis personae" des Alterthums vor Allem Menschen erkennen. Er soll uns ferner die Handlung nicht in kurzen und langen Reden, wie eine Geschichte erzählen, sondern sie gleichsam vor unseren Augen noch einmal geschehen lassen. Selbst Walter Scott nahm es in seinen mittelalterlichen Schilderungen nicht immer so genau, als wir es uns einbilden; aber sie treten so lebendig vor uns hin, daß wir treue Copien zu sehen glauben, und dieser Glaube macht uns ästhetisch selig. Auf ähnliche Weise sündigt Tegnér in seiner „Frithjofssage" nicht allein an dem äußeren Gewande des Alterthums, sondern auch an seinem inneren Sein und Wesen — was Ling sich niemals erlaubt haben würde; aber unter

*) Dichter.

dem Kleide, das Tegnér der Vorzeit leiht, fühlen wir menschliche Herzen schlagen — Das ist es was wir empfinden, verstehen und was uns anspricht — während Ling's Gestalten, obgleich mit demselben Gewande bekleidet, wie gespensterhafte Schatten vor uns vorüber schweben. Von antiquarischem Standpuncte betrachtet, mögen Ling's Figuren treuer, sie mögen stolz, großartig und prächtig sein, aber sie lassen uns kalt und wir können uns nicht mit ihnen befreunden. Tegnér's Gestalten fesseln uns sofort, sie mögen nun richtig oder unrichtig gezeichnet sein; wir fühlen uns heimisch unter ihnen wie unter verwandten, befreundeten Menschen, wenn sie gleich um tausend Jahre älter sind, als wir. Darum ist die Frithjofssage Eigenthum der ganzen Nation geworden, ein allgemeiner Culturschatz, — während Ling's Epopöe ein Buch geblieben ist, das man hie und dort im Bücherschranke findet, auch wohl aufgeschnitten und dann vergessen worden ist, ungeachtet des vielen Trefflichen und Verdienstvollen, was man darin findet.

Wir dürfen Ling's Muse überhaupt nicht einseitig beurtheilen. So oft er sich in seinen großartigen Compositionen eine kleine lyrische Abweichung erlaubt, tritt er ganz anders auf: kraftvoll erhaben, imponirend; viele der in seinen Dramen vorkommenden Chöre sind vortrefflich; sie beweisen deutlich, was der Verfasser hätte werden können, wenn er seiner eigentlichen Bestimmung und seiner „mit Bärensehnen bezogenen Leyer treu geblieben wäre. Auch die epische Naturbeschreibung gelingt ihm, und wo er bisweilen eine Scene sanfterer Art beschreibt, da thaut selbst sein eigener Samojedensinn etwas auf und der Vers ist fließend wie ein schmelzender Schneewall. Als Beispiel diene der Passus aus seinen „Asen," wo Gylfe dem Herolde befiehlt, zu Odin nach Fühnen zu gehen:

„Laut wie im Norden die brausenden Wellen,
Wenn hunderte Bäche in Ströme anschwellen,
So Gylfe zum Herold sprach dieses Wort:

Der Frühlingssturm pfeift,
Und der Lenzsonne Glanz
Ueber's Eisfeld streift.
Schon schwingen im Tanz
Sich die Wellen am Strande
Sie tanzen mit Walen
Auf schaukelnder See,
Auf funkelndem Sande
Da schmilzt schon der Schnee.
In tiefblaue Fluth
Laß die Goldschnecke gleiten;
Und vom Heldenblut'
Wähle, die Dich begleiten!
Dann seg'le hinaus
Nach der Götter Land
Nach des Asenfreund's Haus
Auf Fionen's Strand."

Nachdem Gylfe dem Herolde seinen Auftrag ertheilt hat, und dieser forteilt, um sich dessen zu entledigen, folgt in dem Gedichte nachstehende kleine Naturschilderung:

„Lenzstürme begannen die Schollen zu wälzen,
Lenzsonne die schwimmenden Stücke zu schmelzen,
Die auf dem vom Sturme gepeitschten Meer'
Bald stille wie Schneefelder flossen daher,
Bald gletscherhoch über einander sich thürmten
Und, wie diese, die Stirn mit dem Schneetuche schirmten.
Doch das Eis zerrann vor dem Auge der Sonne,
Und der Kukuk verkündete Frühlingswonne."

Zugegeben, daß diese Beschreibung des Frühlings reichlich viel Sturm, Schnee und Eis athmet — man erinnere sich nur der bekannten ersten vier Zeilen von „Frithjof's Ver=

suchung,"*) so ist sie doch nach Dem, was Ling in dieser Art zu geben vermochte, keineswegs zu verachten. Er erkennt es selbst, daß er für das Milde und Zarte hier im Leben keine Sprache habe. „Meine Rede ist, gleich unserem Winter blumenleer," spricht er in seiner Antrittsrede in die Schwedische Academie, „ich bin oft ein Ultra-Barbar in stilistischer Beziehung gewesen und habe wie ein Vandale den herrlichen Schleier von dem Götterbilde der Kunst herabgerissen." Ein solches Bekenntniß hört man selten von einem Dichter, aber Ling war ein Ehrenmann, der nicht für Mehr gelten wollte, als er wirklich war: der „ungesunde" Geist des altmodischen, heidnischen Skaldenthumes mit Reif im Barte und einer Bärenhaut über den Schultern.

Wer glaubt es mir? Derselbe Mann, derselbe Ling vergaß sich in einem blödsinnigen Augenblicke so weit, daß er eine lange Idylle im vollendeten Schäferstyle, mit Damon und Werther in einer Person, mit Lämmern und Strohhütten und leidenschaftlichen Seufzern aus baumwollenen Busen schien. Die liebliche Romanze, welche Hermann mit „bekränzter Flöte in der Hand, singt:

„Der Augenblick
Flieht
Doch nicht meine Schmerzen!"

war seiner Zeit das Lieblingslied unserer ganzen Nation.

---

*) Frühling kommt; der Vogel zwitschert, Wald belaubt sich, Sonne lacht,
Hin zum Meere tanzen singend der gelösten Ströme Macht;
Aus der Knospe blickt die Rose, schön wie Freya's Wangengluth,
In der Menschenbrust erwachen Hoffnung, Lebenslust und Muth." 2c. —

Man sang es in allen Ecken; in der Stadt und auf dem Lande, in Schloß und Hütte, von der Kellerwohnung bis in die Dachkammer. Es lag auf jedem Piano, es war der Triumph des umherwandernden blinden Spielmannes und der Trost aller unglücklichen Nähmamsells „in trauter Dämmerstunde.“ Da kam „der Chor der Brautjungfern“ aus dem Freischütz und verdrängte den armen Hermann mit seiner Emma, um später selbst von „dem goldmähnigen Füllen“ aus der Frithjofssage auf die Seite geschoben zu werden. Noch später kam „Lucie, die Braut von Lammermoor“ an die Stelle; — so geht es mit allen Günstlingen hier auf Erden!

Ling hatte sich eine originelle, nach altmodischem Muster zugeschnittene Sprache gebildet: urkräftig wie die geballte Faust eines Beserkers. Man erkannte ihn sofort in seinen Schriften, in denen es von Wortbildungen wimmelte wie z. B. „sturmgepeitschte See;“ „beispiellos große Kämpen grausig schwere Steinäxte schwingend“ ꝛc. Diese antique Ausdrucksweise hat ihm geschadet. Es gebricht unserer modernen Sprache wahrlich nicht an Kraft und wenn man sie, sei es in Poesie oder Prosa, in das Runenstein- und Pergamentalter zurückzuführen strebt, so ist Dies ein Mißgriff, der sich selbst rächt. Dennoch waren diese gothischen Uebergriffe der Körner'schen „Eisenbraut-Begeisterung“ vorzuziehen.

Ich habe Ling als Dichter einen „umgehenden Geist“ des alten Heidenthumes genannt; seine ganze Persönlichkeit machte diesen Eindruck, wenn er in seinem großen Gymnastiksaale*) in Stockholm auf und ab wandelte. Er trug ein haariges,

*) Ling war bekanntlich der Gründer der sogenannten schwedischen Heilgymnastik, welche nunmehr auch in Deutschland ihre Anhänger gefunden hat.

rauhes, nach seiner eigenen Angabe zugeschnittenes Costüm aus aus einer Wolfshaut, aus dem seine hagere Gestalt mit komischer Originalität hervorguckte. Ling war auch ein Original. So großartig er als Dichter war, so originell war er; und nicht minder originell war er als Fecht- und Turnlehrer. Seine Vorliebe für Gymnastik und ritterliche Leibesübungen standen mit seinem literarischen Geschmack in innigem Zusammenhange. Er war ein gothischer Enthusiast und seinem ganzen Streben lag eine bestimmte, klare Idee zu Grunde. So wie er die Alten schilderte und besang, so wollte er die Jungen heranbilden: ein Geschlecht von Angantyren, die im Stande seien, den Tirfing mit steifem Arme empor zu heben. Ich verlange nicht, es zu versuchen, aber nichtsdestoweniger ehre ich seine Absicht. Ling war ein so ächt schwedischer Mann, wie es Wenige giebt, und sein Andenken wird fortleben unter den schwedischen Männern.

A. A. Afzelius, dessen ich schon weiter oben, als entschieden der gothischen Richtung angehörend, erwähnte, war kein sehr productiver Dichter; doch erregten sein „Recken“ und seine „Zwerge“ großes Aufsehen. Mit dem berühmten Dänen Rask gab er die, mit seiner Beihülfe vollendete Uebersetzung der beiden Eddas heraus; mit Geijer drei Bände „Schwedischer Volkslieder“ und zuletzt seine „Geschichtlichen Ueberlieferungen des schwedischen Volkes.“ Afzelius' Muse war dieselbe hyperboräische, urnordische, wolfpelzbekleidete, die der gothischen Schule von vornherein ihre Richtung gab.

Während der Entwicklungsperiode des Gothicismus wurde so viel von uralter Kraft und ehemaligem Heldenmuthe und „Löwenmark“ geredet, daß die junge Wirklichkeit davor erblich. Die Vorzeit wurde so groß, so enorm, daß sie sich bücken mußte, um zwischen Erde und Himmel Platz zu finden; und die Gestalten der Gegenwart schrumpften so sehr zusammen,

daß ganz Schweden in einem Fingerhute Raum hatte. Das waren die Uebertreibungen der Gothischen Schule und es fehlte nicht an Leuten, welche ihren Spott damit trieben. Vitalis wußte zu erzählen „wie sie Löwenmark mit Löffeln speiseten,“ und dergl. mehr. Ling und Afzelius haben in der That reichlich von diesen Löwenmarksgedanken, aber, sie haben es auch genug hören müssen, die Armen! Eine andere Uebertreibung, die Afzelius sich so gut wie Ling erlaubte — diese beiden Dichter haben überhaupt viel Aehnliches mit einander — bestand in dem altmodischen Zuschnitte der Sprache. Geijer hatte sich in dieser Beziehung manche Freiheit genommen, aber die Anderen machten eine Regel daraus. Nicht zufrieden mit alterthümlichen Redensarten suchten sie gänzlich unbekannte, verlegene, von hundertjährigem Moose bedeckte Worte und Ausdrücke hervor, und wenn die Phosphoristen ein halbwirres Deutsch schrieben, so versuchten die Gothen ein ebensolches Isländisch zu singen. Noch eine Sache, die dem damaligen Dichterthume eigen war und worin die Gothen mit den Phosphoristen wetteiferten, war die sogenannte Preciosität oder wie ein alter Aesthetiker sie nennt: der Leckerbissen der Sprache.

Laßt uns nur einige Zeilen von Afzelius' Necken vernehmen; wir finden da nicht allein eine „goldene Harfe“ mit „silbernem Ton,“ sondern auch „goldenes Haar,“ eine „goldene Burg“ und sogar einen „demantenen Felsen.“ Was will man Kostbareres verlangen? Ein ganzer Juwelierladen! Das war aber nun einmal die Weise dieser geehrten Herren. Sie warfen um sich mit Gold, Silber, Diamanten, echten Perlen, mit Purpur und Krystallen, Ambra und Balsam, wie es höchstens königliche Millionaire oder gewisse verschwenderische Damen, Krösus, oder die Baronin Rothschild zu thun pflegen. Sie zeigten sich nie im Gewande der Poesie, ohne daß es edle

Metalle aus ihren Händen regnete, oder Rubine, Smaragde und Saphire — welche unerschöpflichen Herrlichkeiten! In jeder Rocktasche ein Golconda! . . . . Aber selbst bei unseren jüngern Dichtern finden wir diesen Luxus wieder! — Er scheint unserer Belletristik nun einmal mit unbezwinglicher Hartnäckigkeit anzuhängen; — vielleicht steht Dies mit unserem Nationalcharakter im Zusammenhang. Wir haben einmal die schlechte Gewohnheit „über unsre Mittel hinaus zu gehen;" und so will auch unsere Poesie nur von silbernem Teller speisen, wenn auch nur ein Strömling darauf liegt. Das mag nach seiner Art ganz unschuldig sein, aber — auch Dies kann mit dem Banquerotte enden.

Unter den anderen Dichtern, welche man zu den „Gothen" zu rechnen pflegt, sind Beskow und Nicander hervorzuheben; doch gehören sie — wie Hedborn und noch einige Andere, welche gleichsam den Uebergang zu den Phosphoristeu bilden — nicht eigentlich in die Kategorie Derer, welche beiden Schulen ihren eigenthümlichen Character verleihen. Sie gehören zu einer gemäßigten Classe, welche ich mit dem Namen der „Nachklangspoeten" bezeichnen möchte. Es sind Töne der gothischen und phosphoristischen Schule, welche unbemerkt in einander schmelzen und verhallen. Diese Nachklangspoeten bildeten zugleich den Uebergang von der Periode der ästhetischen Umwälzung zu unserer neuesten Literatur. Ich werde auf sie zurückkommen; denn wir finden unter ihnen die interessantesten Persönlichkeiten, von denen einige in voller Reife, als durchaus selbstständig da standen.

Tegnér.*)

Im vorigen Kapitel bin ich flüchtig an Esaias Tegnér vorüber gegangen; ich will hier einige Augenblicke vor diesem „Gothen" stehen bleiben, welcher alsbald der ganzen Schule über den Kopf wuchs und dessen schriftstellerischer Ruhm noch heute in so herrlichem Glanze, in so frischer Farbenpracht leuchtet wie damals, als er zuerst an unserem nordischen Liederhimmel emporstieg. Es ist der Stern, welcher noch funkelt, nachdem die Rakete längst erloschen ist.

---

*) Esaias Tegnér war der Sohn eines Hülfspredigers zu By, in Wermland und wurde 1782 geboren. In seinem zehnten Jahre wurde er vaterlos; seine Mutter aber, eine ausgezeichnete, geistreiche Frau, erlebte den nachmaligen Ruhm ihres Sohnes. Esaias kam in seinem 14. Jahre zu einem Capitain Löwenhjelm, um an dem Unterrichte theil zu nehmen, den dessen Söhne von Esaias' älterem Bruder empfingen. Mit zwanzig Jahren nahm er Examen, blieb an der Universität zu Lund und wurde 1812 Professor der griechischen Sprache. Im Jahre 1824 wurde er zum Bischofe in Wexiö ernannt. Es ist bekannt, daß der ihm innewohnende gewaltige Geist in späteren Jahren von Wahnsinn umnachtet wurde. Ein Aufenthalt in der Irrenanstalt zu Schleswig schien ihm Genesung gebracht zu haben; doch ein mehrfach wiederkehrender Nervenschlag lähmte seine Kräfte und am 2. November 1846 ging die herrliche, reichbegabte Seele zur Ruhe.

Wohl giebt es kluge Köpfe, die bedächtig die Frage zu entscheiden suchen: inwiefern der Stern Tegnér ein Recht habe, in diesem hartnäckigen, um nicht zu sagen naseweisen Meteorscheine zu glänzen, und ob Solches nicht den, durch die Geschichte bestätigten Gesetzen der ästhetischen Astronomie gerade zuwider laufe! — Unterdessen leuchtet er noch unverändert fort.

Nichts ist schwerer zu bestimmen, als die Größe eines Dichters. Zollstock und numerische Formel sind hier nicht anwendbar — und können es auch niemals werden. Selbst auf dem Wege des Vergleiches erlangt man kein anscheinendes Resultat. Viel leichter ist es, von einem Dichter, dessen Größe schon anerkannt ist, zu sagen warum und in welcher Beziehung er groß zu nennen ist; und selbst Dies hat seine Schwierigkeit, da man vor Allem ein klares Bewußtsein von der Bedeutung dieses Wortes haben muß.

Darf man einen Dichter groß nennen, der als Schöpfer — Poet, in der ursprünglichen hellenischen Bedeutung des Wortes — als Schöpfer eines Kunstwerkes dasteht, dem es gelungen ist, die Bewunderung einer ganzen Mitwelt zu erobern, das Entzücken der Reichen und der Armen, der Alten und der Jungen zu erregen und Epoche in einer weit ausgebreiteten glorreichen Literatur zu machen; genügt Dies, um einen Dichter groß zu machen, ohne die angewandten Mittel zu analysiren, nur das unleugbare Resultat betrachtend — dann ist Esaias Tegnér ohne Widerrede einer der größten Sänger der Neuzeit, dem in der Literaturgeschichte sämmtlicher Völker Wenige gleich kommen.

Fordert man aber als Bedingung wahrer Dichtergröße nicht so sehr die quantitative Wirkung einer dichterischen Schöpfung, als die Wahrheit und Stärke der dichterischen Anschauung und warmes, tiefes, heiliges Gefühl, da scheint

mir der Verfasser des **Wikings**, dieser einen Romanze, ebenso **groß**, als der Verfasser der vierundzwanzig, welche die Frithjofssage bilden.

Einerlei, wir mögen wägen und messen so viel wir wollen, **Eines** steht fest: nämlich, daß Tegnér ein hervorragendes Talent ist. Wenn ich den ästhetischen Scrupeln irgend eines Menschen damit einen Gefallen erzeigen kann, so will ich gern zugeben, daß er weniger ein großer Dichter, als ein großes Genie ist; als Solches gehört er aber zu den glänzendsten, welche am Himmel der Kunst gestrahlt haben. Der Grundzug in Tegnér's Genie war eine gewisse Frische, ein fast „fornjotischer" Trotz, ein unerschöpflicher Reichthum an Witz; außerdem etwas Lebendiges, Erfindungsreiches; mit einem Worte: Das, was der Franzose mit „esprit" bezeichnet und was wir Deutschen **geistreich** nennen. Aus Allem, was er geschrieben hat, knistert es wie electrische Funken hervor, die seiner Poesie, wie seiner Prosa, jenen unbeschreiblichen Reiz verleihen, der den Leser besticht, bezaubert und hinreißt, und den Autor so populair gemacht hat. Er ist es, welcher der Form und den Wendungen seiner Sprache jenes eigenthümliche Gepräge aufdrückt, welches schon in den ersten Zeilen den Verfasser erkennen läßt und seine überlegenen Fähigkeiten selbst da verräth, wo er einen Augenblick unter uns auf Erden weilt und wie es ein französischer Dichter so hübsch in folgenden Worten ausgedrückt hat:

„Même quand l'oiseau marche, on sent qu'il a des ailes."

Man hat Tegnér seine übertriebene Bilderpracht, seine prahlende Sprache zum Vorwurf gemacht; ich selbst habe Letzteres im Allgemeinen getadelt; aber keine Regel ohne Ausnahme! Es ist wahr, daß man sich mit Juwelen überladen

kann; aber eine Königin kann deren mehr tragen, als andere Leute und Tegnér's Muse war eine Königin!

Laßt uns Dies etwas näher betrachten! Geijer besaß vielleicht mehr von Dem, was ich die Religion des Genies, Tegnér, was ich die Begeisterung des Genies nennen möchte; Letzterer war außerdem ein ungleich größeres Talent. Geijer war ein Natursänger, Tegnér besaß eine vollendete, bezaubernde Virtuosität; er war in dieser Beziehung ein Dichter à la Paganini; sein poetisches arpeggio und pizzicato war unübertrefflich. Der Spiritualismus war in ihm, zur Phantasie geadelt, vielleicht am Meisten in der erstaunlichen Menge von Bildern und Gleichnissen, die sich seinen Gedanken anschmiegen, wie in den Wäldern des Südens die leuchtende Sternblume der Liane und die prunkenden Caprifolien die alten Baumstämme umranken. Man kann hier einwenden, daß diese Originalität (der Bilderpracht) keine besondere Tiefe verräth; gut! Sie ist aber statt dessen äußerst brillant und ihres Erfolges gewiß, während eine Tiefe, die nie zu Tage tritt, ungesehen und unerkannt von der Welt, in unverdienter Vergessenheit fortlebt. Man könnte ferner einwenden, daß Tegnér in Folge seiner überströmenden Ader und seiner sprudelnden Gedankenfülle, nicht selten in seinen Bildern und Gleichnissen förmlich abschweift, so daß diese Hülfsmittel, welche eigentlich nur dazu dienen sollen, den Gedanken des Dichters klarer, lebendiger und anschaulicher zu machen, ihn statt dessen in ganz andere, fremde Räume entführen. Es ist wahr, Tegnér hatte den Fehler, daß er einen glücklichen Einfall, der vor seiner Phantasie auftauchte, nicht unterdrücken, seine Fehler nicht hemmen konnte; und man kann hinzu fügen, daß der ganze Apparat oftmals nur dazu diente, der schlichten ehrlichen Prosa ein poetisches Gewand anzulegen — wenig anders wie bei den Jüngern der classischen französischen Schule, deren hoch-

tönende Phrasen nur dazu dienten, Prosa und Poesie umzuwandeln. Dennoch herrscht zwischen der gallischen Beredtsamkeit, den überirdischen Kunstausdrücken des Phosphorismus und zwischen Tegnér's Bildersprache der Unterschied, daß man sich der Letzteren wie eines duftenden Blumenstraußes erfreut, während Erstere nur schöne Redensarten sind, ohne Sinn; oder prachtvolle Räthsel mit einem so tiefen Sinne, daß kein Sterblicher ihn zu fassen vermag. Tegnér's poetische Fiorituren haben doch immer das Verdienst, daß sie kleine zierliche Miniaturgedichte sind, deren man sich freut; ohne den Platz vertheidigen zu können, den sie in der Composition einnehmen, in die sie so ohne Weiteres hineingeschneiet sind. Ich gehe sogar noch weiter, indem ich behaupte, daß eine solche Tegnér'sche Fioritur oft mehr Werth haben kann, als das ganze übrige Gedicht; gleich wie ein Diamant oft mehr werth sein kann, als die Hand, die er schmückt. Wer wollte aber den Diamanten — der einmal Edelstein bleibt — darum verachten, weil die Person, die ihn trägt, nicht über unserm Mißtrauen erhaben ist!

Genau betrachtet, liegt in dem Tegnér'schen Princip, daß „Alles, was geistreich ist, auch schön ist," doch mehr Wahrheit, als die Kunstphilosophen zugeben wollen. Wenn Tegnér Reißaus nimmt, so darf man Dies weniger ihm, als der übermüthigen Laune seines Pegasus zuschreiben; es ist ein Vollblutfüllen, das sich stolz und hurtig und anmuthig in Wald und Wiese umher tummelt, und wenn es sich dann und wann einen allzu kühnen Sprung über Zäune und Hecken erlaubt, so liegt Das in seinem freien, unabhängigen Sinne; und merkwürdig genug, kommt er immer wieder ganz ordentlich auf seine vier Füße nieder. Der phosphoristische Pegasus war ein mißglücktes, geflügeltes Pferd, das stets hinauf in die Wolken wollte, und dann mit einmal, plumps! zur Erde nieder-

fiel — zum nicht geringen Ergötzen der Spötter und Satyriker. Der Pegasus des französischen Geschmackes war ein, nach allen Regeln der Reitkunst vollkommen dressirtes Manègepferd, welches sich in Alexandrinern bäumte und in Oden galoppirte.

Tegnér's Frithjofssage ist weltbekannt geworden; sie ist über den Ocean gegangen, und dennoch ist sie streng, oft zu streng getadelt worden. Ich habe dies Gedicht, als die Rede von Ling war, bereits näher besprochen; ich habe ihm sogar, wenn man so will, eine Apologie angedeihen lassen und dennoch muß ich gestehen, daß der Tadel nicht unbegründet ist. Auch dies Ding hat seine zwei Seiten. Den Hauptanklagen ist der Dichter selbst, in seiner, in späteren Jahren geschriebenen Einleitung zur Frithjofssage, entgegen getreten. Er nimmt unter andern die Beschuldigung auf: die alte Sage zu sehr modernisirt zu haben, und entgegnet darauf, daß es allerdings seine Absicht gewesen sei: ein poetisches Bild aus nordischer Vorzeit zu liefern, er aber zugleich auch dafür gehalten habe, daß Dies sehr wohl angehe ohne darum das Rohe und Wilde beizubehalten, was dem Heroischen und Erhabenen der primitiven Sagengestalten so oft anklebt. „Die Schwierigkeit," sagt er, „lag darin, die rechte Mittelstraße einzuschlagen; durfte man einerseits dem verfeinerten Gefühle der Gegenwart nicht anstößig werden, so durfte man andrerseits auch die lebendige und natürliche Frische, das Nationale nicht aufopfern, der frische Nordwind, der unserem Klima und Temperamente eigen ist, mußte auch in dem ganzen Gedichte fühlbar sein, ohne daß der Thermometer unter den Gefrierpunct des Quecksilbers herabsinke und allen zarten Empfindungen tödtlich werde." Er vertheidigt Frithjofs düstere, schwärmerische Laune, indem er auf den schwermüthigen Character des Volksliedes hinweist; und Ingeborg's Sentimentalität mit der Bemerkung: daß der=

artige zarte Empfindungen „bei allen edlen Frauen angetroffen werden, in welchem Jahrhunderte und in welchem Lande sie leben mögen.“

Es liegt somit klar zu Tage, daß Tegnér weniger scharf ausgeprägte urnordische Typen mit strenger Objectivität wiedergeben wollte, als wirklich menschliche Gestalten in nordischem Wesen und Costüme. Uebrigens läßt es sich nicht bestreiten, daß gewisse Bruchstücke der Frithjofssage wie: „Baldur's Scheiterhaufen,“ „Frithjof bei Angantyr“ und der herrliche Gesang, in welchem König Bele und Thorsten Vikingsson ihre letzten Worte an die Söhne richten und ihnen Lehren der Weisheit an das Herz legen, daß diese Gesänge nicht nur einen nordischen Anstrich haben, sondern auch einen echt nordischen Geist athmen. Es ist und bleibt das Privilegium alles wahrhaft Großen, daß es mit gutem Gewissen die Bürde seiner Fehler zu tragen vermag, während die Mittelmäßigkeit dadurch zu Boden gedrückt wird; während die Kritik den Frithjof nach Kräften prüfte und untersuchte, schritt er unbehindert über die kleinen Barricaden der Recensenten hinweg und wandert mit der stolzen Haltung eines Siegers in die weite Welt. Wer konnte es hindern?! —

Was Tegnér's Lieder vor allen andern dichterischen Ergüssen damaliger Zeit beliebt machte, war die ihnen eigenthümliche geniale Neuheit der Form, die jugendliche Frische der Gedanken und vor Allem der Muth, den ein muthiges Volk so wohl versteht. Schon in seinem „Kriegsliede,“ (1809) diesem feurigen Feldgeschrei, in welchem er dem patriotischen Harm seines Vaterlandes Worte verliehen hatte, stand er da als Dichter, der ein fühlendes Herz in der Brust trug, und der das ganze Volk zu electrisiren verstand. In der Svea, diesem kraftvollen Gesange, in dem er bald tadelnd, bald ermunternd, seine Mitbrüder gegen weichliche Muthlosigkeit wappnet,

und mit der Begeisterung eines Propheten nach Zukunfts-Hoffnungen hascht, war er schon so kühn, daß er „die Achtzehn" fast zum Tode erschreckt hätte. Aber er ging noch weiter: Eine gewisse politische Richtung, die vor zwanzig oder dreißig Jahren „Fronderie" genannt und besonders bei einem Dichter für unstatthaft bezeichnet worden wäre, hatte plötzlich durch den Staatscoup von 1809 eine gewisse Berechtigung in den Augen der großen Menge erlangt. Das Wort „Freiheit" war Mode geworden; es ist aber ein vieldeutiges Wort, und es kommt Alles auf den Sinn an, den man darein legt. Auch die Phosphoristen besangen die Freiheit, worunter sie vorzüglich Selbstständigkeit und Unabhängigkeit von fremden Mächten, verstanden; die Gothen brauchten das Wort nicht minder; aber der Freiheitsgeist, nach dem sie strebten, sollte ausschließlich das Erforschen des nordischen Alterthums fördern — selbst Geijer stand damals auf keinem andern Standpunkte, dessen Einseitigkeit er erst später eingesehen hat. Sie wagten nicht vorwärts zu schauen; nur die Vergangenheit schien ihnen Glück und Seligkeit zu enthalten, und es gehörte, wie wir wissen, zu den Grundsätzen des Bundes: „sich alles politischen Haders zu enthalten."

Ohne sich um die Neue oder die Gothische Schule zu kümmern, ging Tegnér auch hier seinen eigenen Weg, und es verdient beachtet zu werden, daß er sich eigentlich erst dann mit Ernst über die Sache aussprach, als sie bereits „aus der Mode" war; daß er fast ganz allein darin beharrte und immer kühner wurde, je bedenklicher es unter der conservativen Regierung Carl's VIII. und dem gespensterscheuen Systeme seines Nachfolgers schien, ein dreistes Wort zu sprechen. Wes Geistes Kind er in politischer Hinsicht war, hatte er schon 1813 in seinem „Helden" offenbart, und dies Zeugniß von seinen Sympathien für die liberale Sache ist nicht das Einzige, was seine

Gedichte aus damaliger Zeit aufweisen. Aber weit entschiedener tritt er, als ein „Sohn seiner Zeit" in den Reden auf, die er als Professor an der Universität gehalten hat, und vorzüglich in dem rühmlichst bekannten Vortrage bei Gelegenheit des Jubelfestes zu Ehren Luther's, 1817; derselbe gehört zu dem Geistreichsten, was jemals einer schwedischen Feder entflossen, ja zu dem Merkwürdigsten, was die ganze Literatur Derartiges aufzuweisen hat. Bald mit der Geißel des Sarcasmus, bald mit dem zweischneidigen Schwerte tiefen Ernstes um sich schlagend, züchtigt der Redner alles Tadelnswerthe, was er um sich her erblickt: die Bigotterie, die deutsche Nebel-Methaphysik, den einseitigen Materialismus, die phosphoristische Karbunkel-Poesie „diese kränkliche Figur ohne Mark und Sehnen, mit dem hölzernen Schwerte der Abstraction an der Seite, und der Schellenkappe auf neblichtem Haupte." Den blinden, politischen Conservatismus, die mittelalterliche Gespensterfurcht u. s. w. und nachdem er jedem sein Theil gegeben, ruft er die classisch unbarmherzigen Worte aus: „Verzeih' mir, edler Luther, wenn ich an dem Tage, der zu Deinem Andenken festlich begangen wird, genöthigt bin, die Albernheiten der Gegenwart zu berühren! Als die Griechen zu Olympia das Fest des Pelops feierten, züchtigten sie die Buben auf dem Grabe des Helden; Das war ein heidnischer Brauch, aber dennoch nicht zu verwerfen!"

Jahre vergingen; die Zeiten änderten sich und — wir dürfen es nicht verschweigen — mit ihnen: Tegnér. Er verließ die Universität zu Lund und zog nach Wexiö, seinem Bischofssitze. Was nun die Bischofswürde betrifft, so war nicht leicht Jemand weniger dazu geschaffen, als Tegnér. Erstens paßte er von vorn herein nicht für seinen Stand, und zweitens hatte seine dichterische Muse ihn so sehr von den Einzelnheiten des practischen Lebens abgezogen, daß er sich noth-

wendigerweise fremd und unsicher in den mannichfachen Verrichtungen und gehässigen Conflicten finden mußte, denen er — als Vorsteher des Stiftes und als geistlicher Pair in der Repräsentation des Landes, nicht entgehen konnte. Man hat sein Wirken für die Schule, in seiner Eigenschaft als Stiftsherr, vielfach gerühmt, und gewiß mit Recht; man hat sogar seinem Auftreten am Reichstage Glanz verleihen wollen, aber — man hätte besser gethan, dasselbe mit Stillschweigen zu übergehen. Es ist wahr, daß Tegnér sich in den ersten Jahren seines Episcopats noch als der alte Tegnér zeigte, und verschiedene in den Schulen gehaltene Reden, voll klarer Gedanken und in zeitgemäßem Geiste gehalten, verdienen neben seine früheren Schriften gestellt zu werden. Es dauerte aber nicht lange, bis es sich zeigte, daß er mit dem Bischofsmantel und dem goldenen Kreuze auch einen neuen innern Menschen angelegt hatte. Seine Laune wurde immer gereizter; seine Stellung zur Politik des Tages immer falscher; es scheint, als habe er es für Kameradenpflicht gehalten, es hierin, wie in allem Anderen den übrigen weisen Männern im Conclave der schwedischen Prälaten, gleich zu thun; und er endigte damit, denselben Zeitgeist zu schmähen und zu verdammen, für den er dereinst so warm und energisch gekämpft hatte. Man kennt das alte Sprichwort: „Wird er König, so wird er auch Royalist;" man könnte dem analog, sagen: „Wird er Bischof, so wird er auch bischöflich."

Ich habe hier Verhältnisse berührt, denen man am Liebsten vorbei ginge; aber ich habe sie berühren müssen. Ein strenger Richter würde in ihnen vielleicht einen Grund zum Verdammungsurtheil des Dichters zu finden glauben. Ich thue Dies nicht. Tegnér schlug eine der Geijer'schen entgegengesetzte Richtung ein; Das ist eine überraschende aber leicht zu erklärende Erscheinung denn: Geijer war ein fester Charac-

ter und Tegnér — ein Dichter. Wir dürfen keinen Zweifel hegen, daß er es mit seinem Liberalismus in jüngeren Jahren ehrlich gemeint hat; derselbe entstammte aber mehr einem unmittelbaren Gefühle und seinen jugendlichen Ideen, denn einer tiefen männlichen Ueberzeugung.

Laßt uns hoffen, daß seine gehässigen Worte gegen den Fortschritt des Zeitgeistes ebenso wenig auf tiefer Ueberzeugung gegründet waren! Wir können leicht begreifen, daß ein Phantast, ein Gefühlsmensch ohne practisches Urtheilsvermögen, der plötzlich in die fremden Einzelnheiten der kahlen Wirklichkeit versetzt wird — in Verhältnisse, wo die Achtung vor einem berühmten Mann bisweilen hintenan gesetzt werden muß, wo das Genie nicht am schwersten in die Wage fallen darf, alsdann nach und nach von dem Widerwärtigen des Zwanges dazu gebracht wird, die Sache selbst widerwärtig zu finden. Wir können begreifen, daß ein Poet — so paradox Dies scheint — in der Idee Etwas lieben kann, was ihm in der Praxis weniger am Herzen liegt, und daß er, von den Verhältnissen gezwungen, die schwere politische Rüstung anzulegen und mit sich herum zu schleppen, darin scheinbar einen Grund findet, Das zu bereuen, was er einstmals unaufgefordert beim Klange seiner Leyer seiner Mitwelt an das Herz gelegt hat. Viel herrlicher erscheint uns freilich der Mann der Freiheit, der noch im späten Greisenalter lebt und stirbt für die Idee, die ihn in seiner Jugend entflammt hat; dessen Schwert noch in der letzten Lebensstunde dieselben Freunde schützt und denselben Feind abwehrt, wie in der Stunde, wo er es zuerst umgürtete, der sich, mit Rang und Würden bekleidet, nicht seines bürgerlichen Debuts schämt, noch wie jene allbekannte Persönlichkeit aus den Tagen der französischen Revolution, die Handkrausen hervor zu zupfen nöthig hat, um den Wahlspruch zu bedecken, den er sich einst in's Handgelenk hatte einbrennen lassen. Wir

schätzen Dies hoch, sehr hoch, Das leidet keinen Zweifel; aber wir glauben auch den andern Fall erklären zu können, und meinen, daß es Umstände giebt, die, wenn sie auch nicht hinreichend sind, eine so grobe Inconsequenz zu entschuldigen, doch jedenfalls gestatten, daß man sie mehr beklagt, als sie mit gerechter Strenge zu verurtheilen.

Tegnér's Wirksamkeit in einer früheren Periode verliert freilich durch die Tactik, welcher er später huldigte, an Werth, aber der Einfluß, den seine jugendlichen Schöpfungen bei ihrem Erscheinen machten, wird dadurch um Nichts geschmälert; und genau betrachtet, müssen wir bekennen, daß das Streben des Prälaten nicht einmal die Rede bei dem Jubelfeste hat aus der Wage heben können, wie auch der Bischof und Commandeur, das Mitglied der Schwedischen Akademie — nicht den bescheidenen Verfasser der „Svea" in den Schatten stellen konnte.

Im geselligen Leben war Tegnér in seinen glücklichen Jahren ehe Hypochondrie und Lebensüberdruß ihre schwere Hand auf sein Gemüth gelegt hatten, eine höchst verführerische, unwiderstehliche Persönlichkeit. Sein unerschöpflicher Vorrath an Scherz sprühte nach allen Seiten wie ein Feuerregen von Einfällen, witzigen Antworten, Bonmots, oftmals freilich etwas grober Natur — denn von seinen Lippen floß mehr Frivolität, als eigentlich in seinem Wesen lag und *war* er wirklich etwas leicht, so *schien* er es noch viel mehr; — aber diese Scherze flogen über das ganze Land und noch jetzt könnte man eine ergötzliche Sammlung solcher „Tegnérismen" zusammen bringen. Als Knabe soll er verschlossen und unzugänglich gewesen sein; doch erlitt er in dieser Beziehung eine große Veränderung. Der Grundsatz der Sorglosigkeit, der sich in seinen Gedichten aussprach, galt ihm auch in der Praxis, bis die Freude aus seinem Herzen floh und der Bischofsmantel

entweder seine Lebensphilosophie änderte, oder ihn zum Heuchler machte.

Im Kreise vertrauter Freunde suchte Tegnér am liebsten das schöne Geschlecht auf, deren Gesellschaft ihm Ersatz bot für Politik und Kirchenangelegenheiten, und wo dann der Poet mit den Blicken seiner schalkhaften Augen — von solchen Blicken, wie von gewissen Versen gilt das lateinische: „digitos habent" — mehr Schelmenstreiche verübte, als er dem Bischofe verrathen durfte. Als Tegnér einst an seinen französischen Uebersetzer Chopin, schrieb, daß es mit seiner Uebersetzung bestellt sei wie mit dem schönen Geschlechte, indem: „die schönsten Frauen nicht immer die treuesten sein," so berief er sich damit auf Erfahrungen, die er vielleicht in gewisser Beziehung gehabt haben mag, obgleich ich nicht glaube, daß Tegnér sich gerade darüber zu beklagen gehabt hat. Er war nicht einmal seiner Muse vollkommen treu, aber ein ganzes Volk hat die Verlassene in seinen Schutz genommen und der weite, weite Norden ist ihr Wittwensitz.

Franzén. Wallin.

Während die Gothen die Luft mit Harfenspiel und Hörnerklang und die Phosphoristen mit ihrem Sing=Sang füllten, hörte man die ganze Zeit das leise Gezwitscher einer Schwalbe, die schon in der vornehmen, feierlichen Epoche der Gustaviani=schen Schule eines schönen Tages den Muth gehabt hatte, ihr Nestlein unter die Dachfirsten des königlichen Hof=Musentempels zu hängen; und durch all' dieses Treiben brausten die gedämpften Töne einer majestätischen Orgel.

Die Schwalbe war: Franz Michael Franzén, die Orgel: Johan Olaf Wallin.

Das dichterische Schaffen dieser beiden Männer gehört mit seinen ersten Blüthen einem vergangenen Zeitraume an. Es wurzelt in demselben Boden wie Kellgren's (und wie Thorild's), aber seine Zweige streckten sich weit in die Neuzeit herein und wir haben seine Krone neben denen der jüngeren Schulen im herrlichsten Laubschmucke gesehen, gleich wie in einem alten französischen Parke, der einem modernen Geschmacke gemäß, in einen englischen umgewandelt worden, noch hie und dort ein einzelner Baum ehrenvoll seinen früheren Platz behauptet.

Sowohl Franzén als Wallin waren schon anerkannte

Größen und hatten als Mitglieder der Schwedischen Akademie, die officielle Pairswürde der Gelehrsamkeit empfangen, als Atterbom seine Revolte und Geijer seine nordische Propaganda begann. Beide hatten zu Anfang neue Accorde angeschlagen, und Beide fuhren fort, wie sie begonnen hatten, ohne sich von den literarischen Parteien einer späteren Periode verlocken oder stören zu lassen. Sie schreiten deshalb in der Geschichte unserer Belletristik mit ausgeprägter Selbstständigkeit einher; sie mischen sich wohl in das moderne Treiben, aber — sie können nie mit demselben vermengt werden.

Franzén*) ist, als Lyriker, der Haydn der schwedischen Dichtkunst. Es ist dieselbe reine Begeisterung, dieselbe gutmüthige, fast kindliche Naivität, dasselbe Talent: mit geringen Mitteln Großes zu leisten. Nur von Frau Lenngren's Leyer hatte man etwas Aehnliches vernommen, — Bellman's Lyrik war wiederum anderer Art — aber man merkte alsbald, daß bei Franzén viel mehr tiefe, wahre Empfindung zu Grunde lag, als bei der Muse Anna-Maria, deren Geist sich hauptsächlich der Satyre zuneigte. Franzén ist nie satyrisch gewesen. Er konnte leicht böse und erbittert werden, wie ein gereiztes

*) Franz Michael Franzén, geb. zu Uleåborg in Finnland 1772, hatte zur Zeit der Revolution die französische Hauptstadt besucht und gleich darauf den Gegner derselben: das stolze England. Die Eindrücke, die er während dieser Reise empfing, hatten den jungen Mann einen tiefen Blick in das Leben thun lassen und ihn zu ernsten, vielseitigen Erfahrungen gereift, die er, in die Heimath zurückgekehrt und als Lehrer an der hohen Schule zu Åbo angestellt, zu nützen verstand. Sein reiner, frommer Sinn, der sich in allen seinen dichterischen Schöpfungen kund giebt und seine umfassende Gelehrsamkeit, machten ihn zu einem der schönsten Sterne, die, am Ende des vorigen Jahrhunderts, am nordischen Himmel der Künste und Wissenschaften geleuchtet haben. Er siedelte später nach Schweden über, widmete sich dem geistlichen Stande und starb, als Bischof zu Hernösand, 1847.

Kind, aber satyrisch — nein! Wie hätte ma denn auch mit diesen kindlich frommen Augen, mit diesen sanften, blonden Zügen und diesem evangelistischen, à la Jean-Baptiste gescheitelten Haar, satyrisch sein können?

Uebrigens darf Franzén gar nicht für einen so überaus brillanten Kopf gehalten werden. Er war kein großartiges, wohl aber ein liebenswürdiges Talent. Seine Poesie war kein Niagara, der seinen Schaum weit hin über Wald und Felsen spritzt, sondern ein murmelnder Bach, an dem die Hirtin im Thale sich erquickt. Wir sind Alle mit den sanften Liedern Franzén's aufgewachsen und fast genährt worden; wer hätte nicht mit immer neuem Entzücken sein Lied „die Kleinen,“ gelesen! Ein junges Mädchen beschreibt mit großer Lebendigkeit was ihr widerfuhr, als sie neulich in die Christmette ging mit dem neuen Schleier am Hute; wie ein schmucker Bursche ihn auffing und rettete, als er gerade vom Winde fortgeweht wurde und wie sie demselben Knaben plötzlich in der Kirche gegenüber gesessen habe! Alle diese unschuldige Coquetterie, das kindliche Geplauder, das naive Bekenntniß: wie sie nach diesem Abenteuer in der Frühmesse sich jetzt in die Vesper sehne — alles Dies ist mit dem feinsten Pinsel, mit unnachahmlicher Innigkeit selbst in dem kleinsten Zuge gemalt. Im Allgemeinen haben Franzén's Lieder Viel von dem Mystischen, was den Frauen so sehr gefällt; das Zarte, Zierliche, Milde und etwas Süßliche, was sie so trefflich verstehen; die Blumen finden den hübschen Schmetterling am Interessantesten! Leider artet diese Süßigkeit bei Franzén oft zum sogenannten „Zuckersüßen“ aus, aber Dies ist eigentlich auch die Hauptanmerkung, die wir uns über ihn erlauben können. Laßt uns z. B. das kleine Gedicht: „die Blumen“ nehmen! Da ist ein kleines Mädchen, das sich den Tag über müde gesprungen hat auf der Wiese, und nun von der verständigen Mutter ermahnt

wird, zu Bette zu gehen. Die kleine Fanny aber steht am Fenster und schaut zu den Sternen „den Himmelsblumen," hinauf; die Mutter bittet sie auf das Zärtlichste sich mit den Blumen zu begnügen, die die Erde bietet; umsonst: sie predigt tauben Ohren.

Fanny lächelt durch Thränen süß
Entgegen dem ewigen Paradies.

Tausendschöne blinken
An dem blauen Zelt',
Wollen mich schon winken
In der Engel Welt.

Mama, wenn Du mich hier vermißt,
Weine nicht: Fanny dort oben ist!
u. s. w.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß manches empfindsame Herz von diesen Versen bis zu Thränen gerührt worden ist, aber die Kritik, die schonungslose Kritik, kann nicht anders, als dies Geschwätz von kleinen Kindern, die „einem ewigen Frühlinge oder Paradiese droben bei den Sternen, unter Thränen entgegenlächeln" — auf's Entschiedenste abfertigen. Dies ist leider nicht das einzige Beispiel von solchem Spleen aus der Kinderstube, von Melancholie im Kinderrocke und Fallhut, welches in Franzén's Gedichten vorkommt.

Merkwürdig genug hat uns derselbe Sänger in anderen Liedern Proben von einer Lebensfrische gegeben, die sich bisweilen sogar zur Dithyrambe steigert. Sein herrliches Gedicht:

„Sorge nicht um
Den dämmernden Tag!"

hat nur seines Gleichen in dem feurigen electrisirenden Liede:

„Trink! Sie verduften, die schäumenden
Perlen, trink aus!“

Das sprüht und knistert von sprudelnden Dactylen; welch poetische „Blume!“ Welch’ erquickende Kohlensäure eines veredelten Epicuräismus!

Außer den lyrischen Liedern sang Franzén noch eine ganze Menge anderer, die sich mit ersteren jedoch nicht vergleichen lassen. Seine „Emilie oder ein Winter in Lappland“ ist ein ermüdendes, didactisches Opus, das zu sehr an die alte Gustavianische Manier erinnert. „Die Zusammenkunft bei Alvastra,“ ist eine historische Schilderung, welche in zu großen Dimensionen angelegt ist, als daß er sie hätte ausführen können. „Columbus,“ ein romantisches Epos, gehört durchweg zu dem „genre ennuyeux.“ Auch in der dramatischen Poesie hat er sich versucht. Als langjähriger Secretair der Schwedischen Akademie hat er eine große Anzahl officieller Lebensbeschreibungen mehr oder minder berühmter Schweden, verfaßt; in Form von Ehrendenkmälern. Das allgemeine Wohlwollen hat es sich zur Pflicht gemacht in diesen biographischen Vorträgen Etwas zu finden, was man „die Beredtsamkeit der Einfalt“ genannt hat. Warum nicht?

Franzén hatte denselben Fehler, den so viele einseitig begabte Schriftsteller vor und nach ihm gehabt haben und haben werden: daß er sich selbst nicht genug kannte, um seinem Berufe treu zu bleiben. Nachdem er „den alten Soldaten“ und die „Lieder an Selma“ geschrieben, hätte er nach genauer Selbstprüfung entweder in demselben Tone fortfahren oder verstummen sollen. Statt dessen versuchte sich Franzén in immer neuen Weisen und haschte nach einem Ziele, das er nicht erreichen konnte. Wenn er keine Heldengedichte schrieb, machte er Charaden, war er ihrer satt, lieferte er gereimte Polemik gegen die lieberalen Zeitungen und gegen die dreifach

gottlosen Philosophen. Daß dieser Zorn gegen die neue Zeit und deren Trabanten von dem Bischofe in Hernösand herrührte, erstaunte uns nicht mehr, als daß Solches auch von dem Bischofe zu Wexiö herübertönte — die Bischöfe haben uns in dieser Beziehung an Vieles gewöhnt — daß diese Schmähreden aber von dem lilienmilden Verfasser des „Menschlichen Antlitzes“ herrührten, Das scandalisirte und betrübte Manchen. Glücklicherweise erinnert man sich jetzt nach Verlauf einiger Decennien kaum noch des Titels dieser Aergernisse im Versmaß; auch ist mir gottlob kein Fall bekannt, daß Jemand, der von ihnen gebissen wurde, daran gestorben wäre. —

Unter dem Namen J. O. Wallin*) versteht man gewöhnlich den Erzbischof, den Staatsmann, den Patrioten, den Ordnungsstifter — denn außer seinem literarischen Talente besaß er ein reformirendes, practisches, ordnendes: er hätte Premierminister sein können; als Dichter und Redner heißt er nur „die Davidsharfe im Norden“**) und Dies ist ein Titel der herrlicher und dauernder ist, als der eines Erzbischofes; — die Erzbischöfe, welche wir nach Wallin bekommen, sind keine Davidsharfen gewesen! ......

Wenn man von Wallin als schriftstellerische Größe spricht,

---

*) Wallin war in Dalarne geb. 1779. Ein Kind der bittersten Armuth, stieg er zu den höchsten Würden empor; und dennoch hörte man ihn nicht selten klagen, „daß er sein Leben nicht genossen habe.“ Wallin's „Predigten“ findet man noch jetzt in den meisten Familien, besonders auf dem Lande, wo die Kirche oftmals entlegen ist und die Mitglieder der Familie sich deshalb zum häuslichen Gottesdienste zu versammeln pflegen. — Wallin war ein herrlicher, gewaltiger Kanzelredner, denn er verstand es, das menschliche Herz bis in seine tiefinnersten Falten zu erschüttern und — emporzurichten. Er starb, als Erzbischof, ein Gegenstand allgemeiner Verehrung. (1839).

**) Tegnér hatte ihn zuerst so genannt.

denkt man unwillkürlich an seine Hymnen und andere Proben geistlicher Beredtsamkeit, und zwar mit Recht; denn in ihnen zeigt er vorzugsweise, wer er war: ein König, sowohl über Franzén, obschon auch Dieser sich im geistlichen Liede ausgezeichnet hatte, als über Choraeus, welcher nur in Psalmodien *seufzte*. Man erkannte ihn erst recht, wenn er in die Saiten griff mit seinem volltönenden:

„Auf! Auf! Psalter und Harfe,
Des Geistes Schwert, das Wort der Kraft,
Das zweischneidige, scharfe!"

oder wenn er in seiner Umschreibung des 104. Psalmens — eine Umschreibung, die ich ein Melodrama nennen möchte in der alten musikalischen Bedeutung des Wortes: denn man glaubt deutlich die Orgelbegleitung zu dem in hohem Grade malenden, immer wechselnden Rhythmus der Verse zu hören — wenn er in dieser Umschreibung besingt, wie auf des Schöpfer's Wort: „Es werde!"

„ — sich leise senkt das Land,
Der Hain umkränzet still und kühl
Der frischen Quelle Rand."

oder wie das Meer, das unendliche, in das Lob des Ewigen einstimmt:

„Die grausigen Tiefen so bodenlos,
Ohne Grenzen die einsamen Weiten,
Wo die Wogen mit Wogen im dumpfen Getos'
Und Stürme mit Stürmen sich streiten.
Wo die schweren Wallfische ziehen den Pfad
Wo die stumme Nacht ihre Heimath hat
Und der Mensch, der genug hat des Brodes,
Jagt umher nach des *Lebens* Ueberfluß
In dem schrecklichen Reiche des *Todes*."

Ich legte hier einen besonderen Nachdruck auf den in den letzten Zeilen enthaltenen Widerspruch, weil diese Redefigur eine Eigenthümlichkeit des Wallin'schen Styls ist. Keiner hat die Wirkung der Antithese so zu benutzen gewußt und solche Wunder damit gethan, wie er. Auch der originelle, oft unregelmäßige Rhythmus in dem angeführten Bruchstücke, ist ein hervorragender Charakterzug der Wallin'schen Dichtkunst. Sowohl in seiner Lyrik wie in seiner Rhetorik trifft man diesen oft bizarren Takt, der nicht selten eine überraschende Wirkung erzielt; selbst der gegen die reine Prosodie der Sprache streitende dalekarlische Accent trug dazu bei, seinem Vortrage von der Kanzel oder der Rednerbühne herab eine überwältigende Kraft zu verleihen. Wenn der ernst blickende Mann alsdann mit seiner tiefen Stimme, die aus dem Innern einer delphischen Orakelhöhle hervor zu dringen schien, mit dem wechselnden Takte und der ungewöhnlichen Betonung seine mit Kraftausdrücken und Antithesen gefüllten Reden oder Predigten vortrug, die wie seine geistlichen Lieder und Hymnen nicht ihres Gleichen in der schwedischen Literatur haben — da glaubte man einem gewaltigen Propheten des Alterthumes zuzuhören, einem Nestor, in dessen Haupte die Weisheit von Jahrhunderten verborgen ist und in dessen Brust jene innere Musik liegt, von welcher Shakespeare spricht.

Obgleich seine eigentliche Stärke im Ernsten und Erhabenen lag, fehlte es ihm doch auch nicht an munteren und scherzhaften Tönen; viele seiner kleineren lyrischen Gedichte sind voller Anmuth und verrathen einen feinen Geist und Witz. Wallin war auch nicht immer der milzsüchtige Mann gewesen, als welchen wir ihn in den letzten Jahren gekannt haben. Auch er war jung gewesen und hatte im Liebe gescherzt. Man hat ihm mehre kleine ungedruckte Gedichte zugeschrieben — die aus guten Gründen nicht für den Druck geeignet sind — voll

sprudelnden Witzes, doch sehr gewagter Art; man hat deren noch andere, gedruckte, (obschon nicht in Wallin's gesammelten Schriften) in denen sich, in weniger schlüpfriger Form, viel jugendlicher Uebermuth kund giebt, und die an Nichts weniger als an ein aufgeschlagenes Gesangbuch erinnern. Auch in späteren Tagen konnte bisweilen ein Sonnenstrahl durch den tiefen Schatten dringen, der sein ganzes Wesen einhüllte, und im frohen gesellschaftlichen Kreise konnte er bisweilen das strenge furchterregende Gewand seiner Gemüthsstimmung ablegen, konnte wieder „der Alte" sein mit dem trocknen dalekarlischen Humor, und mit liebenswürdiger Empfänglichkeit für vertraulichen Scherz. Selbst als Prälat hielt er es nicht für Sünde, mit den Damen am Spieltische zu sitzen, um eine „Partie" zu machen: nach dem Heiligenschein hat er bekanntlich nie getrachtet, und manche „wahre Christen" wollen ihn heute, eben seiner geistlichen Lieder wegen, verleugnen. Als er einstmals am Spieltische saß, rief eine Dame, einen Trumpf in der Hand haltend, ganz unschuldiger Weise, zu Wallin gewandt, aus: „Nun mach' ich Sie todt, Cousin!" — „Das wäre wohl möglich," erwiderte der Bischof nachdenklich, mit seiner hohlen, groben Stimme, „wenn ich ebenso klein wäre, wie ich schwarz bin!" —

An einer Mittagstafel war die Rede von mehren kürzlich stattgefundenen Bischofs-Ernennungen. Der Staats-secretair Prinzencreutz, wegen des lebhaften Interesses für seine eigene Persönlichkeit bekannt, ergriff das Wort und erzählte: „Vor einigen Tagen war wieder Jemand bei Sr. Majestät, und that schön mit den Excellenzen und flüsterte und horchte und spionirte; während er noch da umher ging und sich wichtig machte, drehte der König sich plötzlich nach ihm um und fragte: „Was, wollen Sie auch Bischof werden?" — Hier unterbrach Wallin den Redner mit der

Gegenfrage: „Nun, und was antwortete da — mein lieber Bruder.“

Man nennt Dies „zuhauen.“ Er that Dies, obschon in anderer Weise, auch bei einer feierlichen Gelegenheit wo er von dem Könige Carl Johann sagte: Er sitze (fast wie ein Gott) auf seinem Doppelthrone im Norden und entbiete aller Welt den Friedensgruß. Wallin hatte dies Wort in aller Unschuld gesprochen, aber er hat es lange immer und immer wieder hören müssen; besonders von einer gewissen Partei, die in dem Könige durchaus keinen Gott sehen wollte. Es lag nun einmal in Wallin's Manier, sowohl im Dialog, als im oratorischen Styl etwas „weit auszuholen,“ und da geschah es ihm, wie anderen Riesen, daß er bisweilen über die Grenze hinaus schritt.

Die Nachklangspoeten.

Wir haben deren in allen möglichen Arten, ja eine ganze Legion davon, gehabt. Da sind zuerst A. C. af Kullberg und Valerius, welche gleich Wallmark, Lehrgedichte schrieben und ihr Bestes thaten „rein akademisch" zu sein, nachdem die Gustavianische Schöngeisterei schon lange den letzten Vers gesungen hatte. Kullberg schien eine dunkle Ahnung zu haben, daß die Seligkeit des Parnassus nicht auf diesem Wege zu gewinnen sei und übersetzte — gleichsam um eine Versöhnung mit der neueren Zeitrichtung einzuleiten — den neuromantischen Bürger. Valerius wurde Bellmanianer, oder eigentlich mehr ein gemüthlicher Tafelsänger mit heimlichen Ansprüchen: selbst ein wenig Bellman zu sein, obschon mehr fashionable, ein neuer Movitz,*) doch mit einer gewissen Dosis Salon-Moral ausgerüstet. — Wir haben darauf Grafström gehabt, der es Franzén in dem Idyllischen und Sentimentalen

*) Bellman ist wiederholt und zwar mit Recht der „schwedische Béranger" genannt worden. Er lebte und sang zur Zeit Gustav's III. Movitz und Ulla Winberg sind die Hauptpersonen in seinen munteren Liedern.

gleich zu thun versuchte und Choraeus, der dasselbe Vorbild an frommer Küsterandacht übertraf. Wir haben ferner alle jenen Dichter gehabt, welche, wiewohl Anfangs Gothe oder Phosphorist, doch keine Hauptrolle in einer dieser Schulen gespielt, sondern sich zu einer mehr oder minder selbstständigen Individualität entwickelt haben. Diese Art „Nachklangspoeten" sind es auch, denen ich hier eine nähere Aufmerksamkeit widmen werde.

Unbedeutendere Persönlichkeiten, wie z. B. den Sänger A. Fryxel, übergehe ich — der Mann ist als Geschichtsschreiber berühmt genug, und zu welcher Schule er gezählt zu werden wünscht, ist mir unbekannt — ich gehe deshalb zu Hedborn*) über.

Dieser Dichter trat zuerst in Atterbom's Almanachen auf, weshalb die Phosphoristen ihn als einen der Ihrigen ansahen und seiner mit eifersüchtiger Herzlichkeit pflegten. Er hatte aber im Ganzen wenig Sinn für ihre Luftschiffahrt und hielt sich lieber an das reelle Element des alten Volksliedes, weshalb man ihn mit mehr Grund zu der gothischen Schule zählen würde. Hedborn war ein Dichter mit warmem Herzen, blauäugiger Naivität und einem gewinnenden unschuldsvollen Lächeln. Er war der Sohn eines Bauern und der ländliche, frische Sinn schaut aus allen seinen Dichtungen hervor; ein gesundes, schwedisches Blut ohne Anstrich von jener deutschen Schwindsüchtelei, die man bei seinen Mitbrüdern findet. Auch er konnte gefühlvoll in Versen sein und hatte einen frommen,

---

*) Samuel, Johan Hedborn geb. 1783 in Ostgothland, der Sohn eines Soldaten, hatte während seiner Studienzeit mit der größten Armuth zu kämpfen und schloß sich in Upsala der neuen Schule an. Er wurde später als Prediger in seiner Heimath angestellt, woselbst er 1849 starb.

gottesfürchtigen Sinn; aber er betete weder den Mond noch alle Heiligen oder die heilige Jungfrau an. Er hat mehre geistliche Lieder geschrieben, welche, selbst neben Wallin's gestellt, vortrefflich sind; er hat unsere Belletristik, außer seinen altnordischen Romanzen, um einige kleine Lieder bereichert, in denen sich ein ländlicher Frohsinn in der anmuthigsten Weise offenbart. Dahin gehören z. B. „Regenbach“ und sein kleines liebliches, in seiner Art unübertreffliches „Wiegenlied.“

An B. v. Beskow*) gehe ich leichten Schrittes vorbei, den Hut in der Hand, wie es sich gebührt, wenn man an einem Hofmarschall und Baron vorüber schreitet. . . . Doch! Zuvor einen Gruß an diesen Dichter, der jedenfalls ein geschätzter Literat ist. In seiner Jugend gehörte er insofern zu den Gothen, daß er einige seiner lyrischen Versuche in der „Iduna“ erscheinen ließ und überhaupt stets eine gewisse Vorliebe für unsere Vergangenheit bewahrt hat. Dieselbe spricht sich auch in seinen Dramen aus, obwohl er das Alterthum auf eine ganz andere Weise behandelt, als die echten Gothen zu thun pflegten. Sein Alterthum trägt Glacéhandschuhe; er hat es so zu erziehen und zuzustutzen gewußt, daß es, ohne sich zu schämen, in dem vornehmsten Salon erscheinen kann. Tegnér hatte den ersten Impuls zu einer solchen Verfeinerung des Gothicismus gegeben; er hatte sich schon nicht mehr an den einfachen Ton des alten Volksliedes und der Sage gehalten, den Geijer in seinen Romanzen angeschlagen hatte; und seine Frithjofssage ist — wenn sie nun einmal vom altgothi-

*) Bernhard v. Beskow, geb. zu Stockholm 1796, wurde rasch auf seiner amtlichen Laufbahn befördert, zum Secretair des Kronprinzen (jetzt verstorbenen Königs Oscar) ernannt, Hofmarschall und Freiherr. Er wurde nach Franzén, zum Secretair der Schwedischen Akademie erwählt, welchen Posten er noch heute bekleidet.

schen Standpuncte aus betrachtet werden soll, jenen alten Wallnuß- und Eichenschränken zu vergleichen, die man mit einem neuen Firnisse überzieht und mit neumodischen Bronceverzierungen bedeckt. Beskow's Gothicismus ist noch einen Schritt weiter in der Modernisirung gegangen: der Schrank ist freilich noch immer von altem schwedischen Eichenholz, aber nicht allein der Firniß, auch die Form ist neu und zierlich: der alte Schrank ist in einen modernen „Secretair" verwandelt. Bei alledem war Beskow ein elegantes Dichtertalent; ich bin nicht blind für die subtile Stickerei seiner Romanzen, ich rufe seinen „Schwedischen Ahnen" Beifall zu, wie einer prächtigen Theaterdecoration und bekenne, daß in seinen Bühnenstücken Tendenzen vorkommen, wie selbst Börjesson sie nicht besser geliefert hat. Ein anderes Verdienst Beskow's besteht darin, daß er, obschon Hofcavalier und ein vornehmer Mann, doch nie seiner Liebe zur Kunst untreu geworden ist; es gereicht ihm zur Ehre wenigstens einen Versuch gemacht zu haben, die schwedische Schaubühne zu verjüngen; Dies geschah z. B. durch Einführung des Vaudeville (in Heiberg'scher Manier); daß dies von ihm gegebene Beispiel wenig Frucht getragen, ist nicht ihm als Schuld beizumessen.

Auch Nicander*) versuchte sich zuerst in der „Iduna."

---

*) Carl August Nicander, der Sohn armer Eltern, wurde 1799 in Södermanland geboren. Die lieblichen Lieder seiner Muse gewannen ihm bald reiche Gönner, welche ihn nicht allein seine Studien daheim vollenden, sondern auch eine Reise nach Italien machen ließen, die viel zu der Ausbildung des talentvollen Jünglinges beitrug aber auch den Keim einer unüberwindlichen Sehnsucht nach dem Süden, in ihm legte. Als die Theilnahme seiner Gönner für ihn erkaltete, fühlte er Dies tief, obschon die treue Anhänglichkeit einiger wirklichen Freunde ihn für diesen Verlust zu entschädigen suchte. Er starb 1839 ohne andere Belohnung gekannt zu haben, als die Dichterehre, die er sich selbst erworben hatte.

Wie bei Beskow, liegt sein größtes Verdienst in der Diction; er besaß in hohem Grade die Kunst „sich hübsch auszudrücken;“ ja er besaß, wenn ich so sagen darf: „eine poetische Fingerfertigkeit.“ Eigentliche Tiefe hatte er kaum, doch waren die Gefühle, die er aussprach, wirklich gefühlt, weshalb auch immer Etwas von den verhallenden Tönen seines Glockenspieles zurückbleibt. Dies gilt sowohl von seinen kleineren lyrischen Sachen, als von seinen lyrischen Romanzen: „König Enzio;“ „Tasso's Tod;“ „der Löwe in der Wüste;“ und von seinem Trauerspiele: „das Runenschwert,“ welches, obschon nicht allen Anforderungen, die man an das Drama stellt, genügend, doch mehre treffliche Partien hat. Obgleich aus der gothischen Schule hervorgegangen, war Nicander's Colorit doch viel mehr ein südliches, denn ein nordisches zu nennen, (darin Atterbom ähnlich); seine Leyer klingt doppelt so herrlich, sobald er sie zum Lobe Italien's und italienischen Lebens stimmt; da hört man, daß er con amore singt. Sein „Venedig“ liefert hiervon einen sprechenden Beweis. Man würde mir einwenden können, daß das Ganze weniger wirkliche Poesie, als eine von poetischer Zunge vorgetragene prosaische Schilderung ist; es mag darum sein; aber da wird man mir andererseits zugestehen müssen, daß es schwer hält, auf mehr poetische, mehr dem Ohr schmeichelnde, klangreichere und elegantere Weise über gewöhnliche Sachen und Dinge zu raisonniren. Es ist die glücklichste, hübscheste Täuschung, die sich denken läßt! — In seinen „Hesperiden,“ eine Sammlung Skizzen über und aus Italien in Poesie und Prosa, hat er uns mehre kleinere Novellen geliefert, die zu dem Besten gehören, was wir in dieser Art besitzen. Ich glaube, daß er ein ausgezeichneter Novellist geworden wäre, wenn er Zeit gehabt hätte, sich nach einer Richtung hin vollkommen auszubilden. Ich weiß recht gut, daß Nicander, so wie er war, zu seiner Zeit von einer ge-

wissen Partei für einen großen, vollendeten Meister gehalten wurde, doch habe ich Dies nimmer begreifen können. Das Grab hatte sich erst kürzlich über Stagnelius geschlossen und man legte seine Krone auf Nicander's Haupt; — o weh! Sie glitt ihm bis über die Ohren, über die Schultern — immer tiefer und tiefer herab. . . . .

Erik Johan Stagnelius*) war ein Genie, dem einer der schönsten Ehrenplätze in unserer Literaturgeschichte eingeräumt werden muß. Ein herrliches Talent, das, von anderen Verhältnissen und Schicksalen begünstigt, aller Wahrscheinlichkeit nach, als unsere schönste Dichterähre, als köstlichste Perle unserer Dichterwelt, geendigt haben würde; selbst jetzt tönt seine Leyer trotz aller Dissonnanzen und Unvollkommenheiten, als wäre sie von den Händen unsterblicher Götter besaitet. Stets physisch leidend und in körperlicher Beziehung sehr stiefmütterlich von der Natur bedacht, fühlte er sich dadurch sehr unglücklich; er wurde es noch mehr durch einen angeborenen Tiefsinn, den er — wie Lidner — durch eine Lebensweise abzuschütteln suchte, die an Cynismus streifte. Als er mit dreißig Jahren ausgelebt hatte und der Welt entzogen wurde, viel weniger gekannt, als er es verdient hatte, und ohne die letzte Hand an seine vorzüglichsten Gedichte gelegt zu haben, ward es Hammarsköld übertragen, den poetischen Nachlaß des Verstorbenen herauszugeben: ein verantwortungsvoller Auftrag, der sehr schlecht ausgeführt worden ist. Von seiner Bewunderung für Stagnelius irre geleitet, setzte der Recensent

---

*) Stagnelius war der Sohn eines Bischofes und 1793 in Calmar geboren. Glückliche Vermögensumstände schützten ihn vor materiellem Mangel. Das Glück einer eigenen Häuslichkeit hat er nie gekannt; er lebte sehr einsam und wurde ohne eigentliche vorhergehende Krankheit, von einigen Freunden todt im Bette gefunden (1823).

Hammarsköld diesmal alle Kritik bei Seite und überlieferte dem Publikum jede unbedeutende Kleinigkeit, die Stagnelius — mit seiner Leichtigkeit im Schaffen — auf's Papier geworfen hatte, ohne sich die Zeit zu lassen einen fehlenden Versfuß zu ergänzen. Auf diese Weise brachte Hammarsköld nicht weniger, als drei Bände zusammen; der arme Stagnelius aber würde bedeutend gewonnen haben, wenn diese Sammlung auf die Hälfte reducirt wäre: ein weniger genialer Sänger würde in dieser Probe kaum bestanden sein.

Stagnelius war frühzeitig auf allerlei gnostische Grübeleien gefallen, die ihn zu einem, speculativen Phantasmagorien nachhängenden Siechlinge, ja fast zum Anachoreten machten. Unter diesem Einflusse leidend, schrieb er eine Menge bald langer, bald kurzer Gedichte, die Keiner verstehen konnte, die sich alle unter den „Gesammelten Liedern" befinden und ihm das Ansehen eines schwer verständlichen, abstoßenden Dichters geben. Das ist ein ewiger Sing-Sang von der „Anima," die in dem Harem des Demiurg gefangen sitzt und sich nach Pleroma's Sälen sehnet; man muß aufrichtig gestehen, daß selbst Atterbom, der große Schellingianer, es in seinem nebelichten Tiefsinne nicht soweit gebracht hat wie Stagnelius, wenn Dieser die Zügel abstreifend, in die überirdischen Räume einer enthusiaistischen Unvernunft floh.

Zur Zeit, als die Charaden und andere „geistreiche Spiele" recht im Flor waren, belustigte man sich in Frankreich vorzugsweise mit der Amphigourie; so nannte man kleine Verse, die bei flüchtiger Durchsicht den Anschein hatten, als läge ein tiefer Sinn in ihnen verborgen; im Grunde aber lag Nichts darin, und sollte auch Nichts darin liegen; Das war gerade die Kunst! Hier ein Beispiel:

„Wo die Sternenflammen schlagen
Aus den blauen Aetherlagen,
Späht' mein Herz mit seinen Fragen
Wie bei Dir, in Näh' und Ferne
— O Du lieblichster der Sterne —
Nach der Seufzer Räthsel!“

Man erzählt eine Anekdote, wie einstmals in einem Pariser Salon dem bekannten, witzigen Fontenelle eine solche Amphigourie überreicht wurde; dieselbe war so ausgezeichnet abgefaßt, daß Fontenelle sich wirklich versucht fand sie mehrmals durchzulesen, um den eigentlichen Sinn zu fassen. Endlich rief die Dame vom Hause: „Aber, lieber Fontenelle, Das ist ja eine Amphigourie!“ — „Ach!“ entgegnete der Betrogene, „es ist Dem, womit unsere Poeten uns heut' zu Tage tractiren, so ähnlich, daß Sie mir diesen Irrthum nicht anrechnen dürfen, gnädige Frau!“ —

Es ist nicht zu leugnen, daß man bei Stagnelius wie bei der phosphoristischen Schule im Allgemeinen Manches findet, was lebhaft an diese französischen Amphigourien erinnert; nur mit dem Unterschiede, daß unsere Dichter das despotische Verlangen an den Leser stellten: er solle die tiefe Bedeutung ihrer Lieder anerkennen. Armes, beklagenswerthes Publicum! Was sage ich, es sollte diese Räthsel verstehen? Nein! Es sollte sie sogar schön, hinreißend und erhebend finden!

In Wahrheit! Es ist betrübend und komisch zugleich, wenn man hört, daß Stagnelius, ein genialer Mann, ein Mann des neunzehnten Jahrhunderts, in vollem Ernste, ja in der wohlklingenden Sprache der Begeisterung solche, halb pythagoreische Philosopheme verkündet, wie z. B. daß die Seele, die von „Achamoth,“ der Ursünde, gefangen gehaltene Seele, eine Anemone mit einer Thränenperle im Kelche, zu ihrem himm=

lischen Bräutigam hinaufsendet und sich, dabei seufzend, in einer höchst poetisch und, in technischer Hinsicht, meisterhaft ausgeführten Allocution von Christo und Amor ergießt von Achamoth, Psyche und Phönix und (nach der classischen Art der Amphigourie) mit einem Angstrufe äußerster Verzweiflung endet:

„Ach! Bricht nicht des Welteies
Tiefblaue Schale?“

Selbst in dem hier gemeinten Gedichte (der Engel und die Seele) liegt ein unverkennbar poetischer Aufschwung, und man wäre versucht es mit dem „Demiurg,“ und mit dem „Aeonen,“ dem „Pleroma,“ und selbst mit Achamoth nicht so genau zu nehmen, wenn nicht unglücklicherweise des Welteies tiefblaue Schale käme mit dem pathetischen Ach! und den thränenfeuchten Augen . . . . . Wahrlich, wenn der Satz, daß vom Erhabenen bis zum Lächerlichen nur ein Schritt ist, sich jemals bewährt hat, so ist es hier der Fall!

Dennoch ist es Sünde über Stagnelius zu lächeln. Er hatte Augenblicke, in welchen es schien, als müsse er sich von seiner metaphysischen Schwermuth erholen, und was in solchen Zwischenstunden von den Saiten seiner Leyer klang, war weder Gnosticismus noch Phosphorismus; man genießt statt ihrer eines üppigen Reichthumes rein poetischer Gedanken, in einer Sprache ausgedrückt, die an melodischer Vollkommenheit Alles übertrifft, was unsere Belletristik bisher als Muster aufgestellt hat. Es grenzt an das Wunderbare, mit welcher Leichtigkeit er die verschiedensten, schwierigsten Formen der Lyrik behandelt; wie ein duftiger Schleier von schillernder Gaze schmiegt sich die Sprache seinen Gedanken an: ihre feinsten Reize verrathend und den launigsten Bewegungen gehorchend. Das Einzige,

was sich an Stagnelius' Diction tadeln ließe — alles gnostische Griechisch abgerechnet — ist die kostbare Redeweise, die ich schon bei anderen Dichtern getadelt habe; bald erstickt man vor Blumenduft und Ambra, bald weiß man vor zerbrechlichen Krystallen, Korallen und Alabaster, nicht wohin man sich wenden soll. Ich würde mich der Unwahrheit schuldig machen, wenn ich behaupten wollte, daß Ausdrücke wie: „der weiche Narduswall," „mystische Perlenzähren" „Krystallberge," „Smaragdgrund," „Thränendemanten und Ambraküsse" bei Stagnelius zu den Seltenheiten gehören. Noch prächtiger aber wird es in Zusammenstellungen, wie z. B. folgende:

„Quecksilber rieselt in Cascaden
In Jaspisschalen sich zu einen;
Es tritt Dein Fuß in schimmernden Arcaden
Auf eine Mosaik von Edelsteinen."

oder:

„Ich steige mit der Morgensterne Schaar
Im Osten auf mit perlgekröntem Haar,
Und in Aurora's Purpurwagen fuhr'
Ich auf der Azurwölbung hin!"

Seht! Das läßt sich hören!

Aber ich wiederhole es: es ist dennoch Sünde, einen Dichter wie Stagnelius zu verspotten und es wird Zeit, daß ich gut von ihm rede. Ich brauche mich hierzu nicht zu zwingen, denn obgleich ich finde, daß der Demiurg und das Pleroma ihn nicht größer machen, und daß er sich gern hätte mit einfacheren Bächen, als von Jaspis begnügen können — so habe ich diesen Dichter doch sehr lieb.

Stagnelius hat sich in allen Formen und Arten der Dichtkunst versucht; er hat geistliche Lieder und Trinklieder ge-

schrieben, Tanzweisen, Balladen, Spukgeschichten, epische, dramatische und Lehrgedichte; überall bewegt er sich mit derselben Leichtigkeit und es hält schwer in irgend einer europäischen Literatur etwas Vollendeteres aufzuweisen, als es seine Romanzen und Idyllen sind. Nehmt „den Fischer," „den Recken," „die Flüsse," „das Mädchen und der Jäger" — und Ihr werdet in Jedem ein kleines Meisterstück erkennen! In auffallendem Contraste zu der überirdischen Sehnsucht seiner meisten gnostischen Gedichte steht die in seinen Idyllen ausgedrückte, durchaus irdische Erotik. Diese von allem überflüssigen Platonismus befreite Liebespoesie enthält Nichts von Demiurgen und Aeonen; das erotische Gefühl steigert sich bisweilen zu einer förmlichen Leidenschaft, zu fieberhafter Gluth, und hüllt seine verführerischen Bilder nur in die nothwendigsten Draperien. Und Das ist derselbe Stagnelius, der seiner Amanda so andächtige Lieder von „schneeweißer Unschuld" gewidmet hat, und in der ganzen Natur nur Sehnsucht nach einem höheren Leben liest; und dessen „heilige Betrachtungen" selbst in dem „Ambraduft" der Blumen und in dem melodischen Vogelgesange Stoff zu Seufzern und trüben Gedanken findet. Welch' seltsamer Gegensatz in seiner „Brautnacht," seinem „Dialog" und dem „Geheimniß der Seufzer;" oder seinen Tendenzgedichten, selbst den weniger dunklen wie z. B. „die Zugvögel."

Ich habe die Zugvögel ein Tendenzgedicht genannt; und ich glaube mit Recht. Es wurde Stagnelius unbeschreiblich schwer sich von der Betrachtung loszureißen; auch er konnte reiner Lyriker sein und war alsdann unübertrefflich; aber er liebte es, selbst da, wo er Anfangs keine Nebenabsicht gehabt hatte, doch zuletzt eine kleine Portion Altklugheit als Gewicht, an den Schwanz seines in der Luft schiffenden Drachen zu binden. Um bei dem einmal genannten Gedichte zu bleiben,

so würde ein anderer Sänger sich mit den sechs ersten Stanzen begnügt haben, und seine kleine Naturschilderung wäre nichtsdestoweniger vortrefflich gewesen; aber die in der siebenten Stanze enthaltene Moral ist es gerade, die Stagnelius charakterisirt: es scheint, als wären die ersten Strophen nur um der letzten willen geschrieben; in Alles, was er schrieb, legte er — vorzüglich in seinen schwermüthigen Stunden — einen allegorischen Gedanken. Es lag nun einmal in seiner ganzen Weltanschauung eine Disharmonie, welche sich vergeblich hinter einer vollendeten, harmonischen Sprache zu verhüllen suchte, sie ist es auch, die sich dann und wann, in einem Ausbruche eben so überreizter Sinnlichkeit rächt, wie seine übersinnliche Schwärmerei sonst eine fast trappistische Beherrschung alles Irdischen und Menschlichen in uns verlangt.

Was Stagnelius' größere epische und dramatische Arbeiten betrifft, so läßt sich nicht leugnen, daß er in dieser Beziehung an denselben Mängeln leidet, wie unsere anderen Dramatiker; er ist zu wenig objectiv und opfert das Relief der Charaktere, das Lebendige der Handlung, einem überwiegend rhetorischen und erzählenden Elemente. Bei Stagnelius macht die Fülle von Poesie und die klangvolle Sprache diese Fehler weniger fühlbar; die oft eingeflochtenen lyrischen Episoden sind stets ausgezeichnet und gelungen, und die Chöre stehen von allen unseren Lyrikern unerreicht da. Er hat griechische Dramen geschrieben: „Cydippe," „Narciß" und „die Bacchanten" — er hat altnordische geschrieben worunter: „Wisbur," „Sigurd Ring," und „Svegder;" — ein großes, christlich-romantisches: „die Märtyrer," und ein modernes fast zu neuromantisches: „der Ritterthurm;" in „Fischer Thorsten" hat er sich sogar im Style des Lüstspiels versucht. Fast in Allen findet man den antiquen Chor und wie schon gesagt, einen Reichthum an lyrischen Abweichungen, wo der Verfasser immer als hinreißen-

der, Alles bezaubernder Sprachkünstler auftritt, mit unerschöpflichem Reichthume von Gefühl und Begeisterung. Unter seinen größeren erzählenden Gedichten zeichnet sich vor Allen „Wladimir" aus, welches in unserer Literatur nicht seines Gleichen hat und in so herrlichen Hexametern geschrieben ist, wie sie nicht reiner erklungen, seitdem Ovid seine Elegien dichtete.

Ich darf nicht vergessen, daß diese Blätter Platz für Viele behalten sollen, und mir deshalb nur flüchtige Skizzen gestatten; demnach reiße ich mich ungern los von einem Dichter, der wenn Alles in Betracht genommen wird, unstreitig zu den merkwürdigsten Erscheinungen in der ganzen Dichterwelt gehört.

Ein anderer Dichter, der im Grunde Stagnelius sehr ähnlich war, obschon seine spätere Entwicklung ihn in eine ganz entgegengesetzte Richtung führte, war Vitalis (Erik Sjöberg).*) Es war ein Mann von ausgezeichneten An-

*) Erik Sjöberg, der Sohn eines Tagelöhners, wurde 1794 geboren. Verwandte mütterlicherseits entrückten ihn der Sphäre körperlicher Arbeit, wozu seine schwache Gesundheit ihn untauglich machte. Ein eiserner Fleiß brachte ihn so weit, daß er zeitweilig eine Stelle als Hauslehrer übernehmen konnte, um durch große Sparsamkeit die Mittel zur Fortsetzung seiner Studien zu erschwingen. Durch unglaubliche Entbehrungen gelang es ihm wirklich, dieselben zu vollenden und den akademischen Lorbeer zu pflücken. Seine materiellen Verhältnisse waren leider dadurch um Nichts besser geworden. Er bemühte sich vergeblich um eine Schullehrerstelle; zum Predigeramte war seine Gesundheit nicht stark genug; auch würde er schwerlich die untergeordnete Stellung eines Adjuncten ertragen haben, indem das Gefühl der Abhängigkeit ihn so tief drückte, daß er oftmals eine wohlwollende Familie, in welcher er als Lehrer fungirte, plötzlich und ohne weiteren Grund verlassen konnte. Als er 1828 in Stockholm, wo er wiederum als Hauslehrer stand, er-

lagen und Fähigkeiten, der aber leider auch an derselben krankhaften Unzufriedenheit mit allem Bestehenden litt, wie Stagnelius. Er gab sich deshalb zu Anfang einer gewissen melancholischen Sehnsucht nach den Sternen hin, welche viele Gnade vor den Phosphoristen fand. Es lag aber in Vitalis ein Keim echt nordischen Trotzes, der Stagnelius ganz und gar abging, und während dieser sich ohne Hülfe seinen gnostischen Schwärmereien hingab und in ihnen Balsam suchte, fand Jener Trost auf einem ganz anderen Wege, nämlich auf dem der Ironie und Satyre. Dies war überhaupt die Tonart, in welcher Vitalis sich mit besonderem Glück versuchte. Er war höchst originell und würde ohne Zweifel unser erster Humorist und als solcher unübertrefflich geworden sein, wenn er den Kreis seiner Erfahrungen über das alltägliche, kleinstädtische Philisterleben hätte ausdehnen können, in welchem er sich, aus alter böser Studentengewohnheit, vor Allem gefiel. Obgleich er sich in mehren Puncten der Neuen Schule näherte, trat er doch sowohl gegen sie, als gegen die Gothen mit allerlei kleinen komischen Satyren auf, die alle Welt auswendig lernte. Gegen Letztere war auch das kleine vortreffliche Gedicht „der Alterthumsforscher" gerichtet; worin er von einem Manne der gothischen Schule erzählt, daß er um antiquarischer Entdeckungen willen

„mit einem Runenstab in der Hand,
Pilgert durch Gothen- und Svea-Land"

---

krankte, nahm seine Kränklichkeit so überhand, daß er in ein Lazareth geschafft werden mußte, wo der Tod, den er so oft und so herrlich besungen hatte, ihn endlich von seinen Leiden befreite. — Vitalis war (abgesehen von „Markall's schlaflosen Nächten") der Erste, welcher die Poesie im scherzhaften, satyrisch-komischen Style bei uns einführte. Er war sehr befreundet mit Nicander, auf dessen Muse er einen wohlthätigen Einfluß übte.

und wirklich eine ehemalige Gerichtstätte aufgefunden zu haben glaubt — in den unbedeutenden, ekelhaften Ueberresten von einem Dinge, welches man in dem Gedichte sehr zart „ein Badehaus" nennt. Professor Sjöborg, der große Antiquar, soll mit diesen unehrerbietigen Anekdoten des Studenten Sjöberg keineswegs zufrieden gewesen sein; Geijer verzog den Mund zu einem Lächeln. Auch gegen die mondsüchtigen Poeten jener Periode, zu denen er selbst gehört hatte, aber deren Ton ihm später gesucht und gekünstelt vorkam, zog er mit beißender Ironie zu Felde, wie z. B. in dem kleinen Gedichte, welches anfängt:

„Die Dichter setzten sich hin zu weinen,
Das klang sehr elegisch in den Hainen;
Heut' durften sie freilich um Mitleid werben,
Denn sie liefen Gefahr vor Hunger zu sterben."

Den Stoff zu seinen komischen Ergüssen entlehnte Vitalis nicht selten der biblischen Geschichte; besonders gehörte König Pharao zu seinen Lieblingshelden. Ein größeres Werk hat er nie vollendet, obgleich er deren mehre angelegt zu haben scheint. Er gleicht hierin einem unserer jüngeren Humoristen, welcher uns ebenfalls auf Kosten unserer Literatur, nur „disjecta membra" hinterlassen hat. Es giebt Talente, die, wie gewisse Quellen, nur siekern: zu diesen gehörte Vitalis. Er hat den Prolog zu einem großartigen dramatischen Opus: „Väinamöinen" hinterlassen. Es ist anzunehmen, daß von dem ganzen Drama niemals etwas Anderes existirt hat, als dieser Prolog, der trotz seiner inneren Verworrenheit manchen witzigen Einfall und treffende satyrische Anmerkungen enthält; so z. B. in dem Passus, wo die Schafe den gewaltigen „Verfasser" verspotten (worunter er sich wahrscheinlich einen mit dem Tirfing

seiner Väter liebäugelnden „Gothen" gedacht hat) und wie sie unter Anderm sagen:

Großer Don Quixote!
„Denk, wenn Piquebube jetzt käme herein
Mit Lanze und Speer, kaum würd' es Dich freu'n;
Besonders, wenn er Dich wollte stechen,
Das könnte wohl seiner Absicht entsprechen."

Auch hier traf Vitalis eine Wahrheit, die auch für andere Zeiten und Sitten paßt, als für seine.

Wie Stagnelius, starb auch Vitalis sehr jung und in großem Elende. Er war zu unpractisch, um sich selbst fort zu helfen; zu stolz, um Almosen anzunehmen: viel lieber wollte er Hungers sterben und — Dies ist ihm gelungen!

Zu den Schriftstellern, die aus der phosphoristisch=gothischen Bewegung hervorgingen, gehört ebenfalls C. J. L. Almqvist. Ich gehe bis weiter an ihm vorüber um einen Zipfel von Fahlcrantz'*) Mönchskutte empor zu heben und in dem Anschariussänger den munteren Dichter von der „Arche Noah's" wieder zu kennen. Ohne dieser Arbeit den tiefen symbolischen, philosophischen Werth beizumessen, wie man vor dreißig Jahren es zu thun für Pflicht hielt, gestehe ich gern, daß es im Ganzen ein merkwürdiges und in seinen Details sogar ein ganz vortreffliches Opus ist; Fahlcrantz ist hier nicht nur witzig, sondern sogar humoristisch und es liegt Kern in seiner Klugheit, was man im Allgemeinen nicht von diesem Schriftsteller behaupten kann. Fahlcrantz hatte nun einmal den Ruf, unser größter Wortspielkrämer zu sein; er hat darin nicht allein Tegnér, sondern auch den geistreichen Professor Norling und selbst den bekannten „witzigen Rosen" übertroffen;

*) Geboren in Dalarne, 1790, docirte erst an der Universität in Upsala und wurde später zum Bischof ernannt.

dennoch ist nicht zu leugnen, daß sein Talent sich auf eine sehr untergeordnete Art von „esprit“ beschränkte und sich selten über Das erhebt, was der Aesthetiker Vischer nicht ohne Grund „acustische Wortspiele“ genannt hat. Dies alles kann sehr belustigend sein und die Munterkeit des Gesellschaftslebens bedeutend erhöhen, doch wurde bei Fahlcrantz der eigentliche Eindruck seiner witzigen Einfälle dadurch gestört, daß man gleichsam die Maschinerie seiner Kunststücke spielen sah. Bei Tegnér strömten die geistreichen Worte urplötzlich über die Lippen, wie ein Ausbruch seiner übersprudelnden Geistesfülle. Bei Fahlcrantz' Einfällen vermißte man oft die unmittelbare Inspiration, er bemühte sich, geistreich zu sein, und hielt den Tag, an welchem er nicht eine gewisse Anzahl Wortspiele geliefert hatte, gerade zu für verloren; wenn er deshalb am Morgen seine Toilette gemacht und Caffee getrunken hatte, ordnete er seine Witze und stellte sich wie der Schütze auf den Anstand, um eine passende Gelegenheit zu erwarten, seine Pfeile abzusenden; Fahlcrantz' Kunst bestand gerade darin, sein Geschoß nicht unnütz zu vergeuden; er stand ruhig und unerschütterlich, bis der Augenblick kam. Wurde in seiner Nähe ein Gespräch geführt und es richtete Jemand das Wort an ihn, so schwieg er, bis sein forschender Sinn — wie das Eichhorn in Ydragsil*) zu seinem Genie hinauf gelaufen war, um nach irgend einem geistreichen Scherze, als Einwurf oder Antwort passend, zu spähen;

*) Die Stätte bei der Esche Ydragsil ist den Göttern heilig. Die Zweige dieses Baumes breiten sich über die ganze Welt aus. Er hat drei Wurzeln, von denen die eine zu den Asen, die andere zu den Hrymtursen (Frostriesen) und die dritte nach Niflheim (der Unterwelt) führt. An dieser dritten Wurzel nagt Nidhöggr, die große Riesenschlange. In dem Gipfel des Baumes sitzt ein Adler, „der viele Dinge weiß.“ Ein Eichhörnchen, Ratatöskur, läuft am Baume auf und ab, um Neidworte zwischen dem Adler und Nidhöggr zu tragen und Streit zwischen ihnen zu stiften.

gelang es ihm nicht, so schwieg er auch ferner; fand er aber ein glückliches Wort, so säumte er nicht, die Anwesenden damit zu beglücken. Bisweilen hatte er schon am Morgen irgend ein Wortspiel fabricirt und wartete nur auf einen günstigen Augenblick, um es in Gegenwart von Zeugen vom Stapel laufen zu lassen; nur waren leider die Manoeuvres, um eine passende Gelegenheit herbeizuführen, nicht immer vorsichtig genug, um das Absichtliche in der ganzen Procedur zu verdecken. So kannten wir Fahlcrantz in Upsala; als Bischof ist er lange aus meinem Gesichtskreise entschwunden.

Man möge von dieser Witzschmiederei sagen was man will, so hindert Dies nicht, Fahlcrantz's geistreiche Wortspiele in *seiner* Manier als vollendet anzusehen. Er hat sogar Augenblicke gehabt, wo er sich bis zu einem wirklich natürlichen Humor aufschwang. So z. B. trat er eines Tages in Atterbom's Zimmer, um Diesen zu besuchen, fand ihn aber nicht zu Hause. Im Begriff, das Zimmer zu verlassen, fand er auf dem Schreibepulte des Dichters ein Papier mit dem Anfange eines Gedichtes; es waren nur zwei Zeilen, welche in phosphorister Weise beschrieben, wie die Sonne einen Fluß zu einem Feuermeer verwandelt.

„Die Sonnenstrahlen in dem Flusse schufen
Zum Feuermeer das kalte Element;“

Fahlcrantz tauchte die Feder in's Dintenfaß und schrieb darunter:

Die Fische fingen an zu rufen:
„Pfui Teufel, wie das Wasser brennt!“

Dieser *eine* Witz scheint mir mehr werth, als ein Dutzend seiner „akustischen“ Wortspiele.*)

*) Fahlcrantz kann sich glücklich schätzen, daß Orvar-Odd nicht zu wissen scheint, daß eine ähnliche Anecdote von Schiller erzählt wird.

Mit Dahlgren*) betreten wir die Schwelle, welche in die neueste Literatur hinüber führt. Er war ein höchst genialer Dichter; etwas regellos vielleicht — doch schadet Dies seinem Talente nicht. In seinen bacchantischen Gesängen lag unstreitig Etwas von Bellman's Manier, und gleich Diesem liebte er es mit holländischem Pinsel zu malen. Der eigentliche Character seiner Lyrik ist aber eine sprudelnde Schalkhaftigkeit, ein unerschöpflicher Reichthum an scherzhaften Einfällen, eine gewisse vertrauliche Plauderhaftigkeit, die, mitunter an eine gelinde Unverschämtheit grenzend, in anderen Augenblicken wieder in die reinste Anmuth und entzückende Liebenswürdigkeit gekleidet ist, wie es in seinen meisten Gedichten idyllischer und erotischer Art der Fall ist. Man kann sich kaum einen mehr naiven, poetischen Scherz denken, als der kleine launige Dialog zwischen dem Westwinde und dem schaukelnden Mädchen; es ist

---

Derselbe hatte, als Carlsschüler, einen seiner Genossen durch seine Lieder so sehr begeistert, daß dieser sich ebenfalls dem Dienste der Musen zu weihen beschloß. Nach vielem Sinnen und Denken war es ihm gelungen, folgende Zeilen auf das Papier zu werfen:

„Die Sonne dringt mit ihren Strahlenblitzen
Bis auf des Meeres tiefsten Grund . . . . .“

Weiter war er nicht gekommen, als ihm die Feder entglitten und er — darüber eingeschlafen war. Schiller, welcher zufällig zu dem jungen Musenfreunde hereintrat und diese Zeilen las, nahm die Feder und schrieb darunter:

„Die Fische fangen an zu schwitzen,
O Sonne, mach' es nicht zu bunt!“

Ob es wahrscheinlich ist, daß dieselbe Geschichte sich wirklich einmal in Deutschland und einmal in Schweden ereignet hat, ob Schiller Fahlcrantz' witzigen Einfall nachgeahmt, oder ob dieser Schiller's scherzhaften Gedanken benutzt und sich angemaßt hat — Das möge der Leser selbst entscheiden.

*) Carl Frederick Dahlgren wurde 1791 in Ostgothland geboren. Er stand als Prediger in Stockholm, war außerdem Reichstagsabgeordneter und gehörte als solcher zur Opposition (gest. 1844).

außerordentlich zart gehalten, und doch scheinen ein Paar schelmisch blinzelnde Augen daraus hervorzulugen. In seinen übrigen Gedichten nimmt Dahlgren's launige Weise eine mehr sathyrische Färbung an, wovon sich treffliche Beispiele anführen ließen. So z. B. war er ein großer Liebhaber der freien Natur, obschon er ihre Schönheiten von der komischen Seite auffaßte und deshalb höchst originelle Landschaften zu Tage förderte. In seiner „Marschroute für den Frühling" vergleicht er den April einem alten Postillon, der darauf aus ist, Pferde für Sr. Excellenz, den Frühling, nebst hohem Gefolge und Dienerschaft zu schaffen.

„. . . . . und all' seine Wonnen,
Singende Lerchen und Bier auf Tonnen;
Waldanemonen und Violisten
Und Schlüsselblumen und Phosphoristen;
Mistkäfer, Falter im Sonntagskleide
Und Klee die Menge auf grüner Weide.

Seht! Jede Klippe den Schnurrbart seift,
Der Zeisig zwitschert, der Dompfaff pfeift,
Das Birkhuhn lockt und die Ströme tosen,
Der Haselstock selbst hat grüne Hosen:
Auch Freya's Rädchen im Winkel steht:
Kein Silberfädchen wird mehr gedreht."

Dies ist ohne Widerrede eine höchst burleske Auffassung des wiederkehrenden Lenzes, aber man findet deren noch auffälligere in den Novellen dieses Schriftstellers; und doch hatte auch er seine elegischen Augenblicke und besang alsdann Natur, Blumen und Lerchen mit rein lyrischem Gefühle. Man braucht nur an sein schönes Lied zu denken:

„Lenz ist gekommen; schon flechten die Wiesen
Duftige Kränze, der Himmel ist blau!" . . . . .

um die Ueberzeugung zu gewinnen, daß Dahlgren trotz seines

Hanges zum Komischen, doch auch eines höheren, fast dithy-rambischen Aufschwunges fähig war.

Man hat Dahlgren einen **Arabeskenmaler** in der Poesie genannt und zwischen ihm und Bellman den Unterschied gemacht, daß während Letzterer seine Gedanken in vollendeten sorgfältig ausgeführten Genrebildern zu veranschaulichen suchte, Ersterer selten mehr Ausdauer besaß, als zu einer flüchtigen Skizze erforderlich war, um alsdann mit künstlerischer Hand so zierliche, vollendet schöne Randzeichnungen beizufügen, daß diese an und für sich ein wirkliches Kunststück waren. Es liegt viel Wahrheit in dieser Behauptung. Dahlgren hat uns freilich mehre kleine vollendete, vlämische Cabinetstücke hinterlassen, deren selbst Bellman sich nicht schämen dürfte, aber im Ganzen gleicht seine Manier mehr jenen französischen Lithographien, wo das eigentliche Gemälde nur aus einer winzigen kleinen Gruppe besteht, umgeben von einer Einfassung in Folio, in welcher unzählige Nebenfiguren, freundliche Köpfe oder bizarre Masken aus Laub und Blumengewinden hervorschauen. Der Rahmen ist somit bei ihm die Hauptsache, dem das kleine Gemälde nur als Vorwand dient. Von allen unseren Dichtern ist Keiner so unerschöpflich an lustigen Einfällen und blüthenreicher Phantasie gewesen, als Dahlgren; und was von seinen Gedichten gilt, findet auch Anwendung auf seine Novellen. Diese leiden nicht selten an Armuth der eigentlichen Handlung; aber die Neben-episoden -- die Einfassung der eigentlichen Begebnisse — sind oft wahre Meisterstücke zu nennen; Dahlgren hatte ein schafes Auge für die komischen Figuren des alltäglichen Lebens und wußte sie aus freier Hand mit meisterhafter Gewandtheit wie-derzugeben. Am Ende seiner Laufbahn gerieth er leider in eine nachlässige, geistesarme Manier, die es seines eigenen Ruh-mes halber wünschenswerth macht, daß er die Feder etwas früher bei Seite gelegt hätte. Aber auch hier hieß es: Noth

kennt kein Gebot! Er war gezwungen, seine poetische Ader um das tägliche Brod fließen zu lassen, und als kein Gold mehr vorhanden war, mußte er zu dem Kupfer greifen.

Der arme Vicar hatte in seinen letzten Lebensjahren eine Idee, deren um so mehr erwähnt zu werden verdient, da viele reiche Leute, trotz ihrer glänzenden Mittel, es weder versucht noch verstanden haben, dieselbe auszuführen: er öffnete seinen literarischen Salon!

Er wollte hiermit eine vertraulichere Annäherung zwischen den älteren Literaten und den neu erstandenen Schriftstellern und Schriftstellerinnen, und Künstlern und Künstlerinnen, bezwecken; deshalb stand seine bescheidene Wohnung einmal die Woche gastfrei offen für einen unbegrenzten Kreis von Jüngern der schönen Wissenschaften und Künste. Zu diesen kleinen sogenannten „Aganippischen Gesellschaften"*) fand sich mit Freuden Alles ein, was die Hauptstadt damals an literarischen Größen besaß — wenigstens was für die Zukunft zu solchen Hoffnungen berechtigte. — Die Kunden aus der „grünen Stube," aus Delacroix' kleinem Caffeehaus, „die rothe Laterne" benannt; ferner alle älteren wirklichen Berühmtheiten und anerkannten Talente. Hier wußte der Finne Snellman mit Frau Flygare auch von anderen Dingen zu reden, als von der Hegel'schen Philosophie; hier weihte Mellin die idyllische Dichter-Tante Euphrosyne in die frische Poesie des Seelebens ein — denn Mellin ist stets ein Seemann von echtem Schrot und Korn gewesen; — hier neigte sich Tegnér über Emilie Holmberg's Stuhl (wenn sie an dem Piano saß und sang) vielleicht

*) So benannt nach der den Musen geweihten Quelle: Aganippe, am Fuße des Helikon, welche durch den Genuß ihres Wassers zur Dichtkunst begeisterte.

weniger um den Noten zu folgen, als um die blühende Schönheit der siebenzehnjährigen Musikliebhaberin zu bewundern, welches er aus dem Grunde verstand. Wenn die schöne Emilie geendet hatte, pflegte Blanche sich bisweilen an das Instrument zu setzen, um unter der Begleitung einzelner Accorde irgend eine lustige Schnurre vorzutragen: Präludien zu seinen später erschienenen Vaudevilles. Vielleicht kam ihm auch in diesem frohen geselligen Cirkel zuerst die Idee, wie behaglich er es sich und Anderen machen würde, wenn er dermaleinst selbst einen „Salon" bekäme. Er hat ihn bekommen und hat außerdem bewiesen, daß er die freundlichen Erinnerungen an Dahlgren's angenehm muntern „Aganippischen Abendcirkel" keineswegs unbenutzt ließ.

C. J. L. Almqvist.*)

Ich habe es mir nicht zur Regel gemacht, mich in dieser Arbeit streng und ausschließlich an literarische Abstractionen zu halten; ich habe vielmehr hie und da auch die Persönlichkeit der Literaten berührt; am Wenigsten darf ich von dieser Methode bei einem Manne abweichen, in welchem der Mensch und der Schriftsteller so in einander aufgehen, wie Dies bei Almqvist der Fall ist. Ich verschmähe überdies, einen Schleier parteiischer oder scheinbarer Verschwiegenheit über die Fehler eines Mannes zu werfen, weil er zufällig derselben politischen Farbe angehört hat, wie ich; ich darf Dies um so weniger, weil ich rücksichtslos die schwachen Seiten von Männern aufgedeckt habe,

*) Carl Jonas Ludwig Almqvist, wurde 1793 in Stockholm geboren, woselbst sein Vater Kriegscommissarius war. Er vollendete seine Studien 1815 und promovirte in Upsala als Phil. Mag. Im Jahre 1823 nahm er seinen Abschied als Canzelist in Stockholm, um sich in Wermland dem Ackerbau zu widmen und ein ideales Naturleben zu führen. Nach wenigen Jahren war er desselben überdrüssig und 1827 finden wir ihn als Leiter an der Kriegsakademie zu Carlberg wieder, und zwei Jahre später als Rector einer Elementarschule zu Stockholm. Im Jahre 1840 machte er eine Reise nach Paris, kehrte im darauf folgenden Jahre nach Schweden zurück und zog abermals auf das Land hinaus, wo er seinen Studien und den Musen lebte.

welche der uns entgegenstehenden Partei angehören, aber in mehrfacher Beziehung ausgezeichnete, verdienstvolle Männer im Staate sind. Almqvist hat hier zu Lande auf eine Weise geendet, daß unsere Literaturgeschichte und die freiere Richtung — abgesehen von Dem, was er, als Schriftsteller Geistreiches und Zeitgemäßes geliefert hat — nur Schande an ihm gehabt haben, und Dies soll nicht allein in den Zeitungen und gerichtlichen Protocollen gestanden haben — die schon am folgenden Tage der Vergessenheit anheim fallen, — es soll auch deutlich in diesem Buche ausgesprochen werden, einem Buche, das trotz seiner lächelnden Oberfläche doch auch eine gewisse Dosis Ernst zu enthalten beansprucht.

Ich habe Palmblad den Profos des Conservatismus genannt: Almqvist ist der Mephistopheles der liberalen Sache geworden. Wo weder Ehre noch Ehrlichkeit ist, gebe ich um das Genie allein Nichts; da hat die Natur eine Anomalie begangen, gleichsam wie sie in tropischen Zonen das giftige Gewürm in die glänzendsten, blendendsten Farben kleidet.

Es ist überflüssig, die eigentliche Geschichte, welche unter dem Namen der „Almqvist'schen That" seiner Zeit so ungeheures Aufsehen erregte, hier weiter zu berühren.*) Es war ein Blatt aus den neufranzösischen Schreckensromanen, wie es Almqvist Anfangs beliebt hatte, deren zu ersinnen und auf dem

*) Zerrüttete Vermögensumstände nöthigten Almqvist eine wiederholte Geldanleihe zu machen. Er war in die Hände eines berüchtigten Wucherers v. Sch. gefallen. Seine Umstände verschlimmerten sich mehr und mehr; er zerfiel mit sich und der Welt und wurde schließlich eines Mordversuches an genannten v. Sch. verdächtig und angeklagt. Bevor aber die Sache zur gerichtlichen Verhandlung kam, war Almqvist — verschwunden. Nach einigen Berichten soll er nach Amerika gegangen sein, nach anderen in Paris leben.

Papier Leben zu geben und von denen er uns nun ein schauerliches Beispiel „von Fleisch und Blut“ vor Augen führte: ein Roman voll ekelhafter Perioden, eine teuflische Intrigue, ein verworrenes Gemisch von Berechnung und Wahnsinn, von List und Dummdreistigkeit, von Schmutz und Gift! Wir wollen sie, wie gesagt, nicht näher zergliedern: wir haben genug an dem Manne, dem Verfasser des Stückes.

Man hat Almqvist ein psychologisches Wunder genannt, man hat ihn, als Gegenstand für eine philosophische Untersuchung dargestellt und ihn dadurch interessant machen, die Hauptsache: seine Fehler und seine That aber verwischen wollen. Es geschehen aber keine Wunder mehr; und was man mit einem mystischen Nimbus umgeben wollte, um alsdann seinen Scharfsinn daran zu erproben, ist im Grunde sehr leicht erklärt. Genie und Gewissen sind zwei ganz verschiedene Dinge; laßt uns Dies von vornherein festhalten!

Wir wollen nicht erörtern, in wiefern Almqvist — gleich dem einfachen aber entschiedenen Parteigänger gegen die bestehenden staatlichen Einrichtungen — als natürliches, absolut gültiges Naturgesetz angenommen hatte: „daß es Recht sei zu nehmen, wo man Nichts erhält; zu tödten, wo einem Jemand im Wege steht;“ man hat Grund, hieran zu zweifeln, weil der Muth, der einer solchen Voraussetzung nach logischen Begriffen folgen muß, ihm durchaus fehlte. Wer ihn in den letzten Augenblicken gesehen hat, ehe er zur Nachtzeit, in einem kleinen dänischen Fährboote und bei fürchterlichem Sturme die vaterländische Erde verließ, der weiß wie ein Mann aussieht, der fähig ist, jedwede Handlung zu begehen, aber nicht zu tragen. Er verrieth sich in dieser Hinsicht so sehr, daß der fremde Fährmann, als er ihn glücklich auf fremden Boden an das Land gesetzt hatte, mit vollem Rechte zu einer dritten Per-

son gewandt, ausrief: „Der Passagier war entweder nicht recht klug — oder er war ein großer Missethäter!"

Ich bin fest überzeugt, daß Almqvist auch ohne „nicht recht klug" zu sein, sehr wohl folgendermaßen mit sich überlegen konnte: „Was ist Recht? Alles Recht ist relativ! Sollte nicht vielleicht der Diebstahl, genau betrachtet, etwas sehr Elastisches sein? Sollte nicht vielleicht gar der Mord gewissermaßen, wenn Alles in Betracht kommt ein — Vorurtheil sein? Laßt uns diese Begriffe, von Neuem und ohne vorher gefaßte Meinung construiren und sehen, ob wir nicht — wenigstens für gewisse Fälle — zu anderen Resultaten kommen, als die alten Moralväter." Er „construirte" so lange, bis er es erst zum Diebstahl — dann zum Mordversuche brachte. Er „construirte" eine Menge lichtscheuer Handlungen, von denen die Menge Nichts wußte, die aber von solchen Leuten, die sich befugt glaubten, diesem Manne mit „dem gichtbrüchigen Hirn" etwas näher nachzuspüren, wenn nicht durchschaut, doch geahnt wurden. Er hielt es nämlich für seine Aufgabe, Alles, selbst das Abgeschmackteste, beweisen zu können; er setzte die Dialectik an die Stelle der Sittlichkeit, Sophismen für Ueberzeugung, und nachdem er einmal von seinen eigenen unhaltbaren Beweisführungen in der Theorie hinter's Licht geführt worden, war er auch mit staunenswerther Dummdreistigkeit (nicht zu verwechseln mit Muth!) zu allen ihren Folgen in der Praxis fähig. Wie er sich in der Literatur in allen Formen versuchte, so erlaubte er sich auch in der moralischen Welt — eben „weil es ihm gefiel" — alle möglichen Experimente, und zwar ohne irgend welche Grundsätze, wenn nicht durch und durch verrückte, zu besitzen. Derartige Menschen sind die gefährlichsten; das wilde Thier kennt man; man flieht oder bindet es; gegen die bösen Geister der Civilisation, der metaphysischen oder ästhetischen Verfeinerung giebt

es aber keinen anderen Schutz als ein stets waches Mißtrauen, worunter man selbst am Meisten leidet; ermüdet man, verläßt man seinen Posten nur einen Augenblick — so fällt man ohne Hülfe zum Opfer.

Almqvist war in dieser Hinsicht noch gefährlicher als Andere, weil er sich dem Publicum täglich in seinen Schriften offenbarte, welche die erhabensten Gedanken und Ideen zur Schau trugen, (freilich neben anderen ziemlich flüchtigen) die edelsten, moralischen Lehren und aufgeklärte Ansichten (freilich neben andern ziemlich zweideutigen Dreistigkeiten!) Wenn man ihn bei näherer Prüfung bisweilen allzu abenteuerlich fand, erklärten ihn die Meisten für „besser, als sein Ruf;“ schüttelte man den Kopf über seine „neuen Ansichten“ oder hatte gar Jemand den Muth, offen dawider aufzutreten wie z. B. Snellman gegen seine Theorie: „Es — geht — an“ — da holte man alle seine Novellen von besserem Geschmacke hervor, seine andächtigen, um nicht zu sagen scheinheiligen poetischen Ergüsse u. dergl. rührenden Kram in pietistischem Style und antwortete voll Zuversicht: „Der Mann, welcher Das geschrieben hat, muß rein, wie lauter Gold sein, aber er kann verkannt werden, — Ihr verkennt ihn!“

Unbegreifliche Naivität, die auf zu ergreifende und schimpfliche Weise gerächt werden sollte! Man ließ sich nicht träumen, daß man es mit einem Manne zu thun habe, dessen Herz nur galvanisch schlug, dessen Gefühle nur anerzogen waren und dem die Phantasie Alles galt.

Die Phantasie war bei Almqvist in Wahrheit rein exclusiv geworden. Sogar seine Dialectik war weniger die Wirkung eines scharfsinnigen Gedankenganges, der den gewählten Stoff bis auf den Grund zu durchdringen sucht, — in diesem Falle würde er es nicht so oft bei reinen Unreinlichkeiten und falschen Schlußsätzen haben bewenden lassen — als reine erfinderische

Phantasie, deren scheinbare Tiefe neue Einwürfe, Auswege und „neue Seiten" (sein Lieblingswort) aufzufinden suchte, wodurch es ihm gelang, erst Anderen und schließlich sich selbst den Kopf zu verdrehen. Die Phantasie verlieh ihm die blendenden Ideen, die schillernden, poetischen Bilder — aber daneben auch die Unbefangenheit der Lüge; die Phantasie flößte ihm die herrlichen, wenn auch sinnlosen Worte ein — wie manche rührende Sittenpredigt hat nicht ihren erbaulichen Wortschwall derselben Maskeradengarderobe entlehnt! — aber sie verlieh ihm außerdem auch die viel seltenere Gabe, sich, wenn auch oftmals mit merkwürdig subjectiver Behandlung, doch mit äußerster Lebendigkeit und Objectivität in verschiedene, fremde Charactere, Verhältnisse, Anschauungsweisen und Empfindungen versetzen zu können. Man wundert sich nicht selten darüber, daß ein Schriftsteller, den die ganze Welt als einen zartfühlenden, weichen, biederen Menschen kennt, dennoch grauenerregende, widerwärtige Scenen und die schwärzesten, verhärtetsten Spitzbuben zu schildern vermag; wiederum die merkwürdige Wirkung der Phantasie! Demnach ist es nicht mehr erstaunlich, daß die sanften, lieben, anziehenden Gemälde, die wir hier (bei Almqvist) bewundern, der Hand eines Mannes entstammen, der Nichts weniger als sanften, liebenswürdigen Herzens ist; vorausgesetzt, daß auch er Phantasie genug besitzt, sich lebhaft in gewisse, seiner Individualität entgegenstehende Charactere hinein denken zu können. Es wird Manchen in tiefem Herzen betrüben, daß das Schöne, Reine und Edle, was ein Dichter geschaffen, nicht zugleich ein Bürge für seinen eigenen moralischen Gehalt sein kann. Leider! ist Dem nicht so; und Dies ist nicht die einzige Illusion, welche durch ein Bißchen Welt- und Menschenkenntniß gestört wird. Viel ergreifender scheint mir der Gedanke, daß Almqvist, wenn er sich nicht plötzlich bloßgestellt und in seiner wahren Gestalt offenbart hätte, aller

Wahrscheinlichkeit nach, noch heutigen Tages ungestört im Neste gesessen hätte: einer der berühmtesten und geschätztesten Literaten, die Ehre der Presse; ein Mann, der es weit in seinem Berufe hätte bringen, trotz aller Hindernisse eine Domprobstei erschwingen können, ja der vielleicht gar durch einen Umschwung der Dinge Bischof geworden wäre, Großkreuz mehrer Orden, im Vollgenuß der Ehrfurcht seiner Mitwelt, des ungetheilten Vertrauens seiner Mitbürger u. s. w. u. s. w. und dem man nach seinem Tode ein Denkmal gesetzt hätte (auf Subscription und modellirt von Quarnström.).

In diesem Gedanken liegt nach meiner Anschauungsweise etwas sehr Niederschlagendes: er bestätigt, daß der anerkannte Werth oft nur durch die Gnade des Zufalls existirt, daß das sogenannte rechtmäßige Ansehen oft nur an einem Haare hängt. Unser Ellbogen streift täglich an hoch gepriesenen Tugenden vorüber, die, bei Lichte besehen, Nichts als Erbärmlichkeiten sind, denen „es geglückt ist;“ wir drängen uns mit den Gegenständen einer allgemeinen Achtung, die von Glück sagen können, weil der Zufall nicht aufgedeckt, was unter ihrem Heiligenscheine verborgen ist. Wir wandeln hier Alle mit einander, wie naive Opfer einer, in großartiger Schule geübten Weltironie; wohl können uns die Augen geöffnet werden; aber wir sind deshalb nicht sicherer vor dem gewaltigen Betruge dadurch, daß ein Mann, wie Almqvist, uns einmal gezeigt hat: welches Gaukelspiel uns umgibt und wie wir hinter's Licht geführt werden.

Ich habe mich bei dem Menschen Almqvist aufgehalten und sollte nun billigerweise auch den Verfasser etwas näher in's Auge fassen, wenn ich nicht von vornherein erklärt hätte, daß es mir schwer wird, Beide von einander zu unterscheiden. Wenn ein Anderer Dies vermag, wenn Jemand in die Alm=

qvist'sche Literatur hinein geräth, ohne zu wissen, noch zu fragen, wer der Verfasser von dem „Buche der Rose" ist, so will ich ihm den Genuß, den er daraus zu schöpfen vermag, nicht mißgönnen; was mich betrifft, so komme ich darauf zurück, daß, so lange Almqvist die Maske noch nicht abgelegt hatte, eine Möglichkeit vorhanden war, die in seiner Darstellung enthaltene schiefe, gichtbrüchige Moral weniger zu beachten, sie seiner seltsamen Weise zuzuschreiben und sich an seine besseren Schriften zu halten, in ihnen ästhetischen Genuß und Erbauung findend; nachdem er sich aber demaskirt hat, nehmen seine „phantastischen Irrfahrten" in meinen Augen den Schein der Absichtlichkeit an und seine schönsten, „rührendsten" Schöpfungen verlieren sich in eine Objectivität, die mir fast schaurig wird. Ich gestehe, daß ich in dem hier vorliegenden Falle keine so entschiedene Unparteilichkeit zu beobachten im Stande bin, wie sie vielleicht Dieser oder Jener von mir fordern mag; ich habe einerseits dem Manne in gewisser Hinsicht zu nahe gestanden und andererseits kann ich das Genie, das bloße Genie an sich, nicht als Größe so vergöttern, wie es viele Andere zu thun pflegen.

Betrachten wir Almqvist's Compositionen — nicht die wirklichen Phantasiestücke, sondern solche, worin es sich um einen wirklich concreten Inhalt handelt — wie optische Bilder, vielleicht wie moderne Nebelbilder, ohne irgend welchen rein menschlichen Zusammenhang mit Dem zu beanspruchen, was wir Herz, Ueberzeugung, Gewissen nennen, da gestehe ich nicht blos, daß die Kunst, sich ausschließlicher Phantasiemittel zu bedienen, hier in hohem Grade brillant und überraschend auftritt, ich gebe sogar zu, daß Almqvist in dieser Beziehung unübertroffen ist; ich behalte mir nur vor, eine solche Objectivität nicht für die höchste zu halten. Wollen wir den Schriftsteller nur, als Feder betrachten, ohne an die Macht zu denken, die sie

in Bewegung setzte, da müssen wir sie ungeheuerlich und fabelhaft nennen. Sie hat freilich manche Thorheiten begangen — besonders gilt Dies von dem Style — aber sie hat auch außerdem das Erhabene und Liebliche, das Tiefe, Gediegene und das Tändelnde, Ernst und Scherz, Begeisterung und Humor, vortrefflich, ja bis zur Täuschung ähnlich, nachzubilden gewußt. Eine Feder, mit entschieden großartigem Genie aber — „Alles Nichts, als Hexerei!“ wie die Bosco'sche Schule zu sagen pflegt.

Diese Feder als ästhetisch-literarisches Subject zu charakterisiren und ihr als solches einen mit unserer übrigen Literatur in Verbindung stehenden Platz anzuweisen, ist sehr schwer. Almqvist steht am Richtigsten ganz abgesondert und für sich, als eine Individualität, die mit keiner anderen in irgend welcher Beziehung steht. Anfangs schloß Almqvist sich in der Form der gothischen „Löwenmarkspoesie“ an; — Das war damals, als er in Wadmal*) gekleidet, in den Urwäldern Wermland's lebte, Grütze mit hölzernem Löffel aß und Odalbaue spielte; — er zeigte zu gleicher Zeit viele Sympathie für die Metaphysik der Phosphoristen; und in einer späteren Periode findet man, vorzugsweise in seinen Gedichten, Spuren von Stagnelius' Gnosticismus: — also ein drittes Moment, das von Außen auf ihn eingewirkt hatte. Schon hierin lernen wir Almqvist als einen Mann kennen, der nicht bei einer Sache stehen bleiben konnte; seine vielseitige, bewegliche Phantasie, immer unstet, immer aus auf Abenteuer, um ihre Kräfte zu erproben, fand ohne Mühe für alle möglichen Einfälle eine Form, eine Saite für alle Töne. Er wurde somit der vielfarbigste und fruchtbarste aller schwedischen Schriftsteller. Er schrieb lyrische,

*) Ein Wollenzeug, das den schwedischen Bauern zur Kleidung dient.

epische, dramatische Sachen und eine Legion von Romanen. Heute in China, morgen in Paris, bald in Abyssinien, bald in den schottischen Hochlanden; dann unter schwedischen Colonisten, dann in maurischen Palästen! In Allem, was er schrieb, blitzte ein genialer Funke, aber daneben etwas Unvollendetes; die Gestalten, die Abenteuer und Schauplätze fesselten durch überraschende Neuheit, aber er ließ sich so wenig Zeit, sie auszuführen, daß wir noch nicht heimisch bei ihnen waren, als er schon wieder in ganz anderen Himmelsgegenden weilte; so stellte er auch die kühnsten, oft paradoxen Sätze auf, gab ihnen mit der ihm eigenen Gewandtheit einen Schein von Wahrheit und ging dann mit schwindelnder Ueberlegenheit zu einer ganz neuen und verschiedenen Idee über. Er konnte nicht unterlassen, seinen Schöpfungen irgend etwas Absonderliches beizumischen, damit seine originelle Manier in die Augen falle; dieselbe hat aber vor Allem einen ungünstigen Einfluß auf seine dramatischen Arbeiten ausgeübt, indem seine handelnden Personen, die in der That oft viel lebendiger sind, als die unserer anderen Dramaturgen, und bisweilen in Gedanken und Handlung als scharf ausgeprägte Charactere auftreten, sich dann auch wieder plötzlich so erzalmqvistisch ausdrücken, daß man unwillkürlich ausruft: „Je vous connais beau masque!“ Auch von seinem Dialoge im Roman könnte dieselbe Bemerkung gelten. Seine größte Kunst bestand darin: uns immer etwas Neues zu liefern; keines seiner Dramen oder seiner Erzählung ist der anderen ähnlich! Immer neue Situationen und neue Charactere! Und doch gab er uns täglich einen Roman, wovon einige die neufranzösischen in der ihnen eigenen Art übertrafen — selbst Victor Hugo hätte bisweilen von ihnen lernen können — andere das bürgerliche Leben schilderten oder gar den Ton der Idylle anschlugen. In „der Mühle zu Skällnora“, lieferte er eine glückliche Schilderung des niederen schwedischen Volkslebens;

in „Gabrielle Mimanso“, stürzte er sich in die geheimen Verbindungen der pariser Republikaner; in „Tintomara“ ließ er die Handlungen sich mitten in der eleganten Welt Gustav's III. um ein heidnisches Wunderkind drehen! Im „Buch der Rose“ finden wir in der sogenannten Imperialoctave, neben einigen gelungenen Episoden in gebundenem Style, andere höchst seltsame kleine Gedichte wie z. B. „die Tochter des Wolfes;“ „die Bärin,“ „der Mondgesang;“ und wunderliche Phantasien vom Kreuze Christi, von der Quelle des Lebens, dem Welttanze der Geister und dergleichen mehr, wozu er selbst eine eben so phantastische Musik setzte. Daß auch Dies neu und originell ist, Das weiß Gott; aber kann es nicht auch zu originell sein? . . . . Almqvist hat uns auch verschiedene humoristische Sachen hinterlassen — und vielleicht sind seine Phantasien in dieser Tonart die gelungensten — obwohl man den Almqvist'schen Humor oftmals nur eine angenommene humoristische Manier nennen könnte, wenn er z. B. von einem „ausgezeichneten Racker“ spricht, oder von „großen, genialen Schuhputzern“ u. s. w. Das war etwas Neues für den großen Haufen; er hatte noch nie etwas so Funkel-neues gehört wie: Zwei Dinge sind weiß: Unschuld und Arsenik,“ und man klatschte Beifall wie bei einer der wunderbarsten Entdeckungen des Jahrhunderts. Wir werden doch diese Wortschwindelei nicht geistreich nennen wollen; sie ist sogar unstatthaft, denn Dies heißt geradezu ein liebenswürdiges, nachsichtiges Publicum mißbrauchen!

Auch über Almqvist's literarische Thätigkeit in anderer Richtung, als der ästhetischen, ließe sich ein Wörtchen sagen; besonders über seine publicistische Wirksamkeit. Ich ziehe es vor, an ihr vorüber zu gehen, um nicht Gefahr zu laufen, noch härter über einen so merkwürdigen Mann zu urtheilen, als ich bereits gethan habe, und aufrichtig gesagt: wir können

jetzt alle etwas frische gesunde Luft brauchen! Deshalb lassen wir die „Amorina*)“ und machen uns auf — zur „Blume von Kinnekulle!“

*) „Amorina“ ist der Titel eines Almqvist'schen Romans; „die Blume von Kinnekulle,“ eine historische Novelle von Mellin

Novelle und Roman.

Der Roman, welcher nunmehr in der ganzen Bücherwelt vor allen anderen Zweigen der Literatur den Vorrang gewonnen, hat sich in den letzten Decennien, auch auf schwedischem Boden, eines überraschenden Gedeihens erfreut. Es gab eine Zeit, wo der gute Lafontaine die Fächer, welche in den Leihbibliotheken für Romane bestimmt waren, fast ausschließlich für sich in Anspruch nahm; wo „Victor, oder das Kind des Waldes" unsere ganze Damenwelt entzückte, und wo „das unterirdische Grabgewölbe" mehr Thränen und Lichtstumpfe kostete, als ich zu beschreiben vermöchte. Das hat sich aber gewaltig geändert. Lafontaine ist seit lange ein verblichener Stern, dem ein Platz in den Sammlungen alter Scharteken und Curiositäten angewiesen ist, unter vergessenen Caleidoscopes, Spieluhren, Becherspielen, chinesischen Tassen u. s. w.; Lafontaine! Was bedeutet denn heutigen Tages noch Lafontaine? . . . . Laßt uns doch um des Himmels willen nicht mehr von Lafontaine sprechen! Gott segne diesen Lafontaine! „Pax vobiscum," bester Herr Lafontaine!

Wir haben in den zweitausend Jahren, die (vielleicht nicht

ganz) seitdem verflossen sind, unsern eigenen Roman bekommen, wir haben nicht blos Fontainen, nein, ganze Sturzseen haben wir davon bekommen!

Ich habe in den vorstehenden Blättern von Palmblad's Novellen gesprochen; es waren fast die ersten Versuche, den Roman auf heimischem Boden anzubauen, und als solche sind sie keineswegs zu verachten.

Gleichzeitig mit Palmblad, trat Cederborgh mit seinen komischen Romanen: „Ottar Triller," „Uno von Lumpenberg," und „Jean Jacques Pancratius von Himmel und Erde" auf, welche damals ein colossales Glück machten und von denen man sagen muß, daß sie es verdienen, unter der Legion von Romanen, die uns seitdem überschwemmt hat, noch heute mit Ehren hervorgehoben zu werden. Cederborgh hatte die Gabe: mit leichter Hand kleine scherzhafte Situationen und muntere Genrebilder hinzuwerfen, welche seinen Romanen einen eigenen Reiz und stetes Interesse verleihen; obschon die eigentliche Handlung oftmals desselben ermangelt und die Schilderung der Charactere an der Oberfläche hält, statt die innere Natur des Menschen in feinen Zügen zu zeichnen. Er wählte stets vaterländische Stoffe und in seinen Bildern und Figuren war stets Etwas, was ganz Schweden wieder kannte. Cederborgh nannte sich selbst nur einen literarischen Dilettanten; hätte er sich der Romanschriftstellerei mit wirklichem Künstlereifer hingegeben, so würde er in diesem Fache, ohne Zweifel, Großes geleistet haben. —

Claes Livijn*) schrieb unter anderen Novellen auch die „Pique-Dame," und machte Epoche — für den Augenblick.

*) Geb. 1781 in Ostgothland, war Rechtsgelehrter, später Hofrath und ein eifriger Anhänger der neuen Schule.

Er war ein geistreicher Mann voll Humors und beißenden Witzes, nebst einer großartigen, oftmals etwas zu wilden Phantasie; seine Arbeiten sind mehr geniale Skizzen, als durchdachte, vollendete Schöpfungen. Er wurde frühzeitig von der schriftstellerischen Bahn in die des Staatsmannes hinübergezogen und — verstummte plötzlich: er war ein grüßend vorüberziehender Wanderer.

Den ersten Versuch, einen historischen Roman à la Walter Scott auf schwedischem Boden zu bauen, machte Gumaelius in seinem „Thord Bonde", ein Werk, welches noch immer nicht beendet ist. Es versprach viel Gutes, und deshalb möge ihm die Anerkennung werden, die es verdient. Gumaelius legte sich auf die Gärtnerei und gab uns statt der Fortsetzung seines Romanes verschiedene hübsche exotische Gewächse und mehre neue Sorten Kohl; nun auch Dies mag sein Gutes haben! Uebrigens hat er sich in späteren Jahren noch ein Mal in Erinnerung gebracht durch ein recht gutes Gedicht über Engelbrecht, eine Art historischen Romanes in Versen.

Graf Pehr Sparre trat mit seinem „Letzten Freisegler" in Gumaelius' Fußstapfen; (nicht in dem Sinne, daß derselbe unvollendet blieb, sondern in der Wahl historischen Stoffes.) Graf Sparre's Schilderungen zeugen, ohne übermäßig viel Poesie, von einer reichen, lebendigen Erfindungsgabe und von sorgfältigen historischen Studien. — Mit Sparre zugleich, und als Schriftsteller derselben Farbe, trat der nie mit vollständiger Gewißheit bekannt gewordene O. K. auf. Sein Roman: „die Schnapphähne" ist freilich nicht so rein geschichtlich gehalten, er ist nicht mit so tiefem Verständniß der Geschichte ausgeführt, aber er ist interessant und keineswegs schlecht geschrieben. Der Roman stand bei uns noch in der Kindheit; aber es war ein begabtes, hoffnungsvolles Kind, von dem man nicht mehr verlangen durfte, als billig war.

Gleichzeitig mit den letztgenannten Verfassern begann G. H. Mellin*) in seiner Specialität, als Novellenschreiber zu wirken. „Die Blume von Kinnekulle,“ „Anna Reibnitz,“ „Sivard Kruse's Hochzeit“ und mehre derartige vaterländische Novellen wurden mit großem und allgemeinen Beifalle aufgenommen. Mellin hat ein ganz besonderes Talent für jene kleinen historischen Bilder in Taschenformat, bei denen es weniger auf einen tiefliegenden Plan und sorgfältig ausgeführte Charactere, als auf malerisch dargestellte Episoden und leicht skizzirte Portraits ankommt. Später wurde er diesem Fache untreu und schrieb eine Menge anderer Novellen, die bald in Osten, bald in Westen, in Palästina, Afrika oder in Portugal spielen. Ueberall erkennt man die leichte, gewandte Hand und doch fragt es sich: ob sie sich mit seinen ersten Novellen messen können. Es fehlt ihnen der innere Zusammenhang, sie sind nicht wie aus einem Gusse, und es sieht oftmals aus — ich kann mich ja freilich irren — als ob der Verfasser sein Werk begonnen habe, ohne über den Schluß mit sich einig zu sein. Eine seiner letzten kleinen Erzählungen, in derselben „historischen“ Manier wie die allerersten, doch mit ganz anderen Decorationen ist „Ulla Fersen,“ welche insofern keinen überflüssigen Beitrag zur Charakteristik Mellin's bildet, als sie ihn in einem neuen Elemente zeigt, wo gerade er sich mit großer Gewandtheit bewegt und in dem sich außer ihm wenige unserer Schriftsteller versucht haben: dem Seeromane. Wenn man den hochvornehmen Namen Ulla Fersen lies't, so denkt man dabei unwillkürlich an eine junge Schönheit vom Hofe Gustav's III., an Eine jener Grazien mit leicht gepuderten Locken, Corset und robe ronde,

*) Gustav Heinrich Mellin, geb. 1803, stand früher als Hülfsprediger in Stockholm; ist aber jetzt zum Probsten befördert und ein noch immer thätiger Schriftsteller.

welche die glänzenden Feste zu Drottingholm verherrlichten und über deren verführerische Blicke die schattigen Haine bei Haga den vertrauten Memoiren Manches zu verrathen hätten. Man ist im Irrthume; die Ulla Fersen, von welcher hier die Rede ist, ist keine junge Dame, keine Moschus duftende Chloë aus den Idyllen Haga's: es ist eine Meerjungfrau, die niemals einen anderen Ballsaal gekannt hat, als das schäumende Meer, wo nur der Sturm seine Serenaden hält, mit einem Worte: es ist eine königliche schwedische Fregatte, „die schönste, die jemals die schwedische Flagge über das Meer getragen hat, und welche von Gustav III. selbst, nach der liebenswürdigsten Dame seines Hofes, benannt worden ist. Die Fregatte ist historisch. Mellin läßt sie manövriren, salutiren, convoyiren signalisiren, kämpfen und entern; und alles Dies ist mit Vorliebe — ich glaube auch mit Wahrheit — geschildert. Mellin ist unser Cooper; vielleicht von so und so viel Tons weniger Tragbarkeit als der große amerikanische Oceansegler, aber gut gebaut und leicht in den Wendungen; frisch und munter geht es vorwärts und die Schute ist von guter Art — von finnischer Art. Es hat mir immer geschienen, als hätte Mellin in seiner Art mehr leisten können, als er gethan. Er hat nicht blos Sinn für das Seeleben, er faßt es auch mit poetischem Auge auf und es ist mir immer ein lieber Gedanke gewesen, dermaleinst die Hoffnungen erfüllt zu sehen, welche seine Freunde in dieser Beziehung in ihn setzten, als er vor Jahren in Stockholm, wenn er Nachmittags, um sich von seinen Amtsgeschäften zu erholen, am Stadthofsufer, unterhalb Mosebacke zu lustwandeln pflegte und die Takelung der nach fernen Ländern bestimmten Fahrzeuge studirte, die entweder draußen vor Anker oder an dem Bollwerke verteuet lagen.

Nicander's und Dahlgren's Novellen habe ich schon weiter oben flüchtig berührt; auch der Almqvist'schen Romane habe

ich gedacht. Letztere verdienten sowohl ihrer Menge als ihres merkwürdigen Inhaltes wegen eine kleine Monographie, die ich jedoch am Liebsten einer anderen Feder überlasse. Da fallen meine Augen aber zufällig auf einen Roman dieser Sammlung: „die Smaragdbraut;“ Ihr habt dies Buch längst vergessen; auch mir war es nicht besser gegangen. Es ist die Geschichte von einer kleinen „duftenden“ Summe von 384 Millionen schwed. Banco, — wie der Verfasser sich ausdrückt. — Dieser Roman gehört nicht zu den besten, die Almqvist geschrieben hat, aber wenige charakterisiren ihn so vollkommen. Immer neue Scenen, neue Figuren, unterhaltende und spannende Verwickelungen, trefflich ausgeführte Episoden, geniale Einfälle, die, hie und dort eingestreut, funkeln wie der Glimmer im Granit; aber zu gleicher Zeit wie viel phantastischer Schwindel, welch' offene Verachtung aller kunstmäßigen Besonnenheit, welcher Trotz gegen die einfache Vernunft! Unzusammenhängende Charactere, gewaltsame Sprünge in der Logik der Ereignisse, Ausschweifungen in sprachlicher Hinsicht, besonders in der schon weiter oben erwähnten: „humoristischen Manier.“ Schlagt, einerlei welches Buch auf und wo Ihr wollt, Ihr werdet auf Ausdrücke treffen wie z. B. folgende: „einige vernünftige Bogen Papier“ — Fenster*), die Anlage haben Erkerstübchen zu sein“ — eine „Gestalt, die sich schwarzer Strümpfe bedient“ — ein „Mensch, der in einer Person von so frommer Sinnesart besteht, daß er nur — in Reichsmünze denkt“ — es ist „schwer zu sagen, ob es noch in der Welt etwas so Rührendes giebt als ein — kleiner, schwarzer, blanker Schuh, in Seide von derselben Farbe, verschwindend, von welcher man aber nicht sagen kann, wo sie sich auf-

*) Vielleicht ihrer Tiefe wegen, und deshalb richtiger Fenstervertiefungen?

hält; wenn sich nun innerhalb derselben das allerunschuldigste: ein Fuß von mediceischer Schönheit befinden mußte, der nie einen bösen Schritt auf Erden gethan, was bleibt da noch zu sagen übrig?" ....

Ich, meines Theils, habe wirklich über etwas bei Weitem Besseres und Liebenswürdigeres zu reden: über unser Roman-Schriftstellerinnen! Und da wende ich mich zuerst zu Fredrika Bremer.

Fräulein Bremer ist seit langer Zeit weltberühmt. Selbst Linné war es zu seiner Zeit nicht mehr, als sie, und in diesem Sinne ist Schweden dieser Dame ewig Dank schuldig; denn sie ist es, welche, nebst Tegnér, die schwedische Literatur auf dem großen Büchermarkte der Welt zuerst zur Geltung gebracht hat. Seitdem kein Gustav II. Adolf, kein Carl XII. Europa von Zeit zu Zeit daran erinnern, daß Etwas weiter hinauf gen Norden ein Land liegt, das auch andere Dinge, als Eisbären und Kobolde enthält, seitdem sind glücklicherweise verschiedene Federhelden erstanden, die wacker darein geschlagen haben und wenn wir jetzt noch singen:

„Wie scharf der Stahl der Schweden
Werd' heute offenbar . . ."

so können wir damit nur noch die Stahlfedern meinen und in diesem Sinne dürfen wir das Lied voll Stolz und Zuversicht und in stärkerem Chor singen. Zuerst — Das ist wahr! — zuerst kam Tegnér mit seiner Frithiofssage, dessen Triumphwagen von Stadt zu Stadt zu ziehen, wenigstens die deutschen Uebersetzer und Verleger, sich zur Ehre gereichen ließen. Wir können Tegnér als den Gustav Adolph der schwedischen Poesie ansehen: — er eroberte Deutschland. Nach ihm trat die literarische Schildjungfrau Fredrika Bremer auf; sie ist — mit Erlaubniß! — der Carl XII. in unserer schönen Literatur; sie

ist es, welche unseren Belletristikern zuerst und vollen Ernstes zugerufen hat:

„Vorwärts! Du blaue Schaar!“*)

und sie ist selbst — ich meine hier nicht blos ihre Muse, sondern ihre eigene, lebende Persönlichkeit — weiter hinaus in die Welt auf Abenteuer gezogen, als es irgend eine andere Notabilität unserer Literatur bisher gethan hatte. Auch Tegnér's Ruhm ist über zwei Welttheile erklungen; aber Fräulein Bremer hat selbst ihre Fahne in Gegenden aufgepflanzt, wo Frithiof kaum dem Namen nach bekannt ist. Gleich dem wirklichen Carl XII. hat sie mit der Türkei geendet; aber was ihm niemals widerfahren, Das hat sie erlebt: Sie ist mitten in Paris die Löwin des Tages gewesen, — „o cette jeune fille, qui écrit aux bords de la Baltique!“ — sie ist durch ihre Seelenverwandte, die holde Quäkerin Mary Howitt, in England eingeführt worden, sie ist per Dampf über den Ocean gezogen, hat Amerika, incl. Californien und die Guanoinseln eingenommen!

Nach Fräulein Fredrika tauchten noch ein Paar andere

---

*) Obige Verse sind Tegnér's Carl XII. entnommen, einem in Schweden allbekannten und vielgesungenen Liede, dessen erste Strophe ungefähr folgendermaßen lautet:

„Ein junger Held und König
Stand Carl im Pulverdampf,
Sein Arm, voll Kraft und sehnig,
Schwang hoch das Schwert zum Kampf.
Wie scharf der Stahl der Schweden
Werd' jetzo offenbar.
Macht Platz! Ihr Samojeden!
Vorwärts! Du blaue Schaar!

Die blaue Schaar bezieht sich auf die blaue Uniformirung der schwedischen Armee.

Damen auf; auch sie sind alte Bekannte; sie heißen: Frau Emilie Carlén und Baronin Knorring. Man hat sie überall mit jener zuvorkommenden Artigkeit aufgenommen, welche dem schönen Geschlechte unter allen civilisirten Nationen gewidmet wird. Man kann somit sagen, daß unsere Literatur sich eigentlich durch die Frauen zu Ansehen und Anerkennung im Auslande emporgearbeitet hat! Hm! — jedenfalls kein übler Weg!

Fragt man mich, inwiefern Fräulein Bremer diese ungeheure Berühmtheit wirklich verdient, da möchte ich am Liebsten allerlei Ausflüchte machen, um der Antwort — wenigstens einer Antwort auf Ehre und Gewissen — überhoben zu sein. Ich glaube, daß Fräulein Bremer Manches geschrieben hat, was sich vortheilhaft auszeichnet; manche vortreffliche Blätter, deren man in allen ihren Schriften finden könnte; wie viel liebenswürdige Naivität, welch' unschuldiger, harmloser Scherz über die kleinen Bekümmernisse des häuslichen Lebens, besonders in ihren Idyllen aus dem Alltagsleben! — Bis dahin geht auch Alles gut, aber — Fräulein Bremer war nicht zufrieden mit sich selbst, obwohl die ganze Welt es mit ihr war; sie wollte höher hinaus, sie wollte Großartigeres, dem Geiste des Jahrhunderts Entsprechendes, schaffen, sie wollte zugleich Fredrika Bremer, Madame de Staël und ein Bißchen Georges Sand sein, sie wollte der Welt zeigen, daß auch sie sich in die Lebensfragen zu mischen, zu philosophiren und die Räthsel des Lebens zu lösen verstünde. Damals war es auch, wo sie mit einer Kühnheit sondergleichen öffentlich gegen Strauß auftrat; damals begann sie ihre Tendenzromane „im höheren Style," in denen sie als Retterin und Verbesserin der Welt auftritt, Buße und Besserung predigend und allen Denen, die an den moralischen Roman in drei Bänden glauben, das Versprechen siebenfältiger Freuden im Paradiese austheilend; damals machte sie das Gewinsel zum System, was bis dahin nur hie und dort in ihren

Werken verstohlen zu seufzen gewagt hatte, und damals war es auch, wo die liebliche Genremalerin mit dem milden, aber keineswegs matten Colorit sich plötzlich in eine finstere, langweilige Klostergouvernante verwandelte, wo ihre Poesie, eine blonde Maid mit rosigen Wangen, plötzlich wie — ein altes Weib vor uns stand! Was mich betrifft — wenn ich nun endlich doch meine Ansicht von der Sache sagen soll — so glaube ich wirklich nicht, daß Fräulein Bremer in ästhetischer und poetischer Beziehung durch diese Verwandlung gewonnen hat, obschon sie gerade dadurch eine Popularität erzielt haben mag, die ihr sonst schwerlich zu Theil geworden wäre. Der Grund liegt nämlich darin, daß ihre letzten frommen Novellen nicht blos zur Unterhaltung, sondern auch als Erbauungsbücher gelesen werden, als christliche und philantropische Abhandlungen in neuer, einschmeichelnder Form. Aus diesem Gesichtspuncte betrachtet, kann auch ich Fräulein Bremer's frommen Novellen meine Anerkennung nicht versagen: die Welt scheint nun einmal Dergleichen zu bedürfen; das Asyl- und Missionswesen wirft sich dem Romane in die Arme, um desto besser in der Stille wirken zu können. Fräulein Bremer steht in diesem Zweige der Literatur keineswegs als einziges Phänomen da.

Es ist eine bekannte Sache, daß jede wohlerzogene nordamerikanische und englische Miß Fräulein Bremer auswendig weiß. Augenblicklich studirt man sie in Griechenland und auf den Inseln des Archipels. Ohne weniger erhaben zu sein, liest sie sich doch im Ganzen leichter, als Plato. Ab-del-Kader wird sie in's Arabische übersetzen. — Alles Dies gereicht unserem Lande zu Ruhm und Ehre und man wird dereinst im tiefen Innern Afrika's, wohin selbst Herr Ch. Anderson nicht gedrungen ist, Fräulein Bremer's Schriften lesen und voll Begeisterung ausrufen: „Wenn die Frauen so herrlich und rührend zu schreiben verstehen in dem Lande ewigen Schnees, was wer-

den dann unsere Söhne in Schrift und Dichtung vermögen!" — Das mögen sie sich südlich von den Quellen des Nils ohne Schaden bis zum jüngsten Gerichte einbilden!

Es wird vielleicht, ja es wird ganz gewiß Manchem unerhört dreist vorkommen, daß Jemand wagt, Etwas gegen eine Berühmtheit einzuwenden, die so anerkannt, so groß ist, daß sie die Recensenten der ganzen Welt in die Tasche ihres Kleides zu räumen vermöchte, und ich kann mir lebhaft denken, daß Gräfin Ida Hahn-Hahn, welche Fräulein Bremer vor einigen Jahren auf ihrem Landsitze bei Stockholm besuchte und sich — sogar in ihr schwarzes Seidenkleid verliebte; und ferner eine gewisse kleine Engländerin mit langen Locken und grauem Unterröckchen mit rother Kante — wenn diese Damen wüßten, daß ich hier öffentlich Einspruch thue gegen die makellose Unfehlbarkeit Dessen, was aus Fredrika Bremer's Feder geflossen ist — sie sich todtlachen würden über meine Naivität. Nichtsdestoweniger bleibe ich bei Dem, was ich gesagt habe. Ich habe anerkannt, daß Fräulein Bremer's „Skizzen aus dem Alltagsleben" viel Treffliches enthalten; ich gebe zu, daß selbst in ihren späteren Schriften Manches für unsere Literatur von Bedeutung sein mag, aber ich glaube nicht, daß man Dies in ästhetischem Sinne als Fortschritt bezeichnen kann; man könnte es eher einen Schritt seitwärts nennen. Darum können ihre Tendenzromane in socialer, communaler, philantropischer und statistischer Hinsicht immerhin Großes gewirkt haben; sie können sich um Wohlthätigkeitsanstalten und Bibelgesellschaften verdient gemacht haben; ich behaupte nur, daß die schöne Literatur dadurch zu einem Mittel herabsinkt, statt ein Ding an sich zu sein, — daß Roman und Dichtkunst ihr eigentliches Wesen verlieren und nur noch eine Form sein werden, über deren Werth und Rechtmäßigkeit Zweifel entstehen könnten. Nicht jede Tendenz ist unpoetisch; so ist z. B. die Tendenz eines

Kriegsliedes, welches das Volk zum Kampfe für sein heiligstes Gut anfeuern soll, auch ästhetisch berechtigt: sie läßt sich als etwas Schönes und Hehres von dem Gefühle erfassen und bedarf keiner Auseinandersetzung; aus dem Grunde kann auch eine politische Poesie im engeren Sinne sehr wohl existiren; dahingegen hält es sehr schwer, die Tendenz eines Romanes „zum Besten der lange gewünschten Verbesserung der Armenversorgungsanstalten" — poetisch zu nennen, weil sie eine gründliche Darlegung erfordert, weil sie sich nicht als ein Ding an sich, noch weniger als etwas Ideelles offenbart, obgleich sie unsere Gefühle für die Armen und die Idee eines Armenhauses anregt. Daß die Kunst sich immer ein neues Feld zu bebauen sucht, immer neue Richtungen einschlägt, ist gewiß richtig und lobenswerth; ein poetisches Auge kann selbst dort Poesie finden, wo man sie bis dahin nicht gesucht hatte; aber gerade der Umstand, daß die Poesie nicht allein in diesen neuen Regionen gesucht, sondern auch gefunden werden soll, ist eine Bedingung, welcher die Kunst weder Zeit noch Anstrengung unnützerweise opfern sollte. Daß der Roman sich auf's Gerathewohl mit der Behandlung socialer Fragen einläßt, — Fragen, die gerade ihrer gründlichen Prosa wegen achtungswerth sind, scheint mir auf einem ästhetischen Irrthume zu beruhen; man wende die Sache wie man will, so halte ich doch dafür, daß eine Predigt schlecht und recht eine Predigt bleibe; eine Erziehungslehre, ein „Handbuch für Gouvernanten;" und daß eine Anerkennung bei einem staatsöconomischen Congresse lieber als solche zu Protocoll genommen werde, als daß sie sich z. B. in dem „Erkerstübchen in der Oesterlångstraße" präsentire, einem Romane in fünf Abtheilungen, die Vorrede und den Anhang von so und so vielen statistischen Tabellen ungerechnet.

Der Irrthum — Fräulein Bremer ist keineswegs die

Einzige, welche bei uns demselben anheim fällt, während sie in der Literatur des Auslandes vielberühmte Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen in dieser schiefen Richtung hat — der Irrthum liegt nicht darin, daß der Roman seine Welt für den Augenblick in das Erkerstübchen der Oesterlängstraße verlegt; im Gegentheile! Man kann dort mehr Poesie finden, als im ersten Stockwerke; auch Das ist nicht verwerflich, daß diese Schilderung möglicherweise die tiefe Sympathie des Lesers für „das Sclavenleben des Weibes“ erweckt; im Gegentheile! Jedes Gedicht läßt ja irgend einen Eindruck in uns zurück — wenn es nicht etwa eine „Amphigourie“ ist und vorausgesetzt, daß derselbe keine besondere Verstandesthätigkeit bedingt, so mag er immerhin von vornherein berechnet sein; der Irrthum aber liegt darin, daß man mit dem Romane: „das Erkerstübchen ꝛc.“ die wohl berechnete Absicht hat, nicht etwa uns die Schattenseiten der Civilisation in einem mehr oder weniger poetischem Bilde vor Augen zu führen — welches auf wahrhaft ergreifende und dabei doch vollkommen ästhetische Weise geschehen kann — sondern um uns zu beweisen, was die Schattenseiten der Dachkammerwelt nothwendig machen: etwa eine durchgreifende Reform, eine Organisation der Arbeit, die vielleicht Anfangs durch Subscription zu bewerkstelligen ist ꝛc. Deshalb macht auch der Verfasser nicht allein die handelnden Personen in seinem Romane zu scharfsinnigen Advocaten der genannten Reform und Subscription, er tritt auch selbst auf jeder zweiten oder dritten Seite dazwischen „um dem verehrlichen Redner beizupflichten.“ Eugène Sue hat diese Schattenseiten modernen staatlichen Lebens in wahrhaft poetischem Geiste behandelt und bis dahin war er ein bewundernswerther Romanschriftsteller; so wie er sich aber in seinem Eifer in concrete Fragen einließ über Armencassen u. s. w., da hörte er auf Poet zu sein; er wurde Staatsöconom, Reformator, wenn Ihr

wollt; man wählt ihn zum Abgeordneten, zum Professor, vielleicht gar zum Minister des Innern; aber die Kunst beklagt, seine Romane, wenigstens nicht als solche mehr anerkennen zu dürfen; sie hat die didactische Ode seit lange verbannt und kann deshalb auch den didactischen Roman nicht gut heißen!

Ich bereue nicht, in eine nähere Beleuchtung dieser recht interessanten Frage hinein gerathen zu sein, da man mir jetzt vielleicht zugestehen dürfte, daß ich mich, Fräulein Bremer's Romanen gegenüber, nicht ohne Grund auf einen gewissen Standpunct der Vorsicht oder der Zurückhaltung stellte. Ich will hier nicht den Grad von Talent bestimmen, den sie auf diese literarische Abart verwandt hat; Fredrika Bremer wird als Schriftstellerin immer eine gewisse Bedeutung behalten; sie hat Viel gelesen, studirt, beobachtet und gedacht, sie ist eine vielseitig gebildete Dame und ein solcher Grund kommt jeder Art von Schriftstellerei zu Statten. Ihre Feder ist durchweg gut; sie verdient sogar oftmals ein noch höheres Lob; daß ihr ehemals so gemüthlicher, munterer, kurzweiliger Styl später so ernst und feierlich und gravitätisch, sogar ein Bißchen affectirt geworden, ist ihrer ganzen späteren Entwicklung zuzuschreiben; daß er zuletzt mitunter etwas breit, schwatzhaft und verdrießlich geworden ist, vielleicht eine Folge ihrer ewigen Kränklichkeit, über deren Beschaffenheit sie uns in ihren Briefen aus Amerika so manches naive und vertrauliche Bekenntniß ablegt; vielleicht mag es auch von einer noch anderen Ursache herrühren, die näher beleuchtet zu werden verdient.

Es ist eine allbekannte Sache, daß man in alten Zeiten sogenannte Elixire hatte, durch welche man nicht allein das Leben, sondern auch die Jugend bis zu Methusalem's Alter verlängern konnte. Das Recept zu diesem Zaubertranke ist leider verloren gegangen; ich beklage Dies niemals tiefer, als wenn ich eine Schriftstellerin „d'un certain âge" sehe, welche

noch kein ehelich Band geknüpft, keine hübschen Kinder hat und nichts Anderes zu thun, als vom Morgen bis an den Abend die Feder zu führen. Die Frauen, und vor Allen die schriftstellernden Frauen, müßten billigerweise wie die Göttinnen und Eternellen in ewiger Jugendfrische blühen. Ich bin nun freilich nicht so schlecht erzogen, daß ich hier, mit Rücksicht auf Fräulein Bremer, die Frage über ein „gewisses Alter" näher erörtern möchte; ich will nicht zudringlicherweise die grauen Haare in den Locken ihrer Muse zählen; aber andererseits kann ich auch nicht verbergen, daß es mir, wenn ich ein Zauberer wäre und den Schlüssel zu Iduna's Gärten besäße, ein unbeschreibliches Vergnügen gewähren würde, an den Theetisch gewisser geistreicher Damen zu schleichen und — nur der Sicherheit wegen — einige Tropfen des stärkenden Elixirs in ihre dampfenden Tassen zu träufeln oder dann und wann einen Apfel der Iduna in ihren Fruchtkorb gleiten zu lassen. Schaden könnte es nicht — wenn es auch keine Wunder thäte!

Immerhin! Fräulein Bremer . . . . . Aber laßt uns jetzt weiter kommen! Da haben wir Frau **Knorring** (ein ganz anderer Character!) aus deren freigebiger Hand die Leserwelt in den letzten zehn Jahren so manches angenehme Geschenk entgegen nahm: die „Cousinen," „Axel," „Standesunterschiede," „die Frauen," die „Freunde," „Hoffnungen," u. s. w. In allen diesen Romanen erkennt man die geistreiche Frau, — eine Frau, die das Leben und Treiben der Welt nicht allein beobachtet, sondern auch selbst genossen hat. Auch bei der Baronin Knorring findet man Viel von jener „interessanten Hectik," welche das „sine qua nil" so mancher Schriftstellerin zu sein scheint, doch macht sich neben ihr — als Gegensatz zu Fredrika Bremer's elegischen Pietismus — ein unverstellt weltlicher, vorurtheilsfreier Sinn geltend, welcher freilich nicht darauf rechnen darf, vor den Augen der Bibelgesellschaften Gnade zu finden,

aber das Gute hat, daß er munteres, frisches Leben um sich her verbreitet. Ein großer Fehler der Baronin Knorring — groß deshalb, weil er von Einseitigkeit zeugt — liegt darin, daß sie in alle ihre Schriften zu viel Aristokratie hineinbrachte. Man möge immerhin seine Bilder, dann und wann, der „haute volée" entlehnen, denn auch dieser Region gebricht es nicht an Poesie und es wäre unrecht, den „fashionablen Roman" gänzlich aus der Literatur zu verbannen, weil er ein Bißchen nach Moschus riecht; aber Aristokratie vom Morgen bis an den Abend, Excellenzen in allen Ecken und Moschusduft nicht allein in dem Salon, sondern auch in Küche und Stall — Das wird des Guten zu viel! Frau Knorring schien es sich zum Grundsatz gemacht zu haben, keinen Helden für ihren Roman zu wählen, der nicht wenigstens den Rang eines Obristen bekleidet oder doch zehn „von" in seinem Geschlechtsregister aufzuweisen hatte. Er mußte außerdem etwas Französisch parliren und den Hühnersalat nur mit der Gabel zu sich nehmen können. In dem „Häusler" machte unsere Freiherrin eine Ausnahme von der Regel, welche beachtet zu werden verdient. Von ihren letzten Arbeiten muß ich — der Wahrheit zu Liebe — bekennen, daß sie . . . etwas matt sind. Frau Knorring fing ziemlich spät an zu schreiben. Sie griff erst zur Feder, als — warum sollen wir es verschweigen? — als das „gewisse Alter" schon für sie eingetreten war, und es erschien Niemand, der ihr ein Tröpfchen Elixir oder einen von Iduna's Aepfeln gereicht hätte. Sie hätte einer solchen Stärkung um so mehr bedurft, da sich zu dem Einflusse der Jahre auch noch Kränklichkeit gesellte. Man erzählte sich hinsichtlich der Romane der Baronin Knorring, daß sie gewissermaßen die zarte Gesundheit der Verfasserin aufrecht hielten und eine Art Hausmittel für sie waren, — und in der That! sobald man erfuhr, daß die Baronin gefährlich erkrankt sei, so erschien zur selben Zeit ein

neues Buch aus ihrer Feder. Dies ist sehr leicht zu erklären: Wenn sie krank und leidend, in einförmiger Abgeschlossenheit des Landlebens da saß, vielleicht dann und wann einen heimlichen Seufzer unterdrückend bei der Erinnerung an frohe, längst entschwundene Tage, als man noch jung war, an jene Jugend, die das Vorrecht des Walzers und der uniformirten Artigkeiten besitzt . . . . wenn sie so einsam und verlassen manche Stunde da saß — da war es ja natürlich, daß sie, der Aesculape und ihrer Arzneien überdrüssig, es sogar wie eine körperliche Erquickung und Erleichterung empfand, wenn sie die Feder ergriff, um sich zu zerstreuen! Die Sage erzählt, daß, wenn Freya traurig war und weinte: ihre Thränen zu Gold wurden; wer hätte aber nicht gern das schöne Gold entbehrt, wenn nur die liebe Göttin frohen Herzens gewesen wäre! Und so gern wir interessante Romane von der Feder einer geistreichen Dame lesen, hätten wir doch mit Vergnügen auf einige derselben verzichtet, wenn wir die liebenswürdige Verfasserin damit bei guter Gesundheit gewußt hätten! Wie gern hätten wir vor Allen auf ihre letzten Werke verzichtet, in denen sie, aufrichtig gestanden, weder recht witzig noch unterhaltend ist (obgleich sie Beides einst in so hohem Grade gewesen war) und in denen sogar ihre Sprache sich im Kranken-Négligé und mit niedergetretenen Pantoffeln engbrüstig fortschleppt!

Frau Emilie Flygare-Carlén ist die letzte und zugleich auch die fruchtbarste in dem berühmten Trio. Seitdem vor zwei und zwanzig Jahren ihr „Waldemar Klein" erschien, hat sie uns alljährlich mit fünf bis sechs Bänden beschenkt und dadurch um eine ganze Sammlung von Romanen bereichert; „Der Präsident," „Gustav Lindorm," „der Professor und seine Schützlinge," „die Milchbrüder," „die Kircheinweihung," „die Rose von Tistelön," „der Skjutsjunge," „Kämmerer Laßmann," „das Fideicommiß," „Paul Wärning," „das Erker-

stübchen," „die Braut auf dem Omberg," „die Nacht am Bullarsee" .... ich erinnere mich nicht der Hälfte davon, bis nun zuletzt das „Handlungshaus in den Scheeren" erschien. Freilich würden diese Bände bei Weitem nicht so zahlreich sein, wenn nicht die Verfasserin das unerschöpfliche Talent hätte: eine Sache in die Länge zu ziehen und sich in Einzelnheiten zu ergehen, die bisweilen sogar recht überflüssig sind; diese Weise artet bei ihr bisweilen zu demselben Fehler aus, den sich die vlämische Malerschule zu Schulden kommen läßt: sie fällt von dem Poetischen geradezu in die einfachsten prosaischen Einzelnheiten. Um dem Einflusse dieses langsam zehrenden Giftes in einer Erzählung entgegen zu wirken, benutzt Frau Carlén ihre reiche Erfindungsgabe, woran sie sowohl Fräulein Bremer, als die Baronin Knorring übertrifft; auch sie hat ein scharfes Auge für Alles, was uns im täglichen Leben zunächst umgibt, eine feine Beobachtungsgabe, welche den Frauen in hohem Grade eigen ist. Dies, zusammengelegt mit der Neuheit der Bilder, die sie so gern aus dem Leben der ärmeren Volksklassen, besonders der bohuslän'schen Scheerenbewohner entnimmt, hat bewirkt, daß ihre Romane nicht allein eine recht angenehme Lectüre, sondern auch trotz des in die Länge Gezogenen, bisweilen etwas Platten, doch interessant sind. Daß sie ihre Charactere im Allgemeinen nicht mit tiefem psychologischen Blicke aufgefaßt hat, ist ein Mangel, den sie mit vielen der neueren Vielschreiber theilt; doch zeichnet sie dieselben, so wie sie sie nun einmal aufgefaßt hat, keineswegs schlecht. Uebrigens müssen wir darauf aufmerksam machen, daß die Helden und Heldinnen der Frau Carlén, wenn sie auch bisweilen aus unglücklicher Liebe die Schwindsucht bekommen, doch im Ganzen gesündere Lungen haben, als die der beiden vorigen Damen, ja ich muß ausdrücklich hinzufügen, daß in ihren Romanen mehr als ein Liebhaber, auch ohne Isländisches Moos und Caraghencaramellen, glücklich die Probe besteht.

Während Fräulein Bremer mit ihren weltumfassenden Ideen nunmehr eine Schriftstellerin für Gelehrte und Philosophen geworden ist, sei es nun, daß sie Schlafrock und Rauchmütze oder blaue Strümpfe tragen; (demgemäß wäre auch die Uebersetzung ihrer Werke in die meisten mehr oder minder lebenden Sprachen, eigentlich als ein Moment in der großen Propaganda der höheren Cultur zu betrachten!) während Frau Knorring hauptsächlich für die elegante Welt, für das Boudoir und die Hauptwache der Garnison geschrieben hat, füllt Frau Carlén den Platz einer Romanschriftstellerin für den großen Mittelstand aus. Wir finden bei ihr jenes geordnete, behagliche bürgerliche Leben, welches Allen zusagt; ihre Tugenden finden so leicht ihresgleichen in dem Familienleben in der Stadt und auf dem Lande; ihre Leidenschaften sind sogar derartig, daß man sie recht gut in einem selbst gewebten baumwollenen Kleide, oder in dem schäbigen Rocke eines kleinen Vicars auf dem Lande antreffen könnte; ihre Tragödien gehen nicht gern über die Grenze hinaus, daß man sie, auch ohne Riechfläschchen, ertragen kann; ihre Schilderungen von Dem, was bei einer kleinen Abendmahlzeit — wie Küche und Keller sie zu geben vermögen — in einem wohlgeordneten Haushalte vorgeht, oder z. B. eines kleinen sauberen netten Hühnerhauses, sind so appetitlich und gemüthlich, daß wir Alle, sowohl Menschen, als Küchlein, uns wohl dabei befinden! Alle Welt kennt sich in Frau Carlén's Erzählungen wieder und Dies erklärt auch, weshalb sie so volksbeliebt geworden, wie es wenigen unserer literarischen Größen gelungen ist. Gleich anderen modernen Nothwendigkeitsartikeln, die früher für übertriebenen Luxus gehalten wurden, sind auch Frau Carlén's Romane nunmehr zum Bedürfniß und Hausgeräth geworden: ein Sopha mit Springfedern und losen schwellenden Kissen, eine zierliche Decke vor demselben, eine Moderateurlampe und

Frau Emilie Carlén's neuester Roman stehen nunmehr in einer Reihe. Wo man keine Mittel hatte diese reichhaltige Sammlung für sich allein anzuschaffen, da hat man eigens zu dem Zwecke kleine Lesevereine, „Bildungscirkel" gebildet. Ich erinnere mich hier eines Abends, den ich vor einigen Jahren bei Frau Carlén zubrachte; die Abendcirkel bei Frau Carlén sind, im Vorbeigehen gesagt, immer außerordentlich angenehm gewesen; abwechselnd einige Blätter von einer Erzählung niederschreibend oder hausmütterlich waltend, mit derselben Hand, welche soeben einen unglücklichen Seefahrer an der bohuslän'schen Küste auf eine Sandbank getrieben, oder in einem anderen Theile das zarte Band zwischen zweien Liebenden zerrissen hatte, hat diese Dame immer die lobenswerthe, schätzbare Eigenschaft gehabt, daß sie in ihrem Hause stets wie andere Menschen war: nichts Fremdes, Ueberirdisches, sondern vor Allem eine liebenswürdige, entzückende Wirthin. An jenem Abende verschwand sie dann und wann auf einige Augenblicke aus dem Gesellschaftszimmer, um in ihrer Küche, in traulicher Zurückgezogenheit einen kleinen äußerst delicaten Roman aus Mehl, Eiern und Rahm zu bereiten: „Pfannenkuchen" betitelt. Vor den Pfannenkuchen theilte sie uns einen Brief mit, den sie — die Frau Verfasserin — an demselben Tage aus der Gegend von Calmar bekommen hatte und zwar von einem jener kleinen oben erwähnten Lesecirkel auf dem Lande. Frau Carlén's letzter Roman hatte den ganzen Cirkel durchlaufen: eine Peripherie von einigen Meilen, alle inneren, bisweilen ziemlich krummen Radien ungerechnet. Da war Keiner in dem ganzen Lesevereine, der nicht diesen Roman mit Entzücken gelesen hätte, aber wiederum auch Keiner, der nicht zuletzt in seinen Erwartungen schmerzlich getäuscht wäre. Einige von den Personen des Romanes waren in bester Form erschlagen, Andere verheirathet und glücklich geworden; nur

eine Figur, eine brave alte Frau, die sich die ungetheilte Sympathie ihrer Zeitgenossen erworben hatte, war von der Verfasserin, auf der Seite plötzlich verlassen und, in gewisser Rembrandt'scher Beleuchtung in einer Luke sitzend, der Fürsorge des lieben Gottes anheim gegeben worden. Der Cirkel hatte diesen Verstoß gegen poetische und irdische Gerechtigkeit mit tiefem Bedauern empfunden und sich durch den von Hof zu Hof gesandten Botenstab zu einer unterthänigen Adresse vereinigt. Ein unschuldiger Adjunct, der Bibliothekär des Cirkels, hatte sich zum Organ derselben gemacht und nahm sich die Freiheit „in tiefster Ehrfurcht" und im Auftrage des Cirkels, bei der hochgeschätzten Verfasserin darum anzusuchen, ob sie, unter der Hand und nur „mit zwei Worten" den Leseverein gütigst davon in Kenntniß setzen wolle „wie es später mit der Alten in der Luke geworden sei," ob sie an der Gicht gestorben, ob sie in das Armenhaus gekommen sei, ob sie Gehör und Sehkraft bis an das Ende behalten habe u. s. w. Die Dankbarkeit des genannten Cirkels und besonders die des Adjuncten würde unbegrenzt sein, wenn er sich einer geneigten Antwort erfreuen dürfe unter der Adresse des Pfarrhofes N. N. via Calmar ꝛc. ꝛc. Das war der Inhalt des Briefes, welcher augenscheinlich von aufrichtigem Ernste und von ehrlicher småländischer Gutmüthigkeit dictirt war. Wir Alle waren einstimmig der Ansicht, daß kein Dichter einen so großen Triumph gefeiert habe seit der Zeit, wo der griechische Maler so naturgetreue Kirschen gemalt hatte, daß die Vögel sie von der Leinwand picken wollten; und wir Alle thaten Fürbitte für den in seiner ländlichen Naivität so entzückenden Leseverein. Wenn ich nicht irre, ließ Frau Carlén auch wirklich mit nächster Post einen ausführlichen Bericht über die letzten Schicksale der alten Frau abgehen, über ihren sanften Tod, ihr anständiges Begräbniß, nicht zu vergessen, daß man bei dem Ordnen

ihrer Hinterlassenschaft ganz unerwartet fand, daß sie eine Summe von 35 Reichsthalern und einigen Schillingen in der Sparbank habe, außer anderen elf Thalern in lauter Kupfermünze, die in einem kleinen Beutel von blaugestreifter Leinwand versteckt waren.

Da ich nun einmal beschlossen habe, in diesen Blättern nicht über eine gewisse Grenze hinaus zu gehen, welche etwas hinter der neuesten Epoche liegt, so verlasse ich mit der Frau Flygare-Carlén die Schule unserer weiblichen Literaten, (obgleich dieselbe später noch mehre fruchtbare Schriftstellerinnen hervorgebracht hat, von Fräulein Wilhelmine Stålberg, bis zu Frau Schwartz) und gehe deshalb zu den Novellisten des „entgegengesetzten Geschlechtes" über, wie eine Alte sich in Irving's Alhambra auszudrücken pflegt.

Wetterbergh (Onkel Adam) schrieb fast mit den Damen um die Wette; und Das will Viel sagen! Seine Genrebilder aus dem Leben des Mittelstandes bilden eine kleine Kunstausstellung für sich und sie bestimmen auch seinen Platz in unserer Romanliteratur. Er ist außerdem einer derjenigen Schriftsteller, welcher sich mit den wenigen glücklichen Classen der menschlichen Gesellschaft am Innigsten vertraut gemacht und ihre Geheimnisse mit wahrem Scharfblicke erspäht hat. Er hat uns die neuen, oft ergreifenden Scenen und Charactere dieser, der Dichtung bis dahin verschlossenen Welt so treu zu malen gewußt, wie Keiner es zuvor gethan hatte. Hier und dort ist Wetterbergh von seinem warmen Eifer für Aufklärung und Sittlichkeit, von seinen Sympathien für Elend und Unglück verleitet worden, in seinen Romanen mit allzu directen Absichten, ausführlichen Grundsätzen und völlig ausgearbeiteten Vorschlägen im Interesse gewisser socialer Reformen aufzutreten, und er fällt alsdann derselben Anerkennung anheim, die ich im Namen der Kunst gegen Fredrika Bremer zu machen

genöthigt war; wenn aber dieser Schriftsteller nicht immer als Poet am Höchsten dasteht in seinen Romanen, so steht er doch durch seine Darstellungsgabe so hoch da, daß er jedenfalls nicht über die Achseln angesehen zu werden verdient, sondern als ein außergewöhnliches literarisches Talent betrachtet werden muß. Seine Gewandtheit war von jeher durch eine bedeutende Portion Witz gewürzt, und seine kleinen Novellen und Feuilletonsartikel weckten zu ihrer Zeit durch ihren bald scherzenden, bald satyrischen, immer unterhaltenden Styl, mit Recht, ungeheures Aufsehen.

Engström ist weniger bekannt geworden durch seine ziemlich „gothischen" Kraftpoesien, oder durch seine nicht so ganz verwerflichen Dramen von altschwedischer Derbheit, als durch seine originellen Aufsätze in der Zeitung „der Barometer," diese oft nicht wenig kühnen Paradoxen in einem Style von Kieselstein. Er hat außerdem ein paar sogenannte Romane geschrieben: „Björn Ufstand," und „die Hochzeit des Colonisten." Da sehen wir die „Tendenz" auf die äußerste Spitze getrieben; einen Tendenzroman, der sich — der Parodie nähert. Diese Erzählungen können fast als Actenstücke betrachtet werden, um die Mißverhältnisse zu commentiren, welche noch jetzt in unseren Provinzen zwischen den großen Grundbesitzern und den armen Häuslern bestehen; und als solche mögen sie immer ihren Werth haben; als Kunsterzeugnisse aber bleiben sie trotz des lobenswerthen Colorits, trotz der Begeisterung, womit Engström seine Pinsel führt, doch — wirkliche Ungereimtheiten. Die Eine dieser Arbeiten ist, wenn ich nicht irre, Nichts weiter, als ein juristischer Zwist, den der Verfasser erst in der Wirklichkeit, als heißen Proceß beim Kreisgericht ausgefochten und darauf ein zweites Mal im Roman wieder gegeben hat! Lagman Rosenskköld in Norrland pflegte seine Gerichtsprotokolle auch bisweilen im Style des

dramatischen Dialogs abzufassen, aber er hatte den guten Geschmack, sie nicht für literarische Erzeugnisse auszugeben.

Carl Kullberg, ein talentvoller Mann und trefflicher, vor Allem vielseitiger Schriftsteller, hat uns außer seinen Poesien, Feuilletons und anderen Dingen auch einige Erzählungen geschenkt, die sich, jede in ihrer Art, rühmlich auszeichnen. „Der Richter," eine Novelle aus der Provinz, in Engström's Manier, obgleich von verschiedenem Stoff und verschiedenem Zuschnitte, giebt uns ein vorzügliches kleines Probestück von Dem, was Kullberg „konnte, wenn er nur wollte." — „Gustav III. und sein Hof" im allzu erhabenen rednerischen Style, enthält nebenbei treffende Schilderungen und gut gezeichnete Bilder damals lebender Persönlichkeiten. „Die Memoiren eines jungen Mannes," etwas in Paul de Kock's Manier, verrathen das damals noch sehr unreife Talent des Verfassers; doch enthalten auch sie viele witzige und wahrhaft komische Partien. Wenn man leider von manchem Schriftsteller sagen muß, daß er zu Viel schreibt, so muß man im Gegentheile von Kullberg beklagen, daß er zu Wenig geschrieben hat. Man hat sich außerdem mit Recht darüber gewundert, daß ein Mann mit so vieler Phantasie, dichterischem Geiste und solcher Leichtigkeit im Schaffen den größten Theil seines Lebens in der Stadt Calmar sitzen und nur nach dem langen Kalkrücken der Insel Öland hinüberschauen konnte.

Der durch mehre philosophische Werke rühmlichst ausgezeichnete Finne Snellman hat sich durch verschiedene belletristische Schriften einen ebenso ehrenvollen Platz in unserer schönen Literatur gesichert, als er ihn bereits auf dem Gebiete der Wissenschaften, als Denker, inne hatte. Seine „Vier Heirathen" sind, wie er selbst sagt, mehr eine „Bildergallerie in Terburg'scher Manier," als ein ordentlicher Roman mit

Einleitung, Intrigue und Auflösung in gesetzlicher Form. Deshalb fanden auch manche Leser in diesem Buche nicht, was sie darin suchten, und warfen es verdrießlich zur Seite. Man muß aber jedes Ding für Das ansehen und beurtheilen, für was es sich ausgiebt, und Herrn Snellman's Arbeit ist in ihrer Art eine ausgezeichnet gute. Ich gebe zu, daß die speculative Ader sich mit einer gewissen Hartnäckigkeit Bahn zu brechen sucht durch die Poesie, aber . . . . ein Bißchen Philosophie hie und dort kann nicht schaden, wenn sie nur ehrlich auftritt und nichts Anderes sein will „als was sie ist," und besonders wenn sie sich so human, so zuthunlich und tactvoll benimmt, wie es in Herrn Snellman's Buche der Fall ist. Dasselbe ist nicht geschrieben, um im fliegenden Galopp durcheilt zu werden; man soll es portionsweise genießen, man möge es aufschlagen, wo man will, so findet man immer etwas geistreich Gedachtes, etwas trefflich Gesagtes: bald ergötzlichen Humor, bald tiefes Gefühl, hier eine edle Wahrheit, dort eine jener kleinen lieblichen Idyllen, innerhalb vier stummer Wände, woran das häusliche Leben reicher ist, als man unserer verderbten Welt im Allgemeinen zumuthet, und für die Snellman's weicher, zarter Pinsel, wie geschaffen ist; diese Letzteren enthalten wenigstens vortreffliche Roman-Bissen, — wenn nicht mehr! —

Dieselbe überwiegend beschauliche Richtung, die man in Snellman's belletristischen Arbeiten findet, charakterisirt auch den Roman: „Das Herzklopfen auf Dalvik" und die meisten anderen größeren und kleineren Werke des Freiherrn de Geer. Dieser Schriftsteller trat mit keineswegs unbedeutenden Fähigkeiten auf, obschon sein wahrhaft genialer Aufschwung ziemlich unzusammenhängend war und sich vorzüglich in lose hingeworfenen Betrachtungen über Alles, was ihm in die Augen fiel, kund gab. Er konnte scharfsinnig durchdachte Reden über die

Schale eines Apfels halten, oder über die Radspur eines Bauernkarren, und gerade derartige Betrachtungen bilden den Inhalt seiner Schriften. „Das Herzklopfen ꝛc." hat den Titel eines Romanes angenommen und beansprucht ein Solcher zu sein, obgleich ihm dies Recht nicht mehr zusteht, als Snellman's „Vier Heirathen;" aber bei alle Dem war sein Styl piquant und Viel versprechend. Diese Hoffnungen haben sich aber leider in einen — Justizminister aufgelöst; und wir hören zu unserer Verzweifelung, daß er wirklich dazu taugt, und vollkommen an seinem Platze, ja ein besserer Justizminister ist, als wir ihn seit Lange gehabt haben. Ein wahres Unglück für unsere Literatur! Unsere geistreichen Anfänger legen oft nur den halben Weg bis zum Ziele zurück. Der Verfasser der „Pique-Dame" wurde Generaldirector des Gefängnißwesens, De Geer unser höchster Justizbeamter; Andere, welche weniger von den Musen begabt und begünstigt sind, fahren bis zum letzten Athemzuge fort, sich ihrem Dienste zu weihen.

Ich gerathe hier aber in eine Classe von Literaten, hinein, welche der Franzose als Actualitäten zu bezeichnen pflegt, und ich ziehe mich deshalb zurück, da es nicht meine Absicht sein kann, Persönlichkeiten zu recensiren, welche noch in keiner Richtung vollendet und abgeschlossen haben. Ich hoffe deshalb, daß Blanche*) uns noch mehre Erzählungen in der Art des „Eisenträgers," geben wird und hoffentlich etwas mehr, als romantisirte Anecdoten; ich hoffe, daß Adlersparre, mit seinem „Dante," seinem „Märtyrer" und anderen leicht hingeworfenen lebhaft geschilderten Novellen, dessen

---

*) August Theodor Blanche, 1811 zu Stockholm geb., ein beliebter und verdienstvoller schwedischer Bühnendichter und Abgeordneter am Reichstage, woselbst er sich durch ein glänzendes Rednertalent ausgezeichnet hat.

frischer Geist uns auf dem windstillen See wie eine plötzliche Brise angenehm überraschte — nicht das letzte Wort in künstlerischen Schöpfungen dieser Art gesprochen haben wird. Von Braun's Novellen, obgleich mit entschiedenem Talente für das Komische geschrieben, wende ich mich ohne Bedauern zu seinen Gedichten, auf die ich später zurückkommen werde. Ridderstad's*) Feder ist, wenn ich nicht irre, noch in vollem Gange; man muß zum Wenigsten bekennen, daß seine neuesten Erzählungen dieselbe Phantasie in der Anlage, dieselbe Fülle der Effectmittel, dieselbe Beweglichkeit der Handlung und dieselbe Lebendigkeit und Abwechslung der Farben zur Schau tragen, welche seine ersten Romane auszeichneten und ihn mit einem Schlage zu unserem am Meisten gelesenen und beliebtesten Schriftsteller machten. Dahingegen bleibt mir noch ein Romanschriftsteller zu betrachten übrig, den wir bald zu Denen rechnen können, welche geschrieben haben; ich meine Crusenstolpe.

Wir haben hier eine Abart der Kunst vor uns, welche eigentlich romantisirte Memoiren genannt werden müßte und mit Erfolg darauf hingearbeitet hat, den historischen Roman um sein Ansehen zu bringen. Wenn der historische Roman richtig aufgefaßt und in guten Händen ist, so ist er eine literarische Schöpfung, die ihren Platz zu behaupten weiß, und im Grunde Nichts weiter, als eine alte Episode im neumodischen Gewande wie es der Gegenwart angemessen ist. Wo der geschichtliche Roman darauf ausgeht, uns irgend ein beliebiges Zeitbild lebendig und malerisch vorzuführen, nachdem es zuvor auf sorgfältigen, gewissenhaften Studien gegründet

*) Carl Frederick Ridderstad geb. 1807, Lieutenant, ist der Verfasser der „Schwarzen Hand," „Des Trabanten," „Der Geheimnisse von Stockholm," „Vater und Sohn" u. s. w. Alles Romane, die mit vielem Beifall aufgenommen sind.

und mit poetischem Auge erfaßt ist; oder, wo er mit Wahrheitsliebe und Achtung vor der Geschichte, eine historische Persönlichkeit hervorhebt, sie mit Ereignissen und Characteren umgiebt, um ein größeres Gemälde daraus zu schaffen, da ist er in seinem vollen Rechte, und ich brauche nur Ingeman's Roman zu nennen, um zu zeigen, was, selbst vom poetischen Standpuncte aus gesehen, in dieser Art Treffliches geleistet werden kann. Wo der geschichtliche Roman diese oder jene historische Episode vornimmt und einige Blätter der ersten besten vaterländischen allgemeinen Geschichte in der Gestalt einer romantischen Erzählung umschreibt — auch Dies geschieht bisweilen — da ist er wenigstens ziemlich unschuldig, aber auch oftmals so unschuldig, daß er, in ästhetischem Sinne — gar Nichts ist; wo er aber ein historisches Ereigniß oder eine historische Persönlichkeit wählt und sie aus freier Hand nach eigenem Gutdünken, seinen Absichten gemäß, umgestaltet und umkleidet und nicht allein Wirklichkeit und Phantasie, sondern auch historische Wahrheit und historische Lüge zusammenmengt, da ist der historische Roman im höchsten Grade verwerflich, weil er einerseits als Poesie nicht rein und lauter dasteht und andererseits den Namen der Weltgeschichte mißbraucht, und ihre Muse beleidigt, die doch ebenso schön und hehr ist, als die Muse der Dichtkunst! Gerade aus diesem Grunde ist Crusenstolpe's historischer Roman um so mehr zu verurtheilen, da er, trotz der Freiheiten, die er sich auf dem Gebiete der Dichtung erlaubt, dennoch entschieden Anspruch darauf macht, als schriftstellernder Zeitgenosse, mehr oder minder geheimnißvolle Beiträge zu der Geschichte der Gegenwart, und deshalb nicht blos eine leichte Lectüre sondern auch werthvolle Notizen für den Geschichtsschreiber zu liefern, indem er in dem Augenblicke durch Hinweisung auf geschätzte Quellen und Einflechtung nicht veröffentlichter Acten, seine Zuverlässigkeit bestätigt und

seine unfehlbare historische Glaubwürdigkeit in unzähligen Noten und Parenthesen betheuert und gleich darauf durch offenbar entstellte Sachverhältnisse, gehaltlose Zusätze und kühne Behauptungen den Leser in Zweifel setzt: was er von alle Dem zu halten habe. Heißt Dies Geschichte schreiben, so ist es unverzeihlich; heißt Dies Roman schreiben, so ist wenigstens die Manier höchst zweideutig. Crusenstolpe hat es indessen zur Vollkommenheit darin gebracht, und es ist nicht in Abrede zu stellen, daß ihm bei uns noch kein Anderer in dieser Kunst gleichgekommen ist, obwohl Einige, wie z. B. Ridderstad, in gewissen historischen Romanen nicht ganz frei davon sind; mit mehr oder weniger Bewußtsein an dieser Art von — Verblendung zu leiden. Ich will nicht leugnen, daß Crusenstolpe sowohl in seinen Schriften dieser Gattung, wie in den anderen, glänzende Proben von stylistischer Gewandtheit abgelegt hat; wohl hat er seine Romane bisweilen mit einem oratorischen, circumlocutorischen, phraseologischen Putze beladen, der besser für manches andere seiner Werke gepaßt hätte, aber er ist und bleibt der Mann, der die Sprache vollkommen in seiner Gewalt hat: prächtig in seinen Schilderungen, elegant, selbst in seinen Uebertreibungen, nicht immer so durchaus G e n i e, wie man glaubt, aber stets K ü n s t l e r in gewisser Bedeutung, und als Solcher über der Menge erhaben! — —

Wenn wir jetzt einen Blick auf den modernen schwedischen Roman werfen, so wie er sich, seit seinem ersten bescheidenen Auftreten in den phosphoristischen Almanachen, nach und nach entwickelt hat, so dürfen wir mit Zuversicht aussprechen, daß er, in mehrfacher Beziehung, einen Vergleich mit dem ausländischen Romane aushält, und daß unsere Belletristik o h n e ihn, schwerlich eine so allgemeine Bedeutung erlangt hätte, wie sie sie d u r c h ihn gewonnen hat. Bedeutende, achtungswerthe Kräfte haben sich die Hand gereicht, um ihn zu Dem

zu machen, was er ist; Kräfte der verschiedensten Art, weshalb der Roman auch, auf so vielseitige Art behandelt, vielseitige Fortschritte gemacht hat. Wir haben historische Romane — gute und schlechte! — Wir haben rein phantastische Romane — z. B. dies oder jenes Product Almquist's; — auch der komische Roman ist bei uns vertreten. Die düsteren, tragischen und jammervollen haben wir im Ueberfluße; wir haben sociale Romane, sogar socialistische, juristische, finanzwissenschaftliche, öconomische; wir haben Seeromane, Küchenromane, Militairromane, Hofprädicantenromane, Romane aus der Stadt und aus der Provinz, „the fashionable tale" und die „Geheimnisse von Stockholm." — Was ich übrigens dem schwedischen Romane sehr hoch anrechne, Das ist: daß er die Poesie nicht ausschließlich in vergoldeten Sälen und in der ewig grasgrünen Idylle bei dem reichen Bruksspatron X. gesucht hat. Vielleicht wird noch eine Zeitlang darüber hingehen, bis die Romanze auch bei uns müde wird, die Schafe zu hüten und zu Fräulein Ophelia's seidenbeschuhten „mediceischen" Füßen zu sitzen, aber der Roman hat den Muth gehabt, sich unter Menschen in der Welt umzusehen, in jener Welt voll stillen Glückes und geheimen Grames, voll edler Naturtriebe, wilder Leidenschaften und beklagenswerther Trauerspiele. Ich brauche nicht noch einmal zu wiederholen, daß hier nicht die „Tendenz" liegt, die ich weiter oben als mit einem Kunstwerke nach den Regeln der Aesthetik für unvereinbar erklärt habe; es handelt sich hier nicht um die Bearbeitung dieses oder jenes Stoffes zu einem von vornherein nicht romantischen Zwecke; sondern um die freie vollgültige Wahl eines Stoffes, der von Natur geeignet sein mag, die Sympathie des Lesers ungezwungen in neue, interessante Richtungen zu führen und wer kann es verbieten, das Nachdenken des Lesers möglicherweise auf gewisse practische Anwendungen hinzulenken? So

lange der Dichter nicht über die Grenze poetischer Auffassung hinausgeht, so muß ihm diese Freiheit der Wahl als sein natürliches Recht zustehen; und ich komme noch einmal darauf zurück, daß es dem schwedischen Romane zur Ehre gereicht, aus freiem, edlen Antriebe seine Welt oftmals in Regionen gesucht zu haben, wo unter niedrigem Dache oft die Poesie in reicher üppiger Blüthe steht — statt in der alten Spur zu bleiben und Schauplätze zu wählen, deren innewohnende, unmittelbare Tendenz, wie bei so manchen lange vergötterten französischen und deutschen Vorbildern, vorzugsweise die gewesen ist: das Laster zu übertünchen und die verfeinerte Entsittlichung in verführerischem Lichte darzustellen.

Wilhelm v. Braun.*)

Es giebt Wenige unter unseren Belletristikern, welche in verhältnißmäßig kurzer Zeit so allgemein und so dauernd beliebt geworden sind, als Wilhelm Braun. Schon die bloße Nachricht von dem Erscheinen eines neuen Heftes seiner Gedichte wurde mit Beifallsrufen aufgenommen; ungefähr wie ein beliebter Redner schon mit lautem Jubel begrüßt wird, wenn „der Präsident der Versammlung" seinen Namen aufruft, oder wie eine gefeierte Tänzerin, wenn man ihr bauschiges Kleid hinter den Coulissen hervorschimmern sieht. Obgleich die Poesie im Versmaße mehr und mehr von der Romanliteratur in den Hintergrund gedrängt wurde, so machte doch Braun's Dichtertalent eine glänzende Ausnahme von der Regel. Seine Gedichte und Almanache wurden in immer neuen Auflagen verkauft und gewisse Romanfabrikenfirmen mußten ihre „Zahlungen einstellen," wegen Concurrenz mit diesem „Reimschmidt," auf den die Baronin Knorring dermalen so erbittert war.

Wodurch — so entsteht hier die natürliche Frage — durch welche ungewöhnliche Verdienste, durch welche neue Eigen=

---

*) Geb. 1813, gest. 1860.

schaften ist es Braun's Muse denn gelungen, den Vortritt vor so vielen Anderen zu gewinnen, eine so seltene weitverbreitete Bekanntschaft und nun nach zehn Jahren den schon errungenen Erfolg auf's Neue zu befestigen? War er ein Poet, blendend wie der Sänger „Frithiof's," ergreifend wie der Dichter des „Wiking?" War er mächtiger als alle seine Brüder in Apoll? War er ein Talent, das unerreichbar dastand? Unparteiisch geantwortet: nein! Wir haben heutigen Tages einen Reichthum an Talenten und was die Gewandtheit im Versbau betrifft, so kann ich leicht Mehre nennen, die neben, ja sogar über Braun stehen; Dasselbe gilt von dem poetischen Aufschwunge, den wir z. B. viel bedeutender in „Talis Qualis"*) finden, diesem Sänger von so tiefer Geistesfülle, der so kühn in die Saiten griff; bei Ridderstad mit der unversiegbaren, feuersprühenden Phantasie; bei Sätherberg**) mit dem warmen Herzen für die Natur und mit seiner Liebe zu den „Blumen am Wege;" ja, oftmals sogar bei Nybom, dem großen Feuerwerker; und dennoch — wurde Braun mit immer neuem Interesse in jedem kleinen Winkel von Swealand gelesen, während Nybom nur in Upsala und Talis Qualis nur in Lund studirt wurden.

Um dies Geheimniß aufzuklären, ist es durchaus nothwendig, einen Blick auf die Verhältnisse zu werfen, unter welchen Braun den schwedischen Parnaß erklomm. Die Besten der „Nachklangspoeten" waren bereits verstummt, oder sangen doch

*) Carl Wilh. August Strandberg, geb. in Södermanland 1818, ist nicht allein durch seine eigenen Gedichte, sondern auch als vorzüglicher Uebersetzer des Byron bekannt.

**) Herrman Sätherberg, geb. 1812, Dr. med., gab seine Gedichte unter dem Titel: „Blumen am Wege" heraus. Dieselben sind nicht ohne Werth und enthalten treffliche Naturschilderungen.

den letzten Vers. Tegnér hatte uns längst sein bestes poetisches Erbtheil gegeben; Franzén begann kindisch zu werden und von etwaigen neu erstandenen bedeutenden Talenten hörte man Nichts. Runeberg*) hatte seinen „Fähnrich Stål" noch nicht gefunden; er hatte uns einige liebliche Idyllen, nach dem Serbischen geschenkt, einige lebhafte Epigramme, in denen die Poesie gleich einem mandelduftenden Kern in der runden Nuß liegt; aber er hatte uns außerdem auch verschiedene epische Sachen von „Aura's Strand" herüber geschickt, in denen wir Manches bewunderten, aber worin auch Manches lag, dem wir keinen Geschmack abgewinnen konnten, nicht blos der Verse halber, sondern auch wegen jener langen Episoden im ultra-Vossischen Geschmack:

> „Aber da stand mir zur Seite ein Mann und fegte
> die Straße,
> Schob mit dem Besen zusammen und dann in Haufen
> den Schmuz"

Affar Lindeblad**), ein Mann von unbestrittenem poetischen Talente, that, was er konnte, um uns einen neuen Tegnér zu geben; er ahmte demselben bisweilen so vollkommen nach, daß dem großen Esaias fast unheimlich zu Muthe wurde; aber das Publicum blieb dem Originale treu und verschmähte den unermüdlichen Jünger. Es war im Ganzen eine arme, dürftige Zeit, und außerdem für unsere Dichterwelt eine Zeit der Verblendung und der Irrthümer. Das elegische Gewinsel

---

*) Jacob Ludwig Runeberg, Sohn eines Schiffscapitains, geb zu Jacobstad (Finnland) 1804, wurde Rector zu Borgå. Zu seinen Schriften, die theilweise in's Deutsche übertragen sind, gehören: Nadeschda, die Elennjäger und vor Allem: Fähnrich Stål's Erzählungen aus dem letzten finnischen Kriege.

**) Geb. 1810, gest. 1848, gehörte dem geistlichen Stande an.

aus den Tagen des Phosphorismus und die Stagnelius'schen Wermuth-Grimassen, welche — Dank sei es dem frischen Sinne Tegnér's — eine Zeitlang in Mißcredit gekommen waren, legten es jetzt darauf an, möglichenfalls wieder zu Gunst und Gnaden aufgenommen zu werden. Deshalb begann man, erst, und zwar aus allen Himmelsstrichen ein leises, unterdrücktes Dichterseufzen nebst sanften Mollaccorden zu hören; darauf, als man merkte, daß hie und dort eine empfindsame Seele die Ohren spitzte, erscholl ein lautes und immer lauteres Dichterweinen; endlich wurde ein vollständiges Dichtergeheul daraus von den schrillenden Tönen sämmtlicher Saiten der wehmüthigen Zither begleitet. Hätte Dies noch lange gedauert, so wäre unvermeidlich ganz Europa auf uns aufmerksam geworden und würde gefragt haben: ob vielleicht die schwedische Dichtkunst in einem Schlagbaume festgefahren sei.

Wer unter diesen neuen weinenden Sängern vielleicht am Lautesten weinte, aber zugleich auch mit der größten Eleganz, Das war Böttiger*), ein Sänger, welcher schon damals ein bedeutendes Talent verrieth und gerade deshalb um so gefährlicher für die poetische Welt wurde, weil er fähig war, für längere Dauer Ton und Richtung anzugeben. Ein junger, feiner Weltmann, trat Böttiger in seinen Gedichten als lebensmüder Eremit am Rande des Grabes auf; der Kirchhof war seine Welt und eine Menge bleicher, elegischer Damen begleiteten ihn auf seinen Spaziergängen beim Mondenscheine zwischen den Gräbern. Sein Talent für diese jammervolle Gattung, der sich noch eine prächtige Frömmigkeit beigesellte — ich möchte hier einen französischen Goldschmidt-Ausdruck leihen und sie als

*) Geb. 1807; Professor der neueren Sprachen an der Universität Upsala.

„bijouterie de religion“ bezeichnen — sein Talent für das Wehmüthige war so groß, daß er binnen Kurzem einen Ruf erwarb, eine Art Meisterschaft und eine eigene Schule bildete. Er erhielt Schüler und Nachäffer, welche, wie es in ähnlichen Fällen zu gehen pflegt, die Melancholie noch viel melancholischer behandelten und nicht allein Alles, was bis dahin in der Gottleider=Poesie geleistet war, sondern auch die leberkranke, zerrissene Manier, die aus einer schlechten Nachahmung Byron's hervorgegangen war, übertrafen. (Hierher gehört z. B. auch Ingelman, obschon Dieser bei Weitem aufrichtiger in seiner Ueberschwänglichkeit und im Ganzen wirklich dichterisch war.) Nun ist Dies alles Gott Lob vergessen, sogar die Dichter selbst, die man doch wenigstens dem Namen nach kennen müßte. Böttiger selbst hat in seiner späteren Entwickelung Viel von der natürlichen Laune eines wohl organisirten Menschen wiedergewonnen und wird deshalb mit Recht zu unseren besten Lyrikern gezählt; ich spreche hier nur von jener Zeit, wo Fahlcrantz seine berühmte Parodie über Böttiger's „O, denk' daran ꝛc. ꝛc.“ schrieb.

Da, mitten in diesem Heulen und Zähnklappern, welche Dahlgren's bacchantische Mandoline, die schon alt und verstimmt zu werden anfing, nur noch sehr unvollständig beschwören konnte — Wadman's scherzhafte Gedichte kann ich hier kaum in Rechnung bringen, da diese sich eigentlich nur dazu eigneten als „Manuscript für Freunde“ von Hand zu Hand zu gehen und deshalb keinen Einfluß auf die Literatur gewinnen konnten — da erschien urplötzlich, wie eine improvisirte Zwischenfigur im Trauerspiele: ein junger Lieutenant!

Der Lieutenant hieß: Wilhelm v. Braun.

Er war so eben aus der Cadettenschule entlassen und sollte nun in's Leben treten um — Recruten zu exerciren. Man erzählt, daß er, als er zum ersten Male seine Lieutenants=

uniform anlegte, das Wehrgehäng verkehrt umlegte, so daß der Degen an der rechten Seite saß. Das war ein Zeichen, daß er besser die Feder, als den Schläger führen würde. Er griff darauf wirklich zur Feder und diesmal fiel sein Debut glücklicher aus.

Es hatte sich damals auf der Cadettenschule zu Carlberg*), wo Braun seinen Cursus durchgemacht hatte, eine kleine Dichtergruppe gebildet; Ritterstad, Albano-Adlersparre und Andere gehörten derselben an. Diese jungen Kriegsknappen schrieben in ihren Mußestunden Verse, Verse, nach ihrer Art: ein Wenig kriegerisch, aber vor Allem jovial. Schon damals hatte Braun sich unter seinen Cameraden einen gewissen Ruf erworben und als er, nachdem er die Akademie verlassen hatte, eines Tages auf den Gedanken fiel, seine Schwingen auf weiterem Felde zu versuchen, da kam ihm Dies ohne Widerrede sehr zu Statten; er hatte nämlich sofort ein kleines natürliches Publicum, ein Publicum von Jugendfreunden, die es sich angelegen sein ließen, seinen Erfolg zu bearbeiten. Aufrichtig gesagt, glaube ich nicht, daß Braun dieser Hülfe bedurfte; seine Sangesgabe war der Art, daß sie zu einer Zeit, wie die damalige, unter Verhältnissen, wie die oben angedeuteten, Aufsehen und Beifall erregen mußte: es lag Etwas in seinen Liedern, welches ihren Erfolg garantirte.

Dies Etwas war der Frohsinn.

Ein frisch gebackener Lieutenant gehört selten zu dem schwermüthigen Geschlechte; und Wilhelm von Braun war von der Natur mit einer ursprünglich vortrefflichen Laune begabt.

*) Ein ehemaliges königliches Lustschloß, ganz in der Nähe Stockholm's, welches jetzt zur Cadettenschule benutzt wird.

Statt an dem sumpfigen Ufer der gelehrten Fyrisau,*) jahrelang die mephitische Luft einer krankhaften Bildung zu trinken, hatte er sich im Kreise lebensfroher Jünglinge entwickelt und war somit der Ansteckung der herrschenden Hypochondrie entgangen; deshalb brach er bei seinem Eintritte in die literarische Welt mit der ganzen Naivität und Unerschrockenheit eines jungen Kriegers in ein so lautes, herzliches Lachen aus, daß Hunderte von Tiefseufzenden außer sich geriethen und sich mit fragenden Blicken anstarrten, als wollten sie sagen: „Was, in aller Welt . . . . Geht Dies an?"

Aber diese falsche Stellung dauerte nicht lange. Wohl schien es dem Publicum Anfangs recht unartig: in der Gesellschaft so geistreicher und besonders so feierlich gestimmter Seufzender, so frei und ungenirt zu lachen; aber es sah bald ein, daß es „angeht" einer Abwechslung von den ewigen Trauergesängen wenigstens entgegen zu lächeln. Es ist nun einmal so hier in der Welt: so lange die Menschen von dem Unglücke nicht gar zu tief zu Boden gedrückt sind, lieben sie vor Allem die Freude, und wo diese, wie hier der Fall war, außer dem ihr innewohnenden Liebreiz, auch noch den Reiz der Neuheit trägt, da muß man sie doppelt so lieb haben. – Die Böttigerianer waren gestürzt — und Braun war zum Lieblinge der Menge erkoren.

Das ist die Geschichte von Braun's erstem literarischen Auftreten und die Erklärung von seinem ungewöhnlichen Erfolge. Ob er nun der außergewöhnliche oder der mittelmäßige Dichter, ob er so groß oder so groß war, Das ist eine Sache, worüber die Meinungen getheilt sein können; genug! er war

*) So heißt nämlich der kleine Fluß, an welchem die Universitäts-Stadt Upsala gelegen ist.

der fröhliche Dichter, Das ist gewiß; und Das ist es auch, was seiner Muse den keineswegs geringen Platz verschafft hat, den sie in unserer Literatur inne gehabt hat und auch behalten wird.

Die Kritik hat von Seiten einer gewissen Partei — den letzten Nachzüglern der „seufzenden Brüder" — keine Mühe gespart, um Braun's Autorschaft „in totum und tantum" als einen schlechten Versuch in noch schlechterer Gattung darzustellen. Braun hat als Schriftsteller ohne Zweifel seine Fehler; und wir können gern sagen: seine großen Fehler! Seine Komik artet oft in plumpen Scherz aus, seine Anschauungsweise ist reichlich prosaisch, er streut anstößige Reden um sich her, die nicht immer durch innewohnenden Witz zu entschuldigen sind; mit anderen Worten: er liebt es, seinen Leserinnen das Blut in die Wangen zu treiben, wohingegen sogar Bellman, der oft ebenso derbe Sachen sagt, es dennoch meistentheils in einer Weise thut, daß auch die Tugend darüber lächeln kann, ohne ihr Antlitz zu verhüllen. Alles Dies muß man tadeln an Braun und dabei doch viel, ich glaube sogar überwiegend viel Gutes in ihm erkennen. Neben allen diesen Unarten, die von seiner ungezügelten Laune herrühren, neben seinem literarischen Leichtsinne und seiner burschicosen Derbheit wird man in seinen Schriften überall auffallende Beispiele von einer ganz verschiedenen, ganz entgegengesetzten Manier finden; man wird dort die frische Lebenslust antreffen, welche der Liebe und dem Saft der Traube huldigt — weil Beide Gaben des lieben Gottes sind, man trifft dort ferner den leichtfüßigen Scherz, welcher der mürrischen Klugheit wie ein junger Wildfang in die Arme fliegt und wider ihren Willen mit ihr herum tanzt; ferner die feine Satyre, die uns im Vorbeigehen mit den Dornen — eines Rosenstraußes kitzelt; man findet dort feine Züge eines männlichen Ernstes, einer zärtlichen Poesie des Herzens und

einer fast rührenden Empfindsamkeit. Dies Alles konnte nur von einer Critik übersehen und unterstützt werden, die im Voraus für den Mann eingenommen war. Eines steht jedoch fest, welches man Braun hoch anrechnen muß: er hat unserer Belletristik Luft gegeben, als sie nahe daran war, in der schwindelerregenden Sentimentalität und in den ungesunden Dünsten künstlicher Stubengelehrtheit zu ersticken; er hat unermüdlich daran gearbeitet, die verstoßene Freude wieder in ihre angeborenen Rechte einzusetzen, als wahre Schwester des rechten Ernstes, und als eine bessere Macht, als die des Grames; er hat endlich nach Kräften gestrebt, die Richtigkeit der alten provençalischen Benennung der Poesie: „la gaya sciencia,“ zu bethätigen.

Uebrigens war Braun, trotz seiner natürlichen Anlage zum Frohsinn, keineswegs immer Der, welcher er zu sein schien. Ich habe bereits erwähnt, daß in seinen Gedichten oftmals der Ernst plötzlich neben der verlassenen Munterkeit auftauchte; noch öfter kam Dies in seinem wirklichen Leben vor, wo der Ernst alsdann nicht selten als Tiefsinn und Lebensüberdruß auftrat. Seine fröhlichsten Lieder schrieb er gewöhnlich, wenn er krank war, wie überhaupt sein Humor am Herrlichsten sprudelte, wenn er sich körperlich oder geistig leidend und elend fühlte; einer solchen Zeit verdanken wir unter andern sein vortreffliches „Conterfei.“ In der Gesellschaft lieber, vertrauter Freunde konnte er offen, heiter, voll Scherz und ausgelassener Schelmenstreiche sein; sonst im Umgange mit anderen jungen Männern war er zur großen Verwunderung und Enttäuschung Vieler oft so verschlossen und wortkarg, daß man ihn hätte langweilig nennen mögen; am Liebenswürdigsten war er im Kreise junger gebildeter Damen, wenn er es über sich vermochte, in einem solchen zu erscheinen; da hatte er seine glücklichsten Augenblicke voller Witz (ohne Cynismus), voll blitzen=

der Laune, doch immer innerhalb der Grenze einer tactvollen, salonmäßigen Unterhaltung, einer liebenswerthen Freiheit und Vertraulichkeit, verbunden mit ritterlicher Aufmerksamkeit. Am Abend, unter anderen jungen Leuten konnte man selbst zu einer Zeit, wo Braun in seiner ersten Jugendblüthe stand, oftmals die Aeußerung hören: „Großer Gott, was hat denn unser Freund? Da sitzt er und grübelt!" — Unter den hübschen Mädchen der eleganten Welt hieß es nie anders als: „Du lieber Gott, wie ausgelassen ist doch der Braun!" Aber diese Ausgelassenheit war so unschuldig, daß selbst eine ängstliche, wachsame Mutter „en permettait l'entretien à sa fille," während es nicht leicht einer vernünftigen Mutter einfallen konnte, ihrer Tochter die Lectüre der Braun'schen Ausgelassenheit zu gestatten, ohne zum Wenigsten eine sehr sorgfältige Auswahl zu treffen.

In seinen letzten Lebensjahren war Braun in der That ziemlich blasirt, übersättigt und gleichgültig; selbst in seinen Liedern spricht sich Dies unverkennbar aus. Das war auch die „Unzugänglichkeit im geselligen Leben," welche so Manchen unangenehm berührte, der sich ihn als einen Mann vorgestellt hatte, der für eine Bowle Punsch immer bereit sei, der Gesellschaft einen lustigen Abend zum Besten zu geben; aber die Sonnenflecke in dieser „frohen Seele" hatten einen tieferen Grund. Der Verlust eines Jugendfreundes, an dem er mit ganzer Seele hing — und einen so treufesten Freund wie Wilhelm v. Braun, hat die Erde selten getragen — schlug seinem Lebensglücke die erste Wunde; eine zweite noch tiefere, die er vergeblich zu verbergen suchte, gab ihm der Tod jenes edlen, schönen Mädchens, an welches er, weniger durch seine Hoffnung, als durch die stille Huldigung seines Herzens, schon seit seinen ersten Jünglingsjahren gefesselt war. Als Ebba v. B. binnen wenigen Tagen in der herrlichsten Jugendblüthe

verschied, schrieb Braun, der gerade selbst krank, aber mit der Durchsicht einer Sammlung seiner lustigsten Gedichte beschäftigt war, folgende Zeilen an einen vertrauten Freund: „Sie starb den 8ten Juli . . . . Du weißt, daß mein Herz von Natur warm und treu ist und kannst deshalb die Tiefe meines gerechten Schmerzes ermessen. Gott im Himmel! Ein solches Ende sollte also meine Jugendliebe nehmen, das reinste, edelste Gefühl, das mich je belebt hat! In Jugend, Gesundheit, Kraft und Schönheit strahlend, wurde sie mir binnen vier Tagen entrissen! Die Schläge des Schicksals sind sehr grausam, besonders, wenn sie so unerwartet treffen. Du kannst Dir kaum vorstellen, wie schrecklich die vierzehn Tage gewesen sind, die ich nun seit jener Unglücksnachricht zugebracht habe. Mein Herz ist todt, leer wie ein Grab . . . . Sie liebte mich trotz aller meiner Fehler so warm und innig, obschon sie so gut wie ich einsah, daß eine bittere Nothwendigkeit unsere Verbindung verhinderte. Ach, gerade dieser Gedanke an die Unmöglichkeit, den Gegenstand meiner ersten und einzigen Liebe jemals zu besitzen, war es, der mich in den Wirbel der Vergnügungen hineinriß, um zu vergessen! Vergebens! In der Tiefe des Herzens wohnte ihr Bild und die Strafe für den unwürdigen Versuch: die Unvergeßliche zu vergessen, war — eine zerrüttete Gesundheit. Ich . . . . . lebe, und sie, das unschuldige, engelreine Wesen, liegt in der kalten Erde! . . . . Am ersten Mai sah ich sie zum letzten Male; sie weinte, als wir Abschied nahmen; weinte über mich und nun . . . . weine ich über sie. O, wie arm bin ich geworden! Sie todt — der Jugendfreund todt — nun habe ich Keinen mehr zu verlieren; aber wahrlich! es scheint als wäre ich verdammt, Alles zu verlieren, woran mein Herz am Wärmsten hängt.“ — In einem vertraulichen Briefe vom vergangenen Jahre datirt, kehrt Braun's Gedanke noch einmal zu der beweinten Freundin zurück und sein Schmerz ist jetzt,

nachdem sechszehn Jahre darüber verflossen sind, noch ebenso tief, als hätte der Verlust ihn erst gestern getroffen.

Für die Politik hatte er im Ganzen wenig Sinn; doch war er aus Instinct Liberaler und Demokrat. Er mischte sich nicht in Kleinigkeiten, aber in wichtigeren Lebensfragen, wo sein Gefühl ihm sagte, welche Seite die rechte sei, sparte er weder seine Muse, noch seine Person. Hinsichtlich der socialen Mängel, von den höchsten Stufen der Gesellschaft bis tiefer herab, besonders was Heuchelei, Scheinheiligkeit, Unverträglichkeit und Vergötterung des Altherkömmlichen betraf, da war er immer der Mann der festen Ueberzeugung, der in seiner Opposition in Poesie und Prosa viel schonungsloser zu Werke ging, als die meisten seiner Genossen. So lange er noch im Dienste stand, zog seine Stellung als Offizier ihm, in Folge der bei uns obwaltenden Verhältnisse viele Unannehmlichkeiten zu, welches seinen Sinn noch mehr erbitterte und ihn unter Anderm zu jenen „Tendenznovellen" veranlaßte, in denen die Offensive einen rein persönlichen Character annahm. In seiner Natur, die ursprünglich die Gutmüthigkeit selbst war, lag Nichts von dieser Bitterkeit gegen die Person. So rücksichtslos er gegen die schlechte Sache auftrat, ließ er doch den Träger derselben am Liebsten so lange im Hintergrunde stehen, bis ihn Dieser direct zum Angriff aufforderte; er selbst war selten der Herausfordernde; er zog sich so lange wie möglich zurück und zeichnete sich überhaupt durch eine Mäßigung aus, welche oft im Gefolge menschenfreundlicher Gesinnung angetroffen wird. Zur Zeit, als Brahe's Macht ihren höchsten Gipfel erreicht hatte und eine Opposition gegen den „Excellentissimus" gebildet wurde, welche im Grunde befugt sein mochte, aber in den Händen einiger persönlicher Feinde Brahe's geradezu fanatisch auftrat, zu der Zeit geschah es, daß Braun, der Dichter so mancher anzüglicher Lieder — bei Sr. Excell.

Brahe zur Tafel geladen wurde. Die Sache verhielt sich einfach so: Sr. Excellenz Graf Brahe*) sollte am nächstfolgenden Tage Vaters Stelle bei einem jungen Offiziere vertreten und denselben vor den Traualtar geleiten und da erforderte die übliche Sitte, daß er am Tage vor der Hochzeit den Bräutigam nebst seinen männlichen Anverwandten und nächsten Freunden bei sich zu Tisch lade. Zu den Freunden dieses Officiers gehörte nun zufälligerweise auch Braun. Die Einladung weckte kein geringes Aufsehen in dem Kreise, in welchem Braun täglich umzugehen pflegte; einige Brauseköpfe wollten ihn sogar überreden, die Gelegenheit zu einer Demonstration zu benutzen und auszubleiben. Braun erschien natürlicherweise in der Gesellschaft, machte der Anrichtung des hohen Wirthes Ehre, leerte bei der Gesundheit für Sr. Excellentissimus das Glas bis auf den Boden und war von Anfang bis zu Ende die Liebenswürdigkeit selbst. Als aber die Unterhaltung am Lebhaftesten war, als die Champagnerflaschen die Aufmerksamkeit der Gäste in Anspruch nahmen, da benutzte Braun den Augenblick, um — ein kleines Waizenbrödchen in seine Tasche gleiten zu lassen. Mit diesem bewaffnet, eilte er von der Mittagsgesellschaft direct zu einem damals als „Rabulist" verketzerten Freunde, stürzte lärmend in's Zimmer, hin zu dem Manne, öffnete ihm gewaltsam den Mund und — steckte ihm das Brod zwischen die Zähne, dem Erschrockenen mit komischem Ernste zurufend: „Beiß! Käue! Schluck' nieder! . . . . . So, Gottlob! Nun hast Du auch von Brahe's Brod gegessen!"

---

*) Der Reichsmarschall und Graf Brahe war ein großer Günstling Carl's XIV. Johan, und diesem Könige in so treuer Liebe zugethan, daß er gleich nach dem Tode desselben vor Gram erkrankte und bald darauf starb.

So pflegte er die Sache zu nehmen und Das war unstreitig viel richtiger, als in die Luft zu „demonstriren.“ —

Als Braun in späteren Jahren bisweilen an die Möglichkeit eines darbenden Alters dachte, fiel er auf den Gedanken — sich um eine Anstellung als Postmeister zu bewerben! Soviel ich weiß, machte er nie Ernst daraus und Das war im Grunde ebenso gut; wer weiß, ob er jemals „in Nummer“ getreten wäre. Seine Muse ernährte ihn, wunderbar genug, bis an sein Ende; seine Bedürfnisse waren freilich nicht groß und sein einziger Luxus beschränkte sich auf eine stets gefüllte — Schnupftabaksdose. So sehr ich mit Wilhelm v. Braun befreundet war, mit diesem herrlichsten Menschen unter der Sonne, dessen Frohsinn man ebenso sehr lieben, als man seine Sangesgabe schätzen mußte, so darf ich doch der Wahrheit zu Liebe nicht verhehlen, daß er — reichlich stark schnupfte. Vor vielen Jahren brachten wir einmal einen Abend mit einander bei Emilie Högqvist zu; Braun war bei entzückender Laune, aber es entging den Augen der schönen Wirthin nicht, daß der muntere Dichter, während er seine blitzenden Einfälle und Witze um sich her streute, ebenso viel Tabak auf ihre schönen französischen Fußdecken jäete. Sie bemerkte ferner, daß die Schnupftabaksdose deutliche Spuren trug, mehr als ein Mal das Uebungslager mit dem Westgothischen und Dal-Regimente durchgemacht zu haben und die Folge dieser kleinen Beobachtungen war, daß sie, als Braun ihr bald darauf ein zierlich gebundenes Exemplar seiner Gedichte überreichte, ihm, dem Verfasser, am folgenden Tage ein eben so schelmisches als prächtiges Geschenk zustellen ließ, bestehend in einer echten Tuladose, einem Dutzend Cardusen des feinsten französischen Schnupftabaks und einem Dutzend der echtesten ostindischen Taschentücher, die die Seidenwaaren-Handlungen der Hauptstadt zu liefern vermochten. Braun war über dies Geschenk, welches

seinem Geschmacke so ausnehmend entsprach, nicht allein entzückt, er wurde dadurch gerührt, der brave Junge! und ich glaube sogar, daß er ein Gedicht darüber schrieb. Er war durch derartige Ueberraschungen nicht verwöhnt, und was die Welt ihm gab, ist überhaupt leicht gezählt. Liebreiche Götter hatten ihm die klangreiche Leier verliehen und einige Freunde gaben ihm einen Lorbeerkranz mit auf die letzte Reise; zwischen der Wiege und dem Grabe war es „ein Mädchen am Theater,“ welches zufälligerweise eines Tages auf den gutherzigen Einfall gerieth: dem Sänger von ihrem augenblicklichen Ueberflusse ein Geschenk zu machen, o! ein wahrhaft königliches Geschenk: eine — Schnupftabaksdose und einige Cardusen französischen Rapé! Und damit war der Sänger von seinen Zeitgenossen abgefertigt. Das Publicum klatschte bei seinen Liedern vor Vergnügen in die Hände; man forderte da capo, man rief: „Bravo, bravissimo, Figaro!“ aber der eigentliche Crême der Nation, die Standespersonen der Tugend und guten Sitte zuckten die Achsel über ihn und die ehrenhafte Großmuth (Gott segne sie!) bot ihm dann und wann — ein Glas Punsch! Später errichtet man ihm ein Denkmal — und das gewissenhafte Vaterland hat seine Schuld für „erhaltene Valuta“ entrichtet.

Die Tagespresse.

Man hat Olof Dalin*) den Vater der schwedischen Zeitungsliteratur genannt und es wäre Unrecht, ihn dieser Ehre zu berauben. Sein „Schwedischer Argus," welcher gegen das Jahr 1730 gegründet wurde, war eine ziemlich witzige und unterhaltende Nachahmung der englischen Zeitschrift: „Spectator" und geißelte die Mängel und Unsitte seiner Zeit mit beißender Satyre. Es ist jedoch wohl zu beachten, daß genannter „Argus" sich nur allgemeine Bemerkungen erlaubte, und man irrt sich gewaltig, wenn man in diesem Blatte auch nur einen Schatten von jener genauen Prüfung der einzelnen Verhältnisse oder von jener directen Polemik zu finden glaubt, die unsere heutigen Zeitungen hauptsächlich characterisirt. Dalin's Argus machte zu seiner Zeit ein ungeheures Glück. Die Reichsstände beantragten eine Belohnung für den jungen Literaten und der königliche Hof ließ es sich angelegen sein, die Interessen des jungen Mannes, mittelst allerlei Gunst- und Ehrenbezeugungen an die eigenen zu fesseln. Olof Dalin

*) Geb. 1708, der Sohn eines Predigers in Halland.

wurde demzufolge wirklich Herr von Dalin, königl. Bibliothekar, Ritter, Reichshistoriograph,*) und Hofkanzler, schrieb außerdem einen sehr mittelmäßigen Vers und starb als großer Poet.

Unter mehren anderen Zeitungen und Zeitschriften florirte zur Zeit Gustav's III. besonders die „Stockholmspost;" von Kellgren**) und dem Manne der geistreichen Frau Lenngren 1778 gegründet und redigirt. Im Vergleich zu Dalin's „Schwedischem Argus," war das genannte Blatt ein sehr practisches und positives. Außer der leichten Lectüre, bestehend in Fabeln, Idyllen, Episteln an Doris und Galathée, Anecdoten und Charaden, brachte es auch ernste Abhandlungen, Recensionen über Theater und Literatur und die neuesten Ereignisse in der Politik des Auslandes. In den letzgenannten Berichten trat man mit ziemlicher Kühnheit auf; es schien, als wolle man darin einen Ersatz suchen für die Zurückhaltung und Vorsicht, die man hinsichtlich der vaterländischen Politik zu beobachten gezwungen war, und man äußerte sich mit einer Schärfe und Bitterkeit, welche deutlich zeigte, daß die langsamen Vorbereitungen der französischen Revolution, sich selbst in unserem entfernt gelegenen Norden fühlbar machten. Ich will nur ein Beispiel anführen; die erste Strophe eines Gedichtes, welches die „Stockholmspost" ungefähr um das Jahr 1780

*) Dalin wurde nebst Klingenstjerna zum Lehrer des Kronprinzen (später Gustav III.) ernannt und starb, als Reichshistoriograph zu Drottingholm (einem königl. Lustschlosse in der Nähe von Stockholm) seinem Lieblingsaufenthalte, 1763.

**) Kellgren, ein Zeitgenosse und Bewunderer Leopold's und somit einer Periode angehörend, die außerhalb der Grenze vorliegender literatur-historischer Skizzen liegt, war ein berühmter Schriftsteller und von großem Einflusse auf die Literatur der damaligen Zeit.

an den Kaiser von Oesterreich richtete, als Dieser die Herrschsucht und den Fanatismus der ungarischen Prälaten zu zügeln verstanden hatte:

„Dich Joseph muß ich doppelt preisen,
Dem Jeder seine Liebe bringt,
Du weißt die Welt zu unterweisen,
Wie man des Satans Anhang zwingt.
Das war ein wahres Meisterstück!
Denn will ein Priester Deiner Staaten
In Staatskunst, oder Krieg mit rathen,
Lohnt der Canaille gleich der Strick."

Wenn man heutigen Tages dergleichen Dinge gegen das Interesse unseres Erzbischofes und seines Gleichen schriebe, so würde man ohne Gnade für einen Jacobiner erklärt werden und für unwürdig, auf Gottes schöner Erde zu wandeln; und doch wurde Dies vor 80 Jahren, in einem Blatte ausgesprochen, dessen Herausgeber ein höchst feiner, allgemein gefeierter Mann war, der für ein Orakel und Vorbild der guten Sitte, der ausgesuchten Artigkeit und des feinen Geschmackes galt!

„Dagligt Allehanda," älter als die „Stockholmspost," war eigentlich nur Intelligenzblatt, obgleich es auch eine politische Richtung zu vertreten beanspruchte. Es genügte den beschränkten Anforderungen der Zeit und hielt sich neben Kellgren's Organ aufrecht, welches jedoch eine überwiegende Macht behauptete.

In den letzten Jahren des achtzehnten und zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts, tauchten zahlreiche andere Zeitungen auf, welche sich aber sämmtlich eines nur kurzen Daseins erfreuten. Ich habe in den vorstehenden Blättern Herrn Wallmark's „Journal für Literatur und Theater" ge-

nannt und des Kampfes erwähnt, den dasselbe mit der „neuen Schule“ zu bestehen hatte. Die Phosphoristen redeten in dieser ganzen Fehde viel von „Freiheit“ und „Vaterland;“ sie reizten sich gegenseitig zu einer förmlichen Berserkerwuth und warfen dann und wann einen grimmigen Blick zu den „Nachbarn im Osten“ hinüber. Es sah gefährlich aus — und half im Grunde zu Nichts. Während die guten Leute ein lautes „Wehe“ riefen über einen Jeglichen, der es wagen würde, dem Norden „dem alten Wittwensitze der Freiheit“ zu drohen, so ließen sie daheim die königliche Majestät schalten und walten, wie es ihr beliebte. Und so lebte man Jahr aus, Jahr ein, in einem Stande der Unschuld, las seine alte „Stockholmspost,“ sein „Journal“ und „Allehanda,“ — ein glückliches Volk ohne Zeitungs-Opposition, voll Ehrfurcht vor der Obrigkeit und voll Lobes über die idyllische Ruhe eines ungestörten Friedens.

Im Jahre 1820 stiftete Johanson seinen Argus, so wenig à la Dalin wie nur möglich, indem er sich geradezu in die Ereignisse und wichtigsten Fragen der vaterländischen Tagesgeschichte stürzte. Die liberale, schwedische Presse muß anerkennen, daß er in den ersten Jahren seiner Wirksamkeit viel Gutes gestiftet hat, indem er das Eis brach und den Grund zu einer selbstständigen politischen Zeitungsliteratur legte. Eine interessante Zeitung, nach unseren heutigen Begriffen, war es nicht; im Gegentheil, bisweilen herzlich langweilig und es war kein Wunder, daß das Publicum ihrer satt und müde wurde. Johanson war ein brillanter Kopf, mit vieler und tiefer Einsicht, aber es gebrach ihm durchaus an der Gabe, eine Sache auf unterhaltende und volksthümliche Weise darzustellen. Ueberdies wurde er seines Blattes ebenso schnell überdrüssig wie seiner Leser und nach fünf bis sechs Jahren ließ er deutlich merken, daß es ihm an Energie und

Consequenz mangele. Die Zeitung, welche in den ersten Jahren eine ungeheure Verbreitung gehabt hatte, sank jetzt zu einer Null herab, und es war Zeit, sie durch ein anderes frisches, kerniges Organ zu ersetzen.

„Der Mitbürger," herausgegeben von dem Obristlieutenant Gustav Hierta (einem reichbegabten, geistreichen Manne, einer warmen, jugendlichen Natur, aber vielleicht zu sehr Gefühlsmensch, um als politischer Character bedeutend zu werden) machte einen Versuch, den „Argus" zu ersetzen, mußte aber nach kurzem Dasein, eingehen; theils wegen Verfolgungen und Unannehmlichkeiten von Seiten höheren Ortes, theils weil der Augenblick noch nicht erschienen und der Erdboden noch nicht hinreichend vorbereitet war, um die Saat der Freiheit, welche diese Zeitung auszustreuen bemüht war, in sich aufzunehmen. Die „Stockholmspost" — es sind wahrscheinlich nur wenige unserer Zeitgenossen, die sich derselben erinnern: ein kleines Quartblatt, auf grobem, ziemlich schlechten Papiere mit abgenutzten Lettern, und füglich wenig zierlichem Aeußern — die „Stockholmspost" war seit 1820 von Capitain Lindeberg*) übernommen worden, einem Krieger, welcher nun bei Friedenszeiten, das Schwert in die Rumpelkammer gehängt, zur Feder gegriffen und die Uniform mit dem Studirzimmer-Schlafrock vertauscht hatte; „cedant arma togae." Lindeberg hatte sich schon früh als Schöngeist versucht und galt in den Augen der „alten Schule" für einen hoffnungsvollen jungen Mann mit glücklichen Anlagen für den Alexandriner und mit einer schönen Zukunft auf dem Gebiete des Lehrgedichtes und

---

*) Capitain Anders Lindeberg, geb. 1789, gest. 1849, wurde in Folge eines Preßvergehens der Majestätsbeleidigung angeklagt, zum Tode verurtheilt, aber nach erlittener Festungsstrafe begnadigt.

und — der „Lobrede zur Gedächtnißfeier berühmter Männer.“ Er hatte ferner ein großes Trauerspiel: „Blanca,“ geschrieben, welches sich um zehn Jahre früher, einer schmeichelhaften Aufnahme erfreut haben würde, aber nun, leider Gottes in eine Periode fiel, wo der althergebrachte Geschmack gegen eine mächtige Reaction anzukämpfen hatte, und die ehemaligen, heiligen Vorbilder als Perrückenstöcke betrachtet und behandelt wurden. Das Trauerspiel „Blanca“ hatte sich also schon überlebt, als es das Licht der Welt erblickte, und die Lindeberg'sche Muse, der ich meinestheils keineswegs alles Verdienst absprechen will, gerieth unter eine so unglückselige Dachtraufe von Spott und Schmach, daß sie sich nie wieder davon erholen konnte.

Herr Lindeberg schrieb unterdessen ruhig seine „Stockholmspost,“ bestand muthig manchen Strauß und wurde noch von Manchem mit Vergnügen gelesen; er hatte sich nachträglich zu einem geschätzten Prosaiker herangebildet, sein Styl war stets rein und glatt, wie ein Kopf mit sauber gescheiteltem Haar; in diesem Kopfe waren sogar oftmals recht gesunde, gute Gedanken, geschmackvolle — wenn auch nicht eben tiefe — Betrachtungen und wohlbeleuchtete — wenn auch nicht immer neue — Ansichten. Es fanden sich noch immer einige hundert Leser im Lande, denen die „Stockholmspost“ für ein Orakel vergangener Zeit galt, welche sich fortdauernd damit begnügten in einer Zeitung nur gewöhnliche Betrachtungen über gewöhnliche Gegenstände zu finden; philosophische Grübeleien über eine Nußschale, Staatsneuigkeiten in der Form eines mehr oder minder gewürzten Dialogs — auf der ersten Seite eine Ode und auf der letzten eine Charade. — Die innere Politik wurde vom „Argus“ besorgt; die auswärtige aber außerdem auch von der „Stockholmspost“ und zwar mit einer naiven Objectivität, der man es deutlich ansah, daß sie sich zwei bis tausend Meilen von dem Schauplatze der Ereignisse entfernt

befinde. Lindeberg's Critik hielt sich besonders an Theater und Kunst; er folgte mit der neuen Literatur, ermunterte das keimende Talent in wohlwollenden Recensionen und redete mit Ruhe und Vernunft in das lärmende Kampfgewühl.

Da trat ein Ereigniß ein, welches die Zeit plötzlich um ein halbes Jahrhundert vorwärts riß und selbst unserer Zeitungsliteratur ein anders Aussehen gab; ein europäisches Ereigniß: die französische Julirevolution! Ein Heerschrei, ein Trompetenstoß, der durch ganz Europa widerhallte, und in allen Himmelsstrichen erhob sich das Volk. Selbst in Schweden machte sich der Einfluß dieser durchgreifenden Bewegung geltend. Man folgte den Ereignissen und der Entwicklung des polnischen Freiheitskrieges nicht nur mit Interesse, sondern mit förmlicher Begeisterung. Jeder neue Erfolg der Polen war ein Freudenfest in Stockholm und mit jeder eintreffenden Post hoffte man die Dazwischenkunft der Franzosen und die gänzliche Niederlage der Russen in den polnischen Morästen zu vernehmen.

Gerade in diesem Zeitpuncte stiftete Lars Johan Hierta*) sein „Aftonblad" (Abendblatt). Ein günstigerer Augenblick und günstigere Verhältnisse für die Gründung einer demokratischen, freisinnigen Zeitung, lassen sich kaum denken. Die bestehenden Tagesblätter hatten größtentheils ihre Rolle ausgespielt. Die „Stockholmspost," war freilich immer noch

---

*) Lars Hierta geb. 1801, königl. Beamter, gründete im Jahre 1830 eine Ständezeitung und am Schlusse desselben Jahres das Aftonblad. Er nahm hierauf seine Entassung aus dem Staatsdienste, wurde Buchdrucker, Verleger, Fabrikbesitzer 2c. Vor mehren Jahren schon hat er das Aftonblad an eine Actiengesellschaft verkauft, in welcher er jedoch selbst betheiligt ist. Vorsteher der Zeitung ist jetzt ein anderer Actien-Inhaber Magister Sohlman.

achtungswerth, aber alt und schwach; „Dagligt Allehanda', erfreute sich scheinbar einer noch guten Gesundheit aber seine Bewegungen waren kraftlos und schwerfällig und seine Haltung weder entschieden noch imponirend. „Argus" sang den letzten Vers und nahm das Aussehen eines Jammerbildes an, welches dem ersten radicalen Oppositionsblatte in die Klauen fallen würde.

Die Tagesgeschichte bot einen großartigen vortrefflichen Stoff zu einem interessanten, unterhaltenden Blatte, und die unruhige allgemeine Stimmung bedurfte eines Organs. Das „Aftonblad" wurde mit lautem Beifall aufgenommen und seine Leser mehrten sich mit jedem Monate auf erstaunliche Weise. Es sprach ein frischer, jugendlicher, kühner Geist aus diesem Blatte, welcher das Interesse fesseln und die Sinne einnehmen mußte. Das Caleidoscop (eine stehende Rubrik in den Spalten dieses Blattes) richtete seine kleinen Einfälle und anzüglichen Wortspiele bald gegen diese, bald gegen jene feindlich gegenüber stehende Partei und wurde zur Lieblingslectüre seiner gesammten Leser, die sich nicht ruhig mehr zu Bette legen konnten, ohne gesehen zu haben, was das Abendblatt Neues in seinem „Caleidoscop" gebracht habe; die kleinen Wortspiele und scherzhaften Einfälle gingen von Mund zu Mund und wurden fast sprichwörtlich. Verschiedene absichtlich hingeworfene Artikel gegen Rußland und gegen die Gewaltherrschaft im Allgemeinen, waren die schwere Artillerie, welche den Sieg der Caleidoscop-Tirailleure vollendeten, und als Warschau fiel — hatte das „Aftonblad" sich so in seiner Macht befestigt, daß es nicht nur unerschüttert stehen blieb — sondern täglich an Ansehen und Größe zunahm.

Hierta hat ein beispielloses Glück gehabt, Das ist nicht zu bestreiten, aber er war nebenbei ein ungewöhnliches Talent, und

ein Mann, dem ein Blatt in der vaterländischen Geschichte gesichert ist.

Obschon nicht ohne Mitarbeiter, hat er doch vor Allem, als Stifter, Anordner und Lenker des Ganzen, diese Zeitung binnen kurzer Zeit zu einer Bedeutung gebracht, durch welche sie einen ziemlich directen Einfluß auf die vaterländischen Verhältnisse übt, und gleichzeitig die Tagespresse zu einer Macht im Staate erhoben, die sich jetzt in den größten wie in den kleinsten Dingen geltend macht. Hierta's größtes Verdienst lag ohne Zweifel in dem feinen Instincte, womit er zu errathen wußte, was für den Augenblick oder für einen gewissen Zweck am Dienlichsten sei; nicht weniger Anerkennung verdient seine Wachsamkeit, seine unermüdliche Ausdauer und Thätigkeit. Sein Styl, seine Klugheit, sein Vorrath an Sachkenntnissen aller Art, würden ihn immer zu einem geschätzten Mitarbeiter der Presse gemacht haben, doch war sein eigentlicher Platz, der eines Oberhauptes, einer lenkenden — und überzeugenden Macht. Es ist ferner wohl zu beachten, daß dieser Mann, ungeachtet der großartigen Beschäftigung, die ihm durch die Redaction eines so bedeutenden Blattes auferlegt wurde, und welche wohl ausreichte die Tageszeit eines gewöhnlichen Menschen vollkommen auszufüllen — dennoch Zeit zur Beseitigung einer Menge andrer Obliegenheiten fand als Buchdrucker, Verleger, Fabrikbesitzer, Schiffsrheder, Kaufmann, als Verwalter verschiedener Communeangelegenheiten, Abgeordneter am Reichstage u. s. w. Sollte man denken können, daß ein so vielfach beanspruchter Mann dennoch Zeit fand in den Zwischenstunden mit seiner liebenswürdigen Familie zu scherzen, seine Blumen zu pflegen, und auf seinem Lustkutter an den Ufern des Mälar umherzustreifen? Ich muß freilich hinzufügen, daß Alles mit einer gewissen Fahrt ging. Hierta gehörte zu jenen Naturen, die immer „volle Dampfkraft" aufsetzen und deren erste Für-

sorge ist: daß es, die zweite: wie es geht. Da geschieht es denn freilich bisweilen, daß man auf einer Spazierfahrt, bei zu kurzem Umwenden, mit den Pferden in die Schaufenster eines Kaufladens hineingeräth, oder daß man beim Segeln auf einer Landspitze hängen bleibt, aber .... was thut Das, wenn man sich nur aus der Schlinge zu ziehen weiß — und diese Kunst hat Hierta stets so aus dem Grunde verstanden, daß man seine Freude daran haben konnte.

Auf dieselbe fast abenteuerliche Art schrieb er seine Zeitungsartikel, bei denen er hundertmal unterbrochen wurde, um mit hundert verschiedenen Personen über hundert verschiedene Dinge zu reden. Wir wollen annehmen, daß er mit einem Aufsatze über eine vorzunehmende Reform in der Volksvertretung beschäftigt ist. Er netzt die Feder und schreibt:

„Es dürfte überflüssig sein, durch ausführlichere Beweisführung darzuthun, wie viel Irrationelles in der jetzigen Standeseintheilung liegt —"

Hier wird er durch einen Maurer unterbrochen, der an der Thür steht und sich durch Husten bemerklich zu machen sucht. „Aha! ... Das ist recht; unten in der Druckerei muß eine neue Thür aufgebrochen werden — ich komme gleich nach und will Euch zeigen, wie ich es haben will!" Nun:

„— dieser Standeseintheilung, durch welche die eine Classe der Staatsbürger der anderen in offener Zwietracht gegenübersteht, welche, — welche —" Abermalige Unterbrechung: „Ihr wollt über die Rosenstöcke Bescheid haben, nicht wahr? Wartet einen Augenblick ...... ja, es ist wohl ebenso gut, daß Ihr sie so bald wie möglich holt! Da ist Geld!"

„— welche Interesse gegen Interesse stellt, kleinlichen Neid gegen" — — Was ist da? Was

wollen Sie? Ah, . . . die Novelle! Ich habe leider noch keine Zeit gehabt, sie durchzusehen, ich bin wirklich etwas mit Arbeit überhäuft gewesen, wenn Ihr Weg Sie wieder hier vorbei führt . . . vielleicht diesen Nachmittag; . . . d. h. wenn es Ihnen paßt? . . . . . .

„— Neid gegen Neid. Es erfordert in Wahrheit die verstockte Abgunst unserer sämmtlichen Prälaten gegen Alles, was Reform heißt, und Herr Hartmannsdorff's — — „Herein! . . . . Mit wem habe ich die Ehre zu sprechen? Ah Vous êtes . . . . . oh c'est Monsieur Bosco? . . . . Veuillez bien . . . . Si, Monsieur! Je vous connais fort bien de réputation.“

Und nun erfolgte vielleicht eine lange Unterredung, bei welcher Herr Bosco schwerlich versäumte der Redaction allerlei artige Taschenspielerkünste vorzuzeigen; und der Artikel? — Ich weiß wahrlich nicht, ob er gerade für den nächsten Tag beendet wurde — aber ich bin dennoch geneigt, es zu glauben.

Es kommt im Ganzen nicht so sehr darauf an: wie und wann Herr Hierta seine Leitartikel schrieb und wie er polemisirte; die Hauptsache war, daß er sein Blatt vorwärts und alle anderen zurück schrieb. Erst stürzte Wallmark's „Journal;“ darauf die „Stockholmspost.“ Lindeberg versuchte Anfangs als alter tapferer Infanterieoffizier Schritt zu halten, aber er hielt es nur drei Jahre aus; da hielt er es für klüger einen ehrenvollen Rückzug anzutreten und auf eine passende Gelegenheit zu warten, um selbst unter die sogenannten „Sieben Weisen“ des „Aftonblad's“ aufgenommen zu werden; was ihm auch später gelang.

Lindeberg, (später durch eine unbegreifliche Regierungsmaßregel zum politischen Märtyrer gestempelt und in Folge dessen in ganz Europa bekannt, bald als Hauptmann von Lin-

denberg, bald als Signore Lindeburgo oder, als Mr. Lindembourg) hatte schon vor seinem Eintritte in die Redaction des „Aftonblad's," hinreichend bewiesen, daß auch er der Ansicht sei: die Zeit, wo die Presse sich in Betreff der Regierungsmaßregeln nur bescheidene Anerkennungen erlaubte, sei jetzt vorüber und man müsse denselben dreist zu Leibe gehen. Bevor er die „Stockholmspost" einzog, hatte er schon ein Jahr vorher seine erste rein politische Schrift herausgegeben; (Schweden 1809 und 1832); er stellte sich in offenbare Opposition zu dem bestehenden Regierungssysteme und gab im Jahre 1833 sein zweites politisches Pamphlet „das künftige Schweden," heraus. Dies waren gleichsam die Vorläufer zu seinem dritten Werke: „Revolution und Republik" (1838) und zu seiner merkwürdigen kritisch-historisch-politischen Philippica „Beitrag zur Schwedischen Geschichte nach 1810;" (1839). Was nun Lindeberg's politische Wirksamkeit im Allgemeinen betrifft, sowohl in seinen eigenen Schriften, als in seiner Eigenschaft als Mitarbeiter in der Redaction des „Aftonblad's" so wollen wir dieselbe aufrichtig zu beurtheilen suchen. Ich gebe von vornherein zu, daß Liberalismus und Opposition zwei durchaus verschiedene Begriffe sind, und daß es sich somit keineswegs von selbst versteht, daß Derjenige, welcher gegen das Nicht-Liberale, gegen die engherzige Eigenmacht zu Felde zieht, auch immer selbst ein Typus wahrhafter, großer Freisinnigkeit sei. Ich habe Titanen gekannt, welche den Olymp mit solchem Kraftaufwande stürmten, daß es in allen vier Ecken des Himmels knackte, ohne daß sie in ihren Adern so viel wirklichen Liberalismus besessen hätten, als sich auf den Nagel des kleinen Fingers tröpfeln läßt; aber wir brauchen nicht in solche Uebertreibung zu gerathen; es giebt zwischen denjenigen Leuten, welche aus dem Liberalismus ein zufälliges Handwerk gemacht haben, und Denen, welche mit

der Freiheitsidee so zu sagen verwachsen sind, eine Menge Abstufungen, eine ganze Classe von Menschen, welche treu und ehrlich für die Sache streben und arbeiten, aber deren Richtung weniger durch die organische Nothwendigkeit einer tiefen Ueberzeugung motivirt ist, als durch den Einfluß der Umstände und durch die Macht der Verhältnisse. Zu dieser Classe gehörte vielleicht auch Lindeberg.

Ich habe hiermit nicht das Verdienst eines alten Freundes schmälern, sondern nur den wahren Verlauf seiner Entwickelung darstellen wollen. Anders Lindeberg war in einer Zeit aufgewachsen, wo die Tagespresse, in ihrer gegenwärtigen Bedeutung in Schweden noch eine ganz unbekannte Sache war; wo die politische Discussion bei uns noch in den Windeln lag, wo die Freiheitsideen noch nicht die Rolle der Tagesfrage spielten und der Freiheitstrieb in der Praxis sich nur ausnahmsweise fühlbar machte. Eine Bildungsschule für den Journalisten hatten wir nicht, und selbst wenn eine solche dagewesen wäre, ist es kaum anzunehmen, daß Lindeberg, der sich eigentlich der militairischen Laufbahn gewidmet hatte, dieselbe benutzt haben würde. Es ist deshalb sehr wohl möglich, daß es die obwaltenden Umstände waren, welche Lindeberg erst zum Literaten, dann zum Zeitungsschreiber, zum Mann der Opposition und endlich zum Liberalen machten. (Der Hauptbeweggrund mag sein alter Zwist mit einer hohen Obrigkeit in Betreff des Monopols für das königliche Theater gewesen sein; ein Zwist, welcher den Grund zu dem bekannten peinlichen Proceß von 1834, legte.) Wenn wir einerseits zugeben, daß Lindeberg, als Liberaler, eigentlich mehr Anlage zum Liberalismus hatte, als die feste Ueberzeugung von seiner Unfehlbarkeit, so müssen wir andrerseits auch eingestehen, daß er der Freiheit, nachdem er sich einmal ihrem Dienste geweiht hatte, mit unerschütterlicher Festigkeit anhing, daß er selbst dann, als

so viele Andere ihre Fahne verließen, derselben treu blieb, einerlei aus welchen Gründen er ihr zugeschworen hatte.

Ich halte Dies für ehrenhafte Treue. Andere werden vielleicht nur einen Beweis von Eigensinn d.rin erblicken wollen. Und diese Zähigkeit war in der That 'n hervorragender Characterzug Lindeberg's. Er zeigte Dies u.' Deutlichsten in dem oben erwähnten Processe, einer Criminalsache, die in Parenthese gesagt, heute, d. h. nach fünfundzwanzig Jahren, unmöglich wäre, und in welcher Lindeberg die hohe Obrigkeit durch seine unerschütterliche Festigkeit so in Verlegenheit brachte, daß Lagerbjelke's schlauer Einfall: die allgemeine, allumfassende „politische Amnestie," für — 3 Personen, sie mit genauer Noth daraus befreite. Man kann sich völlig überzeugt halten, daß Lindeberg, als er am 10. September 1834 aus seinem Gefängnisse jenes berühmte Schreiben an die Oberstatthalterschaft sandte, in welchem er jede Milderung der ihm zuerkannten Todesstrafe verschmähte, und äußerte: „es handele sich nur noch darum: wann ich sterben soll;" daß Dies, sage ich, so sehr seine Ueberzeugung war, daß es ihm fast wünschenswerth erschien: es möge zum Aeußersten kommen, weil er den festen Glauben hatte, der schwedischen Redefreiheit dadurch einen unschätzbaren Vortheil zu erringen. (Derselben Ansicht war auch der originelle Buchdrucker Gautrek, wie er es mit beispielloser Aufrichtigkeit aussprach, als er in Lindeberg's Gefängniß stürzend, ausrief: „Das ist recht, Capitain! Keine Gnade! Nein, lassen Sie sie ihren Kopf nehmen! Das thut so gut, so gut!")

Es ist nicht in Abrede zu stellen, daß der Mann, welcher sein Leben für eine Sache einsetzt — und wäre es auch nur eine fixe Idee, eine überspannte Laune — doch einen Beweis von Character und persönlichem Muthe ablegt; wohl kann man sein Leben für bessere Dinge opfern, aber wie und wo Dies

auch geschieht, ist es doch ein Zeichen von einer anderen innewohnenden Ueberzeugung, als die halsstarrige Laune eines unverbesserlichen Kindes zu sein pflegt.

Ich wiederhole es, man fand in Anders Lindeberg politisches Ehrgefühl, Muth und Zähigkeit, aber seine liberale Ueberzeugung bewegte sich, wie schon gesagt, auf sehr beschränktem Gebiete. Wo er persönlich aufgefordert wurde, sich eine eigene Ansicht von dieser oder jener Sache zu schaffen und Zeit erhielt, sich wirklich in die Sache hinein zu denken, da faßte er eine klare Anschauung und beharrte in derselben; außerhalb dieser Sphäre aber, in den hunderterlei Fällen und Tagesfragen, welche die Presse als zu bearbeitenden Stoff aufzusuchen begann, da fühlte er sich in Folge seiner mangelhaften politischen Bildung oft sehr fremd und unsicher, da gerieth er oft in die wunderbarsten Irrthümer und Abwege. Wenn nicht ein Anderer den Plan zu seinen Arbeiten entworfen hatte, oder wenn er die Anweisung unrichtig auffaßte, da geschah es bisweilen, daß er einen Artikel schrieb — welcher hinsichtlich des Styls immer vorzüglich, meisterhaft war, aber daneben den kleinen Fehler haben konnte, daß er dem Inhalte nach gerade das Entgegengesetzte von Dem ausdrückte, was er ausdrücken sollte. Einem derartigen Artikel geschah es, daß der Herausgeber des „Aftonblad's," welcher seine Spalten für die nächste Nummer berechnet hatte, und den betreffenden Artikel um so weniger entbehren konnte, da er den Anfang zu einer Serie polemischer Abhandlungen in einer brennenden Tagesfrage bilden sollte — denselben in die Druckerei sandte, nachdem er mit eigener genialer Feder eine Einleitung zu demselben geschrieben hatte, die ungefähr folgendermaßen lautete: „Aufgeschoben ist nicht aufgehoben; „die Schwedische Minerva" ist in einem colossalen Irrthume befangen, wenn sie glaubt, daß wir uns von dem Kampfplatze

zurückgezogen haben, weil uns in der vergangenen Woche Zeit und Gelegenheit zu der gründlicheren Behandlung einer so wichtigen Frage mangelten; sie triumphirt zu früh, und mit ihr alle Diejenigen, welche in den Chor gegen uns eingestimmt haben. Wir beabsichtigen im Gegentheil dieser Sache eine ganz besondere Aufmerksamkeit zu widmen. Um nun aber unseren Lesern eine klare Uebersicht der eigentlichen Sachlage zu geben, um sie auf einen soliden Standpunct zu führen, von wo aus sie das Ganze zu beurtheilen vermögen, wollen wir heute die Argumente unserer Gegner in der Kürze zusammenfassen und eine kleine Darstellung ihres sophistischen Gedankenganges geben. Hier eine Probe ihrer Schlußfolge: (Darauf folgte denn — Lindeberg's Artikel, der von diesem Standpuncte betrachtet, unübertrefflich war.) Lindeberg war begreiflicherweise mit einem derartigen „astonbladsfürstlichen" Manoeuvre keineswegs zufrieden; er knurrte hinter den Coulissen, schüttelte sein weißes Haupt, wenn der Fürst nicht persönlich zugegen war und fand sich endlich in die Sache. Er legte übrigens großen Werth auf Hierta; er bewunderte seine außerordentliche Befähigung, als Vorsteher eines so großen Organs, aber er konnte nimmer verschweigen, daß Hierta eine sehr üble Gewohnheit habe, nämlich die „in den Manuscripten so verdammt zu klecksen und zu streichen." Auch ließ derselbe „Fürst" sich oftmals die Nachlässigkeit zu Schulden kommen, die Artikel dieses oder jenen Mitarbeiters gänzlich verschwinden zu lassen.

Wenn Dies mit einer Arbeit Lindeberg's geschah, da war nicht mit dem Capitaine zu scherzen. Ich werde nie die Scene vergessen, welche Lindeberg eines Tages in dem Cabinette des „Chefs" anrichtete (Hierta war ausgegangen) um zwischen den tausend Papieren, welche über das ganze Zimmer ausgestreut waren, einen Artikel zu finden, den er schon vor einer Woche

eingeliefert hatte und der gleichwohl noch immer nicht „erschie-nen" war. Nachdem er Alles durchgestöbert hatte, ging ihm ein Licht auf. „Ah!" — stammelte er, und in solchen Augenblicken war er prächtig und unbeschreiblich liebenswerth, — „O! . . . Er wird doch nimmermehr in den Aftonblads-korb gekommen sein!!" Unter Hierta's Schreibepult pflegte eine große Urne von Korbmacherarbeit zu stehen, in welche er den Abfall von seiner täglichen Redacteursbeschäftigung warf: zahllose Briefe, Berichte, Anmerkungen und überflüssige Papiere aller Art. Mit der Wuth eines Tigers, mit der Gewaltsamkeit einer Naturumwälzung stürzte sich Lindeberg darüber her. Beide Arme in den Korb gebohrt, begann er darin zu stöbern und zu wühlen, ergriff bald Dies, bald Jenes, pustete, suchte, pustete abermals, schwitzte, murmelte vor sich hin — endlich! Was ist das?

Er hascht nach einem bläulichen Papierbogen; ein Blick auf denselben genügt: „Ja, Gott sei es geklagt, er ist es!"

Lindeberg steckte das Papier in die Brusttasche. Es war ein geliebtes, ein wiedergefundenes Kind, welches er an das Herz drückte! Darauf verschwand er und ließ sich in ganzen vierzehn Tagen nicht blicken.

Als Hierta fand, daß der Zorn des Capitains lange genug gedauert hatte, schrieb er ihm folgendes kleine Billet:

„Mein lieber Bruder! Erzeige uns den Gefallen, heut' Abend in's Theater zu gehen und gieb uns dann einige artige Zeilen über Frau Enbom's Leistungen in der „Zauberflöte." Ich hörte sie vorgestern und muß gestehen, daß sie ausgezeichnet sang; besonders in solchen Nummern, die eine gewisse Fülle und so zu sagen eine — männliche Kraft erfordern und worin Jenny Lind nicht 2c. 2c."

Eine Lobeserhebung für Frau Enbom verlangen und Jenny Lind eine Linie unterhalb derselben stellen — Das hieß

Lindeberg in die beste Laune, in die höchste Begeisterung versetzen. Am folgenden Morgen erschien er selbst mit seinem kleinen Berichte über die gestrige Vorstellung in der Redaction, der Aftonbladskorb erhielt einen grimmigen Seitenblick — aber weiter wurde der Sache mit keinem Worte erwähnt.

Es lag etwas Ritterliches in der Art, in welcher Lindeberg Frau Enbom's Künstlertalent vergötterte, wenn es sich auch oftmals auf eine mehr komische, als romantische Weise äußerte. Obgleich jede intime Beziehung zwischen ihm und dieser Sängerin längst aufgehört hatte — sie war nämlich seine von ihm geschiedene Frau — so hörte er doch niemals auf, sie als ein dramatisches und musikalisches Wunder anzustaunen, und bei dem ersten Tone, der sich ihrer Brust entrang, loderte seine Jugendflamme auf's Neue empor. Frau Enbom war in der That ein lyrisches Talent, oder richtiger: sie war es gewesen. Sie füllte jede Rolle aus, die man ihr zutheilte, wenn auch ohne Anmuth; und sie führte sie auch weniger durch, als sie sich durchschlug. Ihr Auftreten erinnerte an einen Paukenschläger und wenn sie ihre Bravourscenen durchmachte, fürchtete man stets, daß sie vor lauter Tüchtigkeit einen Trommelstock verlieren möchte. Lindeberg aber sah hierin nur Leidenschaftlichkeit, pathetische, wahrhaft dramatische Erhabenheit; in ihren männlichen, bisweilen sogar kreischenden Vortrag verliebt, hörte er nicht, daß die Töne bisweilen falsch waren und wie ein Schlitten, der bei eingetretenem Thauwetter über das Straßenpflaster schleift, klangen, daß ihre Stimme, die sich ehemals durch Stärke und Umfang ausgezeichnet haben mochte, jetzt alle Elasticität verloren hatte und dieselbe durch gewaltsame Anstrengung zu ersetzen suchte. Er lebte und starb in dem Glauben, daß „Enbom" die größte Sängerin, nicht allein im Norden, sondern in ganz Europa sei; und wer eine andere über sie zu stellen wagte, erhielt nur ein mitleidiges, wehmüthi-

ges Lächeln zur Antwort; freilich konnte man ihn, wenn man es gerade darauf anlegte, auch in Harnisch bringen und dann ging es dicht an einem „Duell mit der scharfen Klinge“ vorüber.

Jenny Lind war plötzlich am Himmel der Kunst empor gestiegen. Sie hatte ihr glänzendes Debut im „Freischützen“ gemacht und alle Welt nahm instinctmäßig Partei für sie. Man fühlte gleichsam, daß man eine europäische Größe vor sich habe; die Critik sprach Dies offen aus und der Beifallssturm im Theater, jeden Abend, wo Jenny Lind sang, bewies, daß das Publicum derselben Ansicht sei. Es hätte Dessen nicht bedurft, um Lindeberg's Seele mit tiefer Verachtung für „dies Kind“ zu füllen. Er griff Scherzes halber nach der Enbom'schen Elle, um die kleine Jenny zu messen; — ach, du lieber Gott, welch' ein Unterschied! . . . . . Er selbst wollte sie jedoch der Ordnung wegen, in ihrer großen Scene in Weber's Meisterstücke hören; o, Ihr Götter! Laßt uns an Frau Enbom in dieser Scene denken! Wie ganz anders, wie „wahr und seelenvoll,“ wenn sie die Draperie zerreißt, um einem herausfordernden Blick in die klare, sternenhelle Nacht hinauszuwerfen; wie großartig giebt sie die spasmodischen Noten des wunderbaren Recitativs wieder, ihr Entzücken in dem begeisternden Schluß-Allegro ausschreiend! — Jenny Lind? Ha! Wie klein, wie matt, wie erbärmlich! Capitain Lindeberg konnte nicht oft genug wiederholen: wie armselig er Jenny Lind's Spiel und Gesang gerade in dem Freischützen gefunden habe.

Daß das Publicum sie mit Beifall überschüttete und Frau Enbom in den Schatten stellte — darüber setzte er sich hinweg; denn um Musik und Theater richtig zu beurtheilen, mußte man eine Stufe höher stehen als das Publicum; auch, daß „Dagligt Allehanda“ dem „dicknasigen Kinde“ Weihrauch streute, ertrug er mit philosophischer Ruhe, denn „die ganze

Welt wußte," daß Herr Dalman mit seinem berühmten Quartett" und dem empfindsamen A. F. Lindblad*), oftmals „sehr mäßige Kunstrichter seien;" daß aber das „Aftonblad", ein Oppositionsblatt ex professo, in dem er, Lindeberg, selbst mitarbeitete, dieser Lindomanie nicht besser zu steuern wußte, sondern daß es sich im Gegentheil, — „auch Du, mein Sohn Brutus!" — immer mehr und mehr in die Wirbel der großen Begeisterungspolka hineinreißen ließ, Das war mehr, als der Capitain mit Ruhe zu ertragen vermochte, und als er gar erfuhr, daß der Cassirer des Aftonblad's ein Billet zu Jenny Lind's Benefiz mit klingenden Doppellouisd'ors bezahlt hatte, da trug er kein Bedenken mehr, öffentlich Scandal zu rufen.

Es geschah niemals, daß der Theaterreferent einige Zeilen zum Lobe Jenny Lind's niedergeschrieben hatte, ohne daß Lindeberg sich am folgenden Tage in dem Bureau einstellte, um eine ästhetische Vorlesung über den „echt dramatischen Gesang" zu halten und eine Parallele zum Vortheile Frau Enbom's zu ziehen. Er wurde alsdann immer wärmer, er stotterte immer mehr — mit einem Worte: er war bewundernswerth. Wer nicht wußte, daß dies lebhafte und ausschließliche Interesse seiner geschiedenen Frau galt, der konnte nicht anders denken, als daß es sich um eine Geliebte handle, von welcher unser noch immer jugendlicher Ritter hoffte, daß sie ihm ihre seidene Schärpe von dem Balcon herabwerfen werde.

Es lag, wie schon gesagt, etwas Rührendes in dieser Anhänglichkeit und es war ein edler Zug von dem Oberhaupte der Redaction, daß er auch dem Idol des Capitains dann und wann ein Körnlein Weihrauch streute; ja die gesammten Mitarbeiter fanden sich veranlaßt, Lindeberg darin beizupflichten,

---

*) Ein bekannter schwedischer Tonsetzer.

daß Jenny „große garstige Füße“ habe und sich geschmacklos kleide. Das war freilich nicht Viel, aber doch immer Etwas.

Außer dieser Leidenschaft für die ehemalige Stimme der ehemaligen Frau Lindeberg hatte Lindeberg bekanntlich noch eine andere, nicht weniger jugendliche, unwiderstehliche, vulcanische, für ein ätherisches Wesen, eine luftige Idee, strahlend in allen Farben des Regenbogens, eine ganze Symphonie der klarsten Töne in der herrlichen Manier der Zauberflöte, der Harmonica und der türkischen Musik: — ein eigenes Theater! Um dieser heiteren Luftspiegelung willen war er in den Proceß gerathen und hatte seinen Kopf auf's Spiel gesetzt; für sie lebte er; für sie kämpfte er seit mehr denn zehn Jahren, mit Händen und Füßen; ihretwegen war er zerstreut, wenn er für die Zeitung schreiben sollte, und sie war es, die ihm in der Nacht den Schlaf von den Lidern scheuchte. Ueber sie sprach er früh und spät, für sie wanderte er gern meilenweit, um ihr einen Anhänger zu werben; er ging endlich ganz und gar in ihr auf, wie der Musiker in seinem Violoncell „aufgeht“, der Mathematiker in seiner Differentialrechnung, wie der selige Graf Bark in seinem Runkelrübenzucker und der selige Juringius in seinen Treträderböten. Man kann jeder anderen Sache dieselbe seelenvolle Begeisterung weihen; sei es nun einer unterseeischen Eisenbahn zwischen England und Frankreich, der Negeremancipation, einer Parlamentsreform oder einer neuen Lederlackirung: der Gegenstand der Begeisterung bestimmt nicht ihren Werth und deshalb bin ich auch weit davon entfernt, den Werth derselben bei Lindeberg zu unterschätzen. „Noch ein zweites Theater in Stockholm,“ um „die dramatische Kunst zu retten“ und „Schweden eine eigene dramatische Literatur zu schaffen“ — Das war nun einmal Lindeberg's Lebensaufgabe; es war nicht die am Wenigsten ehrenvolle für einen Privat-

mann und er löste sie „per varios casus,“ wenigstens so gut er es vermochte.

Daß er sein Unternehmen nicht nach Wunsch ausführen konnte, daß er im Gegentheile dabei zu Grunde ging, Das beweist keineswegs, daß die Idee von vornherein unrichtig gewesen sei. Ich behaupte das Gegentheil und der Erfolg hat es ja außerdem später erwiesen, daß ein solches Unternehmen vom materiellen Standpuncte angesehen, sehr gut gelingen konnte. Man sah voraus, daß Lindeberg der Märtyrer seiner Sache werden würde; und als er es wirklich geworden war, haben die Wenigsten ihn bemitleidet. Mir hat er von Herzen leid gethan, gleichwie man einen feurigen, begabten, kühnen Violinvirtuosen beklagt, wenn er im Concerte systematisch mit der linken Hand fehlgreift, weil er — o weh! den kleinen Fehler hat: von der Natur mit zu kurzen Fingern begabt zu sein. —

Lindeberg hatte den Fehler, daß er weniger Betriebsgenie besaß, als er glaubte, daß er ein weniger guter Critiker war, als er es zu sein beanspruchte, und ein ziemlich schlechter Rechner im größeren Maßstabe; „das kleine Theater“ — an und für sich, war, nochmals gesagt, eine gesunde, gute Speculation, und hätte er etwas mehr Sachkenntniß gehabt, etwas weniger sanguinische Hoffnungen und vor Allem 500,000 Thaler überflüssige Baarschaft in seiner Geldkiste, so . . . . . Lindeberg hatte indessen zum Wenigsten einen glücklichen Tag in seinem Leben gesehen; und wie Mancher scheidet von hinnen ohne desselben theilhaftig geworden zu sein! Das war jener Tag, an welchem er endlich den vaterländischen Musen (patriis musis) seinen neuen Tempel öffnete. Er hatte in dem letztvergangenen Jahre keine Stunde, in den letzten Wochen keine Secunde für sich zur Erholung gehabt. Er hatte genug zu thun gehabt, um die Costüme zu mustern: Shirtingmäntel, Papierrüstungen, Blechhelme und hölzerne Degen; seine Kö-

nigssäle zu ordnen, seine Wälder und See und Berge; Probe zu halten mit dem Orchester, mit dem Chor, dem Ballete (auch ein Ballet!) mit den dramatischen und lyrischen Künstlern, dieser wunderlichen „italienischen Armee,“ die er — ein zweiter Napoleon — aus allen Himmelsgegenden zusammengetrommelt hatte: aus Norder- und Südermalm,*) aus Småland, Halland, Herjedalen und Roslagen; aus Schuhmacherwerkstätten, Barbierstuben, Kramläden und Dachstübchen! Endlich war Alles bereit und die riesige Idee — so riesengroß, daß man kaum begreift, wie sie in dem kleinen gelben hölzernen Hause auf Ladugårdslandet, so lange Platz gefunden hatte — war nun fertig, um in vollem Glanze in der kleinen Trädgårdsgata (Gärtnerstraße) an das Licht zu treten! Die Thüren sind weit geöffnet, die Lampen angezündet, das Orchester an seinem Platze . . . . . Die Logen sind gefüllt, die Ouverture ist gespielt, der Vorhang geht auf. —

In diesem Augenblicke hätte Lindeberg seine „sociale Stellung“ nicht für das ganze Aftonblad-Institut in der Neuenstraße (Nygata) verkauft; nicht für die ganze Neuestraße; was sage ich? Nicht für ganz Stockholm, Schweden, nicht für ganz Europa!

Man hätte weinen mögen, als man diesen Kunstmacher auf der Spitze einer Ball-Pyramide ruhig seinen schäumenden Becher voll glücklicher Zuversicht leeren sah, während die untersten Kugeln schon zu gleiten und wegzurollen begannen — aber wer hätte ihn jählings aus seinem Himmel stürzen wollen! — Wir riefen deshalb stürmischen Beifall, der Musik dem Drama von Vater Ling (dem Stücke des Tages) den Künst-

*) Verschiedene Stadtheile von Stockholm.

lern beiderlei Geschlechtes, der ersten Liebhaberin (Ah!), dem ersten Helden (O!), den Decorationen, dem Vorhange und dem Kronleuchter im Saale. Und nach beendeter Vorstellung nahmen wir voll Sympathie Theil an dem munteren, hoffnungsvollen Einweihungs-Festessen. Frau Enbom war anwesend; desgleichen alle Vertreter der Literatur und Presse; verschiedene Standespersonen, Geldaristokraten u. s. w. Alles war nach freigebigem Zuschnitte angerichtet und äußerst gemüthlich.

Denn Capitain Lindeberg war ein unvergleichlicher Wirth. Das war seine dritte Passion. Er war kein Gourmand, wie verschiedene andere verehrliche Zeitgenossen „in der Presse," aber er war ein ausgezeichneter Amphitryon und hatte ein entschiedenes Talent, kleine Zweckessen anzustiften; nicht um der Speisen willen — die ihm nur als Mittel galten — sondern der Geselligkeit wegen, die ihm eigentlicher Zweck war. So lange er noch von seinem, durch Fleiß und Sparsamkeit gesammelten Vermögen lebte, ich meine in der Zeit „ante Romam conditam," pflegte er häufig einige Freunde beiderlei Geschlechtes an seinem Tische zu sehen. In der Zwischenzeit ließ er nicht gern eine passende Gelegenheit zu einem kleinen Feste „auf Subscription," einem kleinen „political dinner" vorüber gehen. Er war es, welcher die Idee faßte, der die Nothwendigkeit derselben bewies, der sich an die Spitze stellte, das Local bestellte, die Subscribenten sammelte, Speisezettel und Wein bestimmte, der den Wirth spielte und in wohlgesetzten Worten den Toast für den Helden oder für die Bedeutung des Tages ausbrachte. Die Veranlassung zu diesen Festmahlzeiten war oftmals höchst komisch, oft ziemlich weit hergesucht, aber die Meinung war gut und Lindeberg wußte die Sache zur allgemeinen Zufriedenheit auszuführen. Der reiche Hagestolz und Reichscourmacher Cronius (man hatte vorgeschlagen, ihn unter

dem Namen Ljuscrona*) in den Adelstand zu erheben) war ebenfalls ein berühmter Gastgeber zu damaliger Zeit; doch waren seine Schmausereien viel anspruchsvoller angerichtet und bei Weitem nicht so munter, als es mit Lindeberg's bescheidenen, äußerst gemüthlichen Mahlzeiten der Fall war. Ich brauche nicht hinzuzufügen, daß auch die Politik aus diesen geschlossenen Kreisen nicht gänzlich verbannt war. Im Gegentheil! Es wurde zwischen dem Liqueur**) und dem Nachtische manches Beefsteak mit hochgestellten „Hindernissen" vertilgt, mancher Schinken „höheren Ortes" in's Salz gelegt; doch war Dies alles Nebensache und ich habe nie gehört, daß irgend welche Verschwörungen daselbst angezettelt worden sind. Dahingegen würzte Gustav Hierta das Mahl mit seinen geistreichen Scherzen und J. P. Theorell***) pflegte seine unvergleichlichen Anecdoten mit einem Talente für den höheren Plauderstyl zu erzählen, welches leider mit ihm aussterben wird!

Das war der Capitain Lindeberg. — Wir haben aber, außer ihm noch eine zweite, nicht weniger originelle Persönlichkeit, welche zu der hier beschriebenen Zeit, in nicht geringem Ansehen stand, oder doch mit nicht geringeren Ansprüchen auftrat. Das war der Argus-Johanson. „Der Argus" war die dritte Zeitung, die von dem Aftonblade aus dem Felde geschlagen wurde; er schleppte sich mühselig vorwärts bis zum Jahre 1835 — aber da war es aus mit ihm; er hatte den

---

*) Kronleuchter.

**) In Schweden herrscht bekanntlich die Sitte, daß man vor der eigentlichen Mahlzeit einen Liqueur und ein Butterbrod genießt. Beides ist auf einem Nebentische servirt, der bei festlichen Gelegenheiten mit so vielen den Appetit reizenden Delicatessen besetzt ist, daß sie allein ein kleines Mahl für sich bilden.

***) Ebenfalls Zeitungsredacteur.

witzigen Scherzen des Aftonblades als beständige Zielscheibe dienen müssen und besaß nicht den Muth, Dies länger zu ertragen. So z. B. hatte das boshafte Blatt den „Argus" mit einer Mühle verglichen, die mit den Flügeln umher schlägt. „Argus" gerieth wie immer in Wuth und antwortete mit einem mehre Spalten langen und so langweiligen Artikel, daß dem Leser dabei die Augen zufielen. Das Aftonblad war sofort wieder auf dem Platze. Es widerrief das Gleichniß, durch welches der „Argus" sich so tief beleidigt gefühlt hatte: „Wir haben ihm Unrecht gethan und bitten um Verzeihung; Argus ist keine Mühle, — weit davon entfernt! — denn was daher kommt, ist weder gehackt noch gemahlen." — Bei derartigen kleinen Einwürfen schlief das Publicum niemals ein. Argus quälte sich mit langen „Argumentionen," durch welche er — wie er sich auszudrücken beliebte — die Sache „zur completen Evidenz deduciren" wollte. Das Aftonblad fand sich seinerseits zu der kleinen philologischen Behauptung veranlaßt, daß der Ausdruck: „argumentiren" ganz einfach von „Argus" und „mentiri" herzuleiten sei, welches so viel wie lügen bedeute. Ein andermal hatte das Aftonblad den Argus mit einem Wallfische verglichen und dieser Beiname ist, sowohl dem Blatte, als seinem Redacteur geblieben. Unter den bekannten schwedischen Persönlichkeiten sind Wenige so bekannt geworden, als der „politische Wallfisch;" der arme „Argus" ging sogar unter diesem Namen über die Grenze und in den deutschen Zeitungen sah man ihn in den Artikeln, welche die schwedische Tagesgeschichte behandelten, wirklich, als „den großen politischen Wallfisch" aufgeführt.

Argus ging unter, aber Johanson blieb uns. Seine fernere literarische Wirksamkeit (besonders seine Correspondenzen an die verschiedenen Tagesblätter der Provinz) schlug eine ziemlich schiefe Richtung ein und man konnte von ihm nicht,

wie von Lindeberg sagen, daß er sich stets gleich blieb. Er trug kein Bedenken, seine Feder bald dieser, bald jener Sache zu leihen, und war für baare Bezahlung bereit: Interessen zu vertreten, die ihm bei seinem klaren Verstande, mindestens verdächtig vorkommen mußten. Johanson war ein Mann von mehr „als gewöhnlicher Bildung, ein heller Kopf, der sich rasch in jede Sache hinein zu denken vermochte. Von Natur in hohem Grade eitel und selbstsüchtig, war er in seinem Auftreten aufgeblasen wie ein Lord, grandios wie Don Ranudo, und in seiner Rede ein Großsprecher erster Sorte. Er hatte es in letzterer Beziehung zu solcher Vollendung und Meisterschaft gebracht, daß es belustigend sein konnte, ihm einige Augenblicke zuzuhören. Ich glaube, es war ihm unmöglich, für einige Minuten aus der Rolle eines Mannes zu fallen, der sich der ganzen Welt überlegen glaubt und desgleichen weder die Vergangenheit noch die Gegenwart jemals erblickt hat. So z. B. ging er auf der Straße ohne Weiteres auf einen Minister zu, mit welchem er nie zuvor ein Wort gewechselt hatte, und faßte ihn mit den Worten unter den Arm: „Hören Sie, mein Herr, ich will Ihnen einen g u t e n R a t h geben“ ꝛc. Eines Tages erschien Johanson bei der Redaction des Aftonblad's; es war bald nachdem der Argus von dem „Riesen in der Neuenstraße“ erschlagen worden war. „Herr!“ sprach er zu dem erstaunten Chef, „Hören Sie mich! Sie verstehen von den Angelegenheiten des Nordens so gut wie Nichts; ich will über dieselben schreiben für Ihr Blatt, (aber mit einem Seitenblicke auf die anwesenden Mitredacteure) ich kann in Anwesenheit dieser .... hm! — nicht mit Ihnen darüber reden — lassen Sie uns in ihre Privatwohnung hinaufgehen.“ Und hiermit zog er Herrn Hierta wirklich mit sich fort. — Es gab keinen Gegenstand, den Johanson nicht ergründet zu haben meinte, keine, auch nicht die geringste Kleinigkeit, worin

er nicht zu Hause, ja heimisch zu sein glaubte. Er war einstmals zu Herrn Dalman hinausgebeten, welcher auf seinem Landsitze am Ufer des Mälar wohnte. Nach dem Mittagsessen führte der artige Wirth seine Gäste durch den Wald auf eine Anhöhe, von welcher man eine ungewöhnlich herrliche Aussicht genoß. „Hier — werden Sie etwas überraschend Schönes erblicken!" „Herr!" entgegnete Johanson, mit dem ihm eigenen Schnaufen, — „hier habe ich manch' liebes Mal meinen Plato studirt, ehe Sie noch die ersten Hosen trugen!" (Wiederum der Grundsatz „nil admirari.") Als der Kaiser von Rußland im Sommer des Jahres 1838 so unerwartet zum Besuch erschien und den König Carl XIV. fast zum Tode erschreckt hätte, standen wir am Abend desselben Tages, mit einigen Freunden auf der Norderbrücke und käueten an der großen Neuigkeit, die uns soeben von einem vorüber gehenden Adjutanten des Königs mitgetheilt worden war. In demselben Augenblicke kam auch Johanson daher. „Hast Du die große Begebenheit schon vernommen?" fragte ihn Einer von uns. „Hm!" entgegnete Johanson, der natürlich von Nichts wußte. „Der Kaiser von Rußland." — „Hm!" (Er verstand noch immer nicht, wovon die Rede sei.) „Es ist der Kaiser selbst, welcher heute angekommen ist!" — Da richtete Johanson sich noch einmal so hoch empor, wie er war, und mit einem Lächeln, wie es auf Jupiter's Lippen schwebt, wenn er auf das kriechende Menschengeschlecht herabschaut, streckte er würdevoll den Arm aus und sprach: „Hm! Das, K i n d e r! — Das wußte ich schon vor drei Wochen!"

Wenn wir bei derartigen Gelegenheiten in ein schallendes Gelächter ausbrachen, hielt er sich wohl Anfangs ernst und unerschütterlich, aber gewöhnlich lachte er zuletzt selbst mit. Wer Johanson den Großen nicht selten in Verlegenheit setzte, Das war Wilhelm Braun. Es ist eine bekannte, aber sehr

gute Anecdote, wie Johanson, mit einem heimkehrenden Mälar-Dampfboote an der Landungsbrücke anlegend, unter der am Ufer stehenden Menge auch Wilhelm v. Braun entdeckte und ihn gnädig mit einem lauten: „Sieh da, guten Abend, mein lieber Braun!“ begrüßte. Der Dichter, den es langweilte, so öffentlich aufgerufen zu werden, antwortete: „Was Teufel — wie bist Du in den Mälar hinein gerathen?“ „Ah, der Wallfisch!“ ging es sofort von Mund zu Mund und Johanson schlich sich mit einem majestätischen: „Hm!“ nach der anderen Seite hinüber.

Johanson betrachtete sich aber nicht allein als den größten Politiker, Statistiker, Historiker, Kunstliebhaber, Philologen, Austernesser und Cigarrenkenner seiner Zeit, er hielt sich auch für den schönsten Mann der Hauptstadt und für einen unwiderstehlichen Don Juan; — vielleicht war er wirklich das Letztere, in gewissem Grade. Der damalige Russische Gesandte in Stockholm war von seltener männlicher Schönheit und allgemein als ein Typus derselben bewundert. Zu derselben Zeit trug Johanson sich mit einer Geschichte herum, die ihm in der Drottinggata begegnet war. Er war nämlich daselbst der Gemahlin des Gesandten und deren Kindern begegnet; der elfjährige Sohn hatte sich bei seinem (Johanson's) Anblicke von der Mutter losgerissen und war ihm (Johanson) mit dem freudigen Ausrufe: „Papa! Papa!“ entgegen gesprungen. Die schöne, vornehme Russin war ganz verlegen und leicht erröthend, an ihm vorübergegangen, mit einem Blick! Hm! .....

Ich habe, weiter oben, Herrn Dalman's kleinen Landsitz erwähnt. „Dagligt Allehanda,“ das von Dalman redigirte Blatt, hielt tapfer mit dem Aftonblade Schritt. Der liberalen Partei angehörend, und nicht selten den Ansichten

des Aftonblades beipflichtend, wurde es doch von einer gewissen nervösen Aengstlichkeit beherrscht, daß es um Gotteswillen als selbstständiges, auf eigenen Füßen stehendes Organ betrachtet werde, das Nichts mit dem Aftonblade gemein habe, welches es nur durch Zufall und vom Hörensagen kenne. Die „Schwedische Minerva," welche Herrn Dalman sehr gern neckte, konnte sein Blatt nicht mehr in Harnisch bringen, als wenn sie ein Wort darüber verlauten ließ, daß „Dagligt Allehanda" doch im Grunde nur als ein Beiblatt des Aftonblades zu betrachten sei; da erhob sich Allehanda nicht selten bis zum Erhabenen. Herrn Dalman's Ehrgeiz ging ferner darauf aus, seinem Blatte den Ruf des reellsten im ganzen Königreiche Schweden, zu sichern; (incl. die Insel St. Barthélemy.) Daher das ewige Widerrufen des gestern Gesagten; den Widerruf stets auf „geneigte, aufklärende Mittheilung" gründend, (denen ja übrigens unsere gestrigen Beobachtungen so oft zum Opfer fallen); daher das ewige Schwanken zwischen bestimmten Gegensätzen, um die goldene Mittelstraße zu finden, wodurch Herrn Dalman's Blatt freilich zu einem wohlmeinenden, aber zugleich unbedeutenden Organ wurde und von mäßigem Ansehen. Das Aftonblad behandelte Dagligt Allehanda meistens mit vieler Rücksicht, nicht allein aus Kameradschaft, sondern auch aus Achtung vor dem literarischen Talente seines Herausgebers; die „Minerva" aber war absichtlich boshaft gegen Herrn Dalman wie gegen seine Zeitung. „Minerva" hatte nun einmal die feste Idee gefaßt: Herr Dalman sei ein kleiner „Hans Däumling," und behandelte ihn demgemäß; sie nannte ihn nur ihren „kleinen Amandus" und glaubte ungestraft mit ihm spielen zu können, wie die Katze mit der Maus. Minerva konnte Herrn Dalman nicht einmal in seinen decorirten Beinkleidern, die doch ohne Widerrede zur Adelsuniform gehören, in

Frieden gehen lassen; (ein solcher Neid!) Das Aftonblad fand immer, daß dies Kleidungsstück vollkommen an seinem Platze sei.

In einer Hinsicht verstand Herr Dalman aber die Würde der Presse, als dritte Macht im Staate, besser aufrecht zu halten, als irgend ein Anderer seiner Collegen; nämlich: als Mäcen für Kunst und Künstler. Ohne sich selbst für einen Kenner auszugeben, sammelte er bei sachkundigen Freunden die Kunsturtheile, welche in seiner Zeitung als Orakelsprüche erscheinen sollten; er liebte es außerdem, in seinem gastfreien Hause Alles zu versammeln, was zur Künstlerwelt gehörte. Auf seinen Bällen tanzten die lyrische und die dramatische Scene einander gegenüber; kein fremder Virtuose erschien in der Hauptstadt, der nicht sofort zu Herrn Dalman geladen wäre, wo er zwischen einem guten Glase Punsch und einem vortrefflichen Abendessen, Proben seiner Kunst ablegte. (Das berühmte Quartett saß natürlich als höchste Instanz mit offenen Ohren dabei, um später zu bestimmen, mit welchem Karatstempel das fragliche Subject zu bezeichnen sei.) Hier in diesem Salon war es, wo die größten Kunsthelden des Augenblickes ihren Lorbeer empfingen und wo der scheinbaren künstlerischen Berühmtheit der Garaus gemacht wurde; hier wurde unter Andern François Prume so groß und unvergleichlich, daß er, als er später nach Belgien zurückkehrte und fand, daß das kleine Land keinen Platz für ihn habe, von Sinnen gerieth; und wiederum war es hier, wo Ole Bull in seine wirklichen Proportionen zurückgeführt wurde. Als die Taglioni im Jahre 1841 nach Stockholm kam, um daselbst zu gastiren, war es Herr Dalman, welcher ihr an der Landungsbrücke im Namen der Presse, einen so fabelhaften Blumenstrauß überreichte, wie er vielleicht jemals für die Königin der Anmuth gewunden sein mag. Weniger

passend für das Capitel über „die Würde der Presse,“ ist der Platz, den Herr Dalman als Gespann vor dem Wagen der Taglioni einnahm, als Diese nach ihrem ersten Auftreten Abends nach Hause gezogen wurde; wir bewunderten hier vielmehr die jugendliche Begeisterung eines angesehenen Mitgliedes des Ritterhauses und das Publicum fühlte sich demselben Mitgliede verpflichtet, weil es in einem so wichtigen Falle, wie der vorliegende, eine so rasche Initiative gefaßt hatte.

Fast gleichzeitig mit dem Aftonblade, war Crusenstolpe's Zeitung „Fäderneslandet“ (das Vaterland) gestiftet worden und zwar für Rechnung Sr. Majestät des Königs. Als der König und Graf Brahe merkten, daß das Blatt trotz den glänzenden Fähigkeiten seines Redacteurs dennoch dem Aftonblade nicht die Stange zu halten vermochte, überließen sie den Mann ohne Erbarmen seinem Schicksale und seinem mißlungenen Unternehmen. Das Aftonblad hatte den Titel des Blattes Fäderneslandet in Fanderseländet (Teufels Elend) anagrammisirt und damit sein Todesurtheil gesprochen.

Crusenstolpe, der Mann mit dem castilianischen, dunklen Aeußeren, dem lebhaften, ausdrucksvollen Kopfe und dem heißen Blute — wurde tief erbittert und rachedürstig, als er sich einer ausgepreßten Orange gleich zur Seite geworfen sah von Leuten, denen er seine Feder verkauft und seine mitbürgerliche Stellung geopfert hatte; er setzte sich deshalb nieder und schrieb seine „Schilderungen aus der inneren Tagesgeschichte.“ Wer will sich darüber wundern? Den einen Tag oder so lange wie der König hoffte, das „Fädernesland“ werde dem Publicum einbilden können, daß das Aftonblad alle Siege der

Polen und alle Niederlagen der Russen in seinem Dintenfasse ausfechte, so lange war Crusenstolpe die rechte Hand des Königs gewesen, hatte Abends in Sr. Majestät Schlafzimmer sitzen, Weisheit aus allerhöchster Quelle schöpfen dürfen; und war der Gnade theilhaftig geworden, verschiedene kleine politische Aufsätze umarbeiten und verbessern zu dürfen, die der König eigenhändig für das Fädernesland zu verfassen geruht hatte; mit einem Worte: so lange war er wie Kind im Hause gewesen. Den anderen Tag, oder sobald Carl Johan einsah, daß es dem Aftonblad gelingen werde, das Vaterland zu untergraben, — ich meine hier natürlich die Zeitschrift „Das Vaterland" — war auch Crusenstolpe verlassen und ausgestoßen und fand sich in der wenig beneidenswerthen Lage, allerseits schlecht angeschrieben zu sein. Graf Brahe verschloß ihm die Thür des Königs, und die Opposition, zu deren Gliedern er ehemals gehört hatte, wollte ihn nicht wieder zu Gunst und Gnaden aufnehmen. Da blieb ihm kein anderer Trost, als die Rache. Und er hat sich gerächt! „Crusenstolpe hat meine Geschichte verdorben!" äußerte Carl Johan noch kurz vor seinem Tode. Das ist wahr; aber deshalb sollten die Könige auch nicht mit geistvollen Männern ihr Spiel treiben.

Nachdem das „Fädernesland" eingegangen war und bevor „Biet" (die Biene), „Morgonen" (der Morgen) und andere nachmalige Versuche zu einem conservativen Blatte in größerem Maßstabe erschienen, war es die „Schwedische Minerva," welche ganz allein den schweren Dienst der Camarilla versah. Askelöf pflegte seines Amtes mit ungewöhnlichem Talente. Sein kleines Blatt eignete sich nicht für große Feldzüge oder entscheidende Schlachten, zu denen er selbst vielleicht auch nicht immer Kraft genug gehabt hätte; und seine Tactik ließ es sich deshalb weniger angelegen sein, glän=

zende Siege für das „System“ zu erringen oder die einzelnen Maßregeln der Brahe'schen Regierung zu verfechten, als die Waffen des Gegners stumpf zu machen und die Gewalt des Angriffes zu lähmen. In dieser Kunst war er vollendeter Meister. Stets ruhig und wachsam, wußte er jeden schwachen Punct des Feindes aufzufinden; immer bereit zu pariren oder hie und dort einen kleinen Hieb zu versetzen, ohne sich zu übereilen und höchst selten sich verrechnend. Wurde er geschlagen oder verspottet, so verlor er doch niemals das Concept; er hatte gleich wieder den Kopf oben und verstand es, sich glänzende Genugthuung zu verschaffen.

Askelöf war ein Weltmann in mehrfacher Hinsicht. Ohne Marquis zu sein, war er doch ein feiner Mann, der seinen Umgang unter „hochbeamteten“ Männern hatte. Er sah an seiner wohlbesetzten Tafel lauter Generäle, Präsidenten und Staatsräthe; an seinem Spieltische saßen nur Staatsräthe, Präsidenten und Generäle. Daß er nicht von adeliger Geburt war, übersah man gnädig, weil er der ausgesuchteste Gesellschafter der Residenz war, und sein Madeira der feinste, der auf dem Breitegrade von Stockholm zu finden war, und ferner weil er ein unübertrefflicher Whistspieler war, der außerdem nicht so genau auf einen Point sah. Diese Eigenschaften sind, wenn sie überhaupt einigen Werth haben, freilich nur in gewissen Fällen schätzenswerth, aber sie dürfen dennoch nicht so ganz aus der Rechnung gestrichen werden. Als Spieler schadete Askelöf sich selbst am Meisten; die Karten waren ihm übrigens auch nur Nebensache; denn er hatte auch Augen für andere Schönheiten, als für die der Carreau-Dame; als Erzähler im geschlossenen, traulichen Kreise, war er unübertrefflich; als Courmacher, der liebenswürdigste alte Hagestolz von der Welt; als Vor-

sitzender bei einer Mittagstafel ein Vorbild für Mit- und Nachwelt, und hätte Brillat-Savarin nicht schon seine „Physiologie des Geschmackes“ geschrieben, so würde der Herausgeber der Minerva es gekonnt haben. Aber Das führt mich auf ein Gebiet, welches ein eigenes Capitel verdient.

Ein gastronomisches Trio.

Die Stockholmer Presse erfreute sich vor gar nicht so ganz langer Zeit der Auszeichnung, ein Kleeblatt der berühmtesten Gastronomen damaliger Periode, in ihrer Mitte zu zählen.

Es gab eine Zeit, wo es für einen Mann von Geist und Bildung für entehrend galt, sich mit einer so materiellen Sache wie ein gedeckter Tisch, zu befassen. Man war kein tiefer Denker, Gelehrter oder Schriftsteller, wenn man sich nicht über die elenden Bedürfnisse des Magens hinwegsetzen konnte und lieber übermenschlich hungerte, als sich bürgerlich satt aß; man konnte kein wahrer Poet genannt werden, wenn man nicht zugleich bleich wie Pergament war und eingefallen, wie ein leerer Sack, aber die Zeit, die so Manches zum Besten wendet, hat es auch hierin gethan, hat eine Menge Vorurtheile zerstreut und neue Gerechtsame verkündet. Es schickt sich nunmehr vortrefflich für einen Lyriker, wenn er ein wohlzubereitetes Beefsteak zu schätzen versteht; wenn ein Romanschriftsteller Austern und Krebsschwänze mit Vorliebe umfaßt, wenn ein Philosoph sich in eine Straßburger Gänseleberpastete ver-

tieft, und das Genie braucht sich nicht mehr zu schämen, wenn es etwas wohlbeleibt, mit blühendem Aeußern und einem Unterkinn „à la père noble“ auftritt.

Noch mehr! Die Kunst, gut zu essen und mit Sachkenntniß zu trinken, ist durch das glückliche Bestreben einiger geistreicher Schriftsteller neuerdings fast bis in den Rang der schönen Künste emporgehoben worden. Ein Deutscher, Namens Rumohr — ich führe Dies nur als Beispiel an — hat sich hierin unsterblichen Ruhm erworben; er hat die Gastronomie zu einer wirklichen heiteren Wissenschaft erhoben, zu einer ästhetischen Disciplin, zu einer wahren Philosophie des „Geschmackes,“ zu einer lecker duftenden Poesie des veredelten Sensualismus! Ich war also in vollem Rechte, als ich sagte, daß es der Stockholmer Presse eine „Auszeichnung“ um nicht zu sagen: eine wirkliche Ehre sei, der Welt die drei ersten Gastronomen damaliger Zeit aus ihrer Mitte gegeben zu haben, eine Ehre, die desto größer ist, da das Feuilleton, der jüngere College des Leitartikels, sich trotz des wohlgenährten Beispiels Jules Janin's doch bei uns ziemlich magere Repräsentanten hält, wie auch die Helden der Wissenschaft und der gelehrten Forschungen in unserem Vaterlande meistens der Wassercur huldigen und ziemliche niedrige Diät halten. Die einzelnen glänzenden Ausnahmen von dieser Regel übergehe ich.

Die Namen der drei berühmtesten Gastronomen der schwedischen Hauptstadt waren Askelöf, Crusenstolpe und Argus-Johanson. Die interessante Dreieinigkeit ist später durch Askelöf's und Johanson's Hinscheiden aufgelöst worden; ich versetze mich jedoch, voll Entzücken, in jene Zeit zurück, wo vor etwa zwanzig Jahren das herrliche Kleeblatt, der Welt zum Beispiel, grünte.

Minerva-Askelöf war damals noch bei voller Geist- und

Körperkraft. Seine Polemik mit den großen Zeitungen, im Interesse des alten Camarillasystems, konnte uns natürlicherweise nicht behagen; das heißt derjenigen Partei der Presse, welcher ich angehörte. Wir Alle mußten gestehen, daß seine Aufsätze ungemein witzig geschrieben, daß seine Advocaturen mit unbestrittenem Talente und Scharfsinn durchgeführt waren, und seine Art zu scherzen so drollig, daß man den Mund zu einem Lächeln verziehen mußte, selbst wenn es die eigene Haut galt; kurz, Niemand leugnete, daß er eine vorzügliche Feder führe und beklagte nur, daß dieselbe keiner besseren Sache gewidmet sei.

Unter solchen Umständen geschah es leicht, daß man den Zeitungsschreiber übersah und dem Menschen Gerechtigkeit widerfahren ließ, mehr vielleicht, als es zwischen Organen von ungleichem Glaubensbekenntnisse zu geschehen pflegt; man ließ „Mutter Minerva" gehen und behielt den Expeditionssecretair Askelöf zurück, das heißt den feinen, geistreichen Weltmann mit der freien, ungezwungenen Unterhaltung, dem attischen Salze, zahllosen munteren Anecdoten, vielseitigen Lebenserinnerungen und vor Allem den vollendeten, ich meinte eigentlich den classischen Gastronomen.

Kurz und gut! Askelöf war ein Mann, mit dem man gern am Vormittage den Degen kreuzen und darauf ohne Groll, ja mit Freude und Lust zu Abend speisen konnte; und Dies war um so eher thunlich, da Askelöf den Tact besaß, Politik und Parteistreitigkeiten sofort zu verbannen, wenn er in einer Privatgesellschaft auf einen beharrlichen Widersacher stieß; man hatte deshalb im geselligen Leben selten einen Zusammenstoß mit diesem Manne zu befürchten, der doch in seiner Zeitung so gern als angreifender Theil auftrat und seine Hiebe nach allen Seiten hin austheilte.

Askelöf's Umgangskreis bestand bekanntlich in sehr

hohen, ja sogar in den allerhöchsten Sphären; aber außerhalb derselben war seine Bekanntschaft, aus oben angeführten Gründen, sehr bunt und gemischt. Vormittags plauderte er vertraulich mit Graf Brahe, dem hohen Günstlinge, und Nachmittags bewegte er sich ebenso ungezwungen im Kreise entschiedener „Rabulisten." Meine persönliche Bekanntschaft mit Askelöf schreibt sich aus unserer ersten Studentenzeit her; sie hat nicht dadurch gelitten, daß ich später ein „Satans-Aftonbladist" geworden bin, und die frohesten, gemüthlichsten Mittagsgesellschaften, denen ich beigewohnt habe, waren solche, wo ich Askelöf an der einen und den unvergleichlichen Oppositionsmann Th. Sandström an der anderen Seite zu Tischnachbarn hatte, alle Politik, Polemik und Systeme an den Nagel hängend ......

Denn Das ist das Problem: man muß ein Mittagsessen für Das nehmen, was es ist: als Ding an sich. Das verstand Askelöf vortrefflich, unübertrefflich; Das verstanden auch Crusenstolpe und Johanson, und meine geringe Persönlichkeit versuchte in die Fußstapfen so großer Meister zu treten.

In dem Augenblicke, wo Askelöf sich zu Tische setzte, war er nicht länger das Organ des Conservatismus, Brahediener oder Journalist, sondern schlecht und recht ein „Esser mit Geschmack." Er war zu geistig, um Sachen zusammen zu mischen, die nicht zusammen gehören, und würde sich nie einer solchen Dummheit schuldig gemacht haben wie: zu gestatten, daß die Politik eine „Cotelette aux fines herbes" in den Schatten stelle, oder daß ein geistreich ausgedachtes „entremet" durch Zeitungszwist verdorben werde.

Ich habe Askelöf vorhin den classischen Gourmand genannt, und wer den Mann näher gekannt, wird dies Wort nicht mißbilligen. Sein Geschmack war in einer langen, gewissenhaften Schule zu der größten Reinheit und Feinheit geläutert;

er war deshalb ebenso weit davon entfernt, zu gestatten, daß in den wichtigen Angelegenheiten der Küche und der Tafel Etwas verworfen, was von den älteren Meistern gut geheißen sei, als noch nicht erprobte Neuerungen einzuführen. Bei ihm war Alles auf bestimmte Regeln und Erfahrungen gegründet; er galt im Allgemeinen als ausgezeichneter Gastronom in der Praxis, aber er war es im Grunde noch viel mehr in der Theorie.

Seine gastronomischen Kenntnisse umfaßten nicht allein die Einzelnheiten eines jeden Gerichtes, das Geheimniß jeder verschiedenen Weinsorte, sondern auch den philosophischen Zusammenhang in der Aufwartung und die Metaphysik der Speisekarte. Ein Gericht erhielt für ihn erst dann seinen höchsten Werth, wenn es in seiner natürlichen Reihefolge zu dem vorhergehenden und dem nachfolgenden stand. Hierin besaß Niemand einen solchen Scharfblick, wie Askelöf. Sah er bei einem Gastmahle, daß die Kette der Speisegänge durch ein fehlendes oder überflüssiges Glied in ihrem inneren, nur einem tiefen gastronomischen Wissen faßlichen Zusammenhange zerrissen war, sah er, daß ein Pudding aufgetragen wurde, wo ein Filet an seinem Platze gewesen wäre; eine Trüffelpastete, wo gestobte Champignons selbstverständlich waren, oder daß ein leichter Wein verabreicht wurde, wo die Umstände eine wärmere Sorte erheischten, da wurde er melancholisch, biß sich in die Lippen, legte die Gabel nieder, kehrte verdrießlich das Glas um und murmelte zwischen den Zähnen. Der ganze Mittag war ihm verdorben.

Saß er dahingegen als Wirth an seinem eigenen Tische, oder an einem solchen, wo er vorher als ordnender Geist die Anrichtung überschaut hatte, (und welche Küche hätte nicht Askelöf offen gestanden!) da strahlte sein Auge bei jedem neuen Speisegange, da lächelte seine joviale geistreiche Physiog-

nomie jeder neuen Weinsorte zu, und eine stille Seligkeit innigen Genusses — gleich dem der Götter im Olymp — sprach aus seinem ganzen Wesen, wenn er die silberne Gabel an seine entzückten Lippen führte, oder den Rand des gefüllten Crystalls gleichsam in magnetischer Extase mit denselben berührte!

Da strömte die Rede voller Witz und Scherz von seinen Lippen. Die eine Anecdote folgte der andern; die eine Lebenserinnerung rief die andere hervor; er sprach dann von seinen Reisen in südliche Länder, von dem glücklichen Leben unter Neapel's blauem Himmel; er entwickelte seine vielseitigen Kenntnisse in der Geschichte der Gastrologie; er citirte Schriftsteller aus allen Zeitaltern und in allen Sprachen, von Dioscorides bis zu Patin und Quintinié, dem berühmten Gemüsegärtner Ludwig's XIV., der die Cultur der grünen Erbsen zu einer nie geahnten Vollkommenheit trieb. War die Rede von Austern, so wußte Niemand so gut von ihrer Naturgeschichte Bescheid wie er; sprach man über den Nachtisch, so wußte er allein eine „Macedoine glacée“ herzustellen; oder vom „vol-au-vent,“ so schilderte er mit lebhaften Farben einen „vol-au-vent à la violette,“ der ihm in Florenz servirt war, oder eine „fanchonette de volaille,“ die er beim Marquis X. in Paris gegessen hatte. Sprach Jemand von Früchten: von Datteln, Feigen, Orangen, was wußte er da nicht zu erzählen von den acht verschiedenen Sorten Kastanien Périgord's, von dem berühmten Pfirsich der Chinesen, Yu genannt, der da ewiges Leben verleiht und den Körper vor Verwesung schützt; von der Krone unter den Birnen „Madame Oudotte“ oder „Lady's Thigh“ u. s. w. Seine Gelehrsamkeit in diesem Fache war unvergleichlich und um so tiefer, da er nach Professoren-Art, seine Rede mit lateinischen Floskeln zu würzen liebte. „Rossolis nil habet solare, sedigneum quid potatissi-

mum, lumborum renumque doloribus advertissimum;" und mit diesem classischen Citate leerte er, strahlenden Auges, sein Gläschen Liqueur, als ob er schon die Vorfreuden des Paradieses kostete.

Askelöf mischte, wie schon gesagt, niemals die Politik unter Speise und Trank, wohl wissend, daß Nichts der Verdauung so störend entgegen wirke, wie politische Meinungsverschiedenheiten. Wer deshalb darauf rechnete, ihn im Freudenrausche einer munteren, vertraulichen Gesellschaft zu einer Indiscretion in Betreff der zarten Angelegenheit der inneren Tagesgeschichten zu vermögen — der hatte sich gewaltig getäuscht. Askelöf war stets auf seinem Posten, und der alte Satz: daß der Wein die Zunge löse, fand auf ihn keine Anwendung. Ich habe Askelöf nur ein einziges Mal offenherzig plaudern hören; Das war bei einem kleinen munteren Mittagsessen, welches zu Ehren Crusenstolpe's von einigen Auserwählten gegeben wurde, bald nachdem Dieser aus seiner Gefangenschaft auf Waxholm entlassen war. Askelöf, der treue Schildknappe Sr. Excellentissimus, betheiligte sich auf das Liebenswürdigste bei diesem Freudenfeste für den tödtlichen Feind derselben Excellenz. Das lag nun einmal in seinem Liberalismus. Es wurde gerade damals viel über die Besetzung der Postmeisterstelle zu Norrköping gesprochen, eine einträgliche angenehme Stellung, um die sich viele besternte Persönlichkeiten bewarben, und mit welcher auch Askelöf, der seiner literarischen Laufbahn müde zu werden anfing, liebäugelte. Ein Mitglied der Gesellschaft schlug deshalb vor: ein Glas auf das Wohl des künftigen Postmeisters Askelöf zu leeren. Dieser versuchte Anfangs auszuweichen, aber von den übrigen Tischgenossen in die Enge getrieben, gestand er endlich, daß er sich wirklich um die vacante Stelle zu Norrköping bewerbe, und die Feder bei Seite zu legen gedenke; ja, er ging

im Laufe des Abends so weit, daß er uns Alle zu Mittag in seine neue Wohnung zu Norrköping einlud und zwar schon nach einigen Monaten; er ging noch weiter: er lüftete einen Zipfel von dem Schleier, welcher die eigentlichen Sachverhältnisse in Betreff dieser Ernennung bis jetzt bedeckt hatte. Er wurde warm und erzählte aufrichtig, daß seine vieljährigen nicht unwichtigen Dienstleistungen im Interesse der Regierung ihm diese Brodstelle wohl ohne Schwierigkeiten und Ausflüchte von Seiten höheren Ortes hätte sichern dürfen; und doch hatte es schwer gehalten; er bediente sich des alten Gleichnisses von der Citrone, die man wegwirft, nachdem man ihr den Saft genommen hat; nun hatte er das Versprechen erhalten und er hoffte, daß man es halten werde u. s. w. Diese freimüthigen Bekenntnisse der alten Minerva zeigten uns deutlich, daß Askelöf nicht zufrieden war mit seinem Volke, daß er sich übergangen sah und kaum noch dem „allerhöchsten" Worte Glauben schenkte. Und es erwies sich nur allzubald, daß er Recht gehabt hatte, indem die „Minerva" eines Tages mittheilte, daß der Expeditionssecretair Askelöf sein Gesuch um das Postbureau zu Norrköping zurückgezogen, — und bald darauf die officielle Zeitung: daß ein Generaladjutant und Graf dasselbe erhalten habe. Es traf also ein: die Citrone war ausgepreßt . . . .

Da bin ich aber ziemlich weit von meinem Thema abgeschweift und kehre jetzt zu den beiden anderen Personen des genannten Kleeblattes zurück. Ich verlasse Askelöf an wohlbesetzter Tafel, wo er lauschende Adepten in die tiefe Bedeutung der höheren Gastrologie einweiht; oder auch bei der schmucken Obst- und Wildhändlerin in der Fredsgata — sein täglicher Besuch — wo er mit Kennerinnen einen fetten Truthahn wählt, einige vorzügliche Haselhühner oder ein für die Jahreszeit seltenes

Gemüse; und mit leichtem Sprunge gehe ich zu Crusenstolpe über.

Ich bitte, ein für alle Mal zu bemerken, daß es sich hier nicht um literarische, journalistische, oder parlamentarische Portraits handelt, sondern daß ich die hier besprochenen Persönlichkeiten nur als die gastronomischen Größen damaliger Periode betrachte. Crusenstolpe nimmt, auch in dieser Hinsicht, einen Platz in dem schwedischen Pantheon ein. Sein Schriftstellertalent in gewissem Sinne ist unbestritten; seine Größe, als Feinschmecker, kann nur von einer solchen Ueberlegenheit verdunkelt werden, wie wir sie eben in Askelöf angestaunt haben.

Man könnte vielleicht behaupten wollen, daß Crusenstolpe Askelöf in der Gastronomie nicht nachstehe; ich meine, daß man der Wahrheit treu bleiben und gestehen muß, daß Askelöf, als classischer Gastronom einen bedeutend höheren Rang einnimmt; auch Crusenstolpe war ungewöhnlich und groß als Vorbild eines Feinschmeckers, aber ihm fehlte das Classische. Seine Stärke lag — ganz wie in der Literatur — in dem Leidenschaftlichen. Wo Askelöf eine Sache mit dem gereiften Geschmacke des Philosophen und Aesthetikers behandelte, da that Crusenstolpe es mit dem feurigen Pathos des Gefühlsmenschen; wo Askelöf mit der seligen Ruhe eines Gottes genoß, da genoß Crusenstolpe mit der vulcanischen Leidenschaftlichkeit eines Afrikaners. Oftmals Etwas übersehend, stets weniger streng hinsichtlich des metaphysischen Zusammenhanges und der tieferen Bedeutung einer lucullischen Anrichtung betrachtete Crusenstolpe vielmehr jedes Gericht, jedes gute Glas Wein, als ein vortreffliches Ding an sich; es war ihm weniger darum zu thun, eine Mahlzeit nach den Regeln der Kunst zu halten, als eine Eroberung nach der anderen zu machen; er legte mehr Werth auf die einzelnen

vortrefflichen Bruchstücke, als auf das große ewige Gesetz des vollendeten Ganzen. Für Crusenstolpe existirten eigentlich keine Vor-, Nach- oder Zwischengerichte, sondern nur G e r i c h t e; er liebte farcirte Zwiebeln, Straßburger Gänseleber, Austern, Fasane und Trüffeln nach einander; einerlei ob sie zum Frühstücke oder zum Abendessen servirt wurden, mit spanischen, ungarischen oder französischen Weinen.

Mit anderen Worten: während bei Askelöf Begabung und Kunst in schönster Harmonie standen, war Crusenstolpe freilich auch gastronomisch begabt, aber ihm fehlte jener Funken, der die Feinschmeckerkunst zu einer schönen und göttlichen Kunst erhebt, in der engeren Bedeutung des Wortes. Seine Anordnungen waren oft tadellos; aber man war nie sicher, daß er nicht plötzlich eine gastrologische Dummheit begehen und von einer „Leipziger Lerche en papilotte“ pladautz! in ein Beefsteak fallen würde; von einem Wildschweinskopf in eine Schweinssülze oder von Flottbecker Spargel in eine Schüssel gestobter Kartoffeln. Crusenstolpe war ein gastronomisches Genie! Immerhin — aber er war kein Meister seiner Kunst, um den sich die Jünger schaarten, wie Askelöf.

Dies Urtheil gilt in noch höherem Grade von Johanson; obwohl man auch Diesem seine hohe gastronomische Bedeutung für unser Land nicht absprechen kann. Die Erinnerung an die munteren Feste, welche Johanson in seiner Glanzperiode in den elegantesten Localen in der Umgebung von Stockholm zu geben pflegte und bei welchen er selbst als Amphitryon ein so leuchtendes Beispiel gab, lebt noch heute in den Kreisen der Hauptstadt fort, und wird als rosige Tradition bis in das späte Alter dauern. Mit Rücksicht auf Classicität, vollendetes System, und künstlerisches, ästhetisches Bewußtsein, werden Crusenstolpe und Johanson dahingegen weit hinter Askelöf zurückbleiben.

Wenn es mir gestattet wäre, Johanson als Feinschmecker zu characterisiren, so würde ich sagen, daß während Askelöf's Unübertrefflichkeit in dem Classischen lag, und Crusenstolpe's Eigenthümlichkeit in dem Leidenschaftlichen, so bestand Johanson's in einem steten Jagen nach dem Paradoxen; Das stand im nächsten Zusammenhange mit seinem schaffenden Geiste und mit seinem ganzen inneren Menschen. Ich glaube, daß Johanson gründliche und umfassende Studien in den culinarischen Wissenschaften gemacht hatte und daß er, selbst von einem streng philosophischen Standpunkte aus betrachtet, die schönsten Anlagen hatte, in diesem Fache ein Stern erster Größe zu werden, aber seine weltumwälzende, aber verachtende und unterschätzende Ueberlegenheit hatte es ihm zur Gewohnheit gemacht, stets über die horazische Grenze hinaus zu gehen.

„Quos ultra citraque nequit consistere rectum.“

Er wurde hierdurch ungereimt, unvernünftig, sogar rasend, nur um nicht wie andere Leute zu sein; er verschmähte es, sich den ewigen Gesetzen des wahren Geschmackes zu beugen, nicht weil er sie nicht in der Stille seines Herzens anerkannte, sondern weil sie von einem Askelöf, das heißt: von einem Anderen als ihm, verkündet wurden; er warf sich lieber in die äußerste Uebertreibung, nur um nicht das Beispiel Crusenstolpe's zu befolgen, das heißt: um nicht in die Fußstapfen eines Andern zu treten, sondern mit breiten Sohlen seinen eigenen Weg zu gehen. Wenn wir über seine erzwungene Originalität lachten und ihm das Verkehrte in seinen Neuerungen zu beweisen suchten, so erhielten wir stets dieselbe feierliche, lakonische Antwort, mit dem wohlbekannten Gaumlaute: „Hm! Das versteht Ihr nicht, Knaben! Hm!“

Er selbst glaubte natürlicherweise, um ein ganzes Jahrhundert vor Askelöf und Crusenstolpe voraus zu sein, und

wenn Jemand in seiner Anwesenheit diese beiden Männer als gastronomische Größen aufstellte, so ließ er erst ein achtunggebietendes Schnausen vernehmen, worauf er, olympisch um sich blickend, ausrief: „Das ist lediglich — ein angemaßter Ruf!“

Ich weiß nur eine Person, vor welcher Argus Johanson in culinarischer Beziehung Achtung hegte; Das war der alte Gastwirth Varius. Wenn Johanson ihn in seiner Küchenthür stehend gewahrte, stets warm und fett, und mit blendend weißer Schürze angethan, da klärte sich sein Antlitz zu einem gnädigen Lächeln auf, und es war eine Freude zu sehen, wie diese beiden Männer, im Bewußtsein einer göttlichen Seelenverwandtschaft, in gegenseitiges Anschauen versunken waren. Als Varius eines schönen Tages mit Tode abging und seine Omelettes im Stiche ließ — kein Sterblicher hat deren köstlichere bereitet! — da stieß Johanson einen Seufzer aus, — einen Seufzer, der wirklich aus dem Herzen zu kommen schien, und er brach in die prophetischen Worte aus: „Mit ihm ist der letzte Koch zu Grabe gegangen!“

Jenny Lind. Emilie Högqvist.

Es war eine glänzende Zeit für das Theater in Stockholm, als Jenny Lind noch Jenny Lind und unsere Lind war, als das Publicum noch blind an die grabähnlichen Kehltöne Dahlqvist's glaubte und Niemand entdeckt hatte, daß es Herrn Günther nicht an einem keineswegs überflüssigen Tone in dem hohen Register fehle.

Wir waren von lauter Löwen und Löwinnen der Kunst umgeben; wir lebten in einem beständigen Freudenrausche, und waren glücklich in dem Bewußtsein, in dramatischer und lyrischer Hinsicht die erste Nation der Welt zu sein. Darauf traten Auflösung, Zweifel und die verwünschte Critik ein; wir hatten bis dahin nur applaudirt, niemals critisirt: und fiel Dies dennoch Diesem oder Jenem in einem unbewachten Augenblicke ein, so wehe ihm? „De me ipso fabula narratur."

Zu den lyrischen Berühmtheiten jener goldenen Zeit gehörte unter Anderen auch Belletti. Schon der bloße Name sagt uns, daß Herr Belletti, ich meine Signore Giovanni Belletti, dazu geschaffen war, ein berühmter Löwe in unserer Hauptstadt zu werden. Es ist ganz natürlich, daß wir, nachdem wir von jeher zu ausgezeichneten Genies auf „bom" und qvist" verurtheilt gewesen wären, — zu hochstrebenden Talenten auf

„ström" und „berg", zu Säcular-Größen auf „stedt" und „land" und ähnlichen plumpen Endigungen, — daß wir schon an dem bloßen Wohlklange der italienischen Namen auf „ini", „etti" und „oni" Gefallen finden mußten, von denen die auswärtige Künstlerwelt erfüllt ist, und die uns versagt gewesen waren, seitdem die entzückende Familie Ambrosiani unsere Bretter mit ihren Luftsprüngen beehrt hatten. Man darf sich deshalb nicht wundern, daß es vor einigen Jahren sofort Aufsehen erregte, als man eines schönen Tages erfuhr, daß ein gewisser Herr Balletti oder Belletti auf unserer lyrischen Scene auftreten würde, der noch obendrein Giovanni hieß — also ein wahrer Don Juan! — Herr Belletti debutirte in einem Concerte, das jedoch nicht besonders glänzend ausfiel. Einige Herrschaften und Kunstrichter, welche sich vorgenommen hatten, in dem Gesange des fremden Debutanten die echte Methode der italienischen Schule, ja einen Anflug von der italienischen Oper zu Paris, zu finden, unterließen freilich nicht, Herrn Belletti mit aller Kraft ihrer Glacéhandschuhe Beifall zuzuklatschen, aber Andere, denen das echt Italienische in dem Gesange etwas durchaus Fremdes war, gingen in ihrer Unbilligkeit so weit, daß sie behaupteten: er schreie mehr, als daß er singe, worauf eine Zeitung am nächstfolgenden Tage ganz aufrichtig äußerte: man habe erwartet, in Belletti einen römischen Sänger zu finden, und statt dessen einen schreienden Römer gefunden. Belletti verlor jedoch nicht den Muth; er wußte, daß der Mensch sich an Alles gewöhnt und daß das Stockholmer Publicum sich deshalb auch an seine italienischen Läufer und Fiorituren gewöhnen werde; und so sah man ihn wirklich bald darauf als ersten Bassisten bei unserer Bühne engagirt.

Die Crisis in dem Geschmacke des Publicums, auf welche Herr Belletti Rechnung gemacht hatte, trat in der That viel früher ein, als sich erwarten ließ und als man nach dem miß-

lungenen Concerte hatte glauben können. Dieser und Jener, welcher die Italiener im Auslande hatte singen hören, behauptete, daß Herr Belletti den modernen Styl in größter Vollkommenheit inne habe, und daß alle berühmten europäischen Sänger, gerade durch dergleichen Kehleffecte, ihr Glück machten. Herr Belletti wurde somit nach und nach auf dieselbe Rangstufe gestellt, die Lablache bis dahin allein eingenommen hatte, und man sagte sich voller Zuversicht: „Wenn wir nun noch Fräulein Lind auf einige Monate nach Paris bekommen können, um sie zu einer zweiten Giulia Grisi ausbilden zu lassen, da haben wir eine vollständige italienische Oper, und wer dann noch um ihretwillen nach Paris reist — ist ein Narr!"

Eine andere wichtige Sache, die wir nicht übersehen dürfen, besteht darin, daß Herr Belletti, außer seinem melodischen Namen, auch ein romantisches echt südliches Aeußere hatte und Locken „wie hesperische Mitternacht"; daß man sich ferner allerhand — einerlei, ob wahre oder unwahre Anecdoten über seine ehemaligen Lebensverhältnisse zuflüsterte, — alle geeignet, ein geheimnißvolles, romantisches Licht auf seine Person zu werfen. Genug! Herr Belletti war in jenem Kreise aristokratischer Kunstliebhaber, welcher sich en miniature in unserer Hauptstadt gebildet hatte, für lange Zeit der beste Hahn im Korbe, und wurde außerdem wie eine Art Diplomat oder auswärtiger Geschäftsträger in unserer Künstlerwelt betrachtet. Mit einem Worte: Herrn Belletti's Baßtöne wurden für bedeutend vornehmer gehalten, als die aller anderen Bassisten, und wenn er sich in einer Privatgesellschaft in der Drottninggata, oder an der Schiffsbrücke an das Piano setzte, um eine „Canzonetta" zu singen, so rechnete man sich Das als eine nicht so kleine Ehre an; ja selbst der Hofmarschall v. Beskow, welcher stets für einen competenten Kunstrichter gegolten hat, pflegte alsdann zu dem Sänger hinzutreten und ihm seines Beifalles zu versichern. Es läßt sich

nicht leugnen, daß Herr Belletti in gewisser Beziehung einen Vorzug vor den meisten unserer übrigen Sänger hatte, daß er eine in seiner Art ausgebildete Methode besaß, daß er vollkommen Herr seiner Stimme war, und obendrein, wie die meisten Italiener, ein musikalisch begabter Mann. Andererseits lag aber in Herrn Belletti's Methode Manches, welches eher gemißbilligt, denn als Vorbild aufgestellt zu werden verdient. Ich will keine Bemerkungen über seine Stimme machen, die Nichts weniger als schön war; doch hatte sein Vortrag etwas Scharfes, Eckiges, Unnatürliches, und die Vibration der Stimme, die von manchen anderen italienischen Sängern mit Vortheil angewandt wird, wurde von ihm förmlich gemißbraucht, so daß man fast an den Vortrag eines Vorsängers in einer Dorfkirche erinnert wurde. Als Buffo hat Herr Belletti allgemeinen Beifall gewonnen, und dennoch sieht die unparteiische Kritik sich zu der Bemerkung veranlaßt, daß Herr Belletti, wenn er wirklich viel Komik in seinem Spiele entfaltete, uns desto weniger eigentlichen Gesang gab. Seine die Tonleiter abwärts laufenden Rouladen und unarticulirten Nebentöne: das Schnalzen, Schreien, Gurgeln und Gott weiß wie ich sie alle bezeichnen soll, mögen wohl für einen Künstler passen, der durch seine Gesticulationen und komischen Vorträge das schaulustige Volk an den Straßenecken belustigt, aber vom ästhetischen Gesichtspuncte aus läßt es sich nicht vertheidigen, und die Weise, mit welcher z. B. Lablache Gesang und Scherz zu verbinden wußte, war himmelweit verschieden.

Man behauptet, daß Herr Belletti zu Anfang seiner Lebensbahn Marmorblöcke gehauen habe; ich weiß nicht, ob sich dies Gerücht als wahr bewährt, und Das kann mir auch gleichgültig sein; doch läßt er sich vortrefflich als ein Steinhauer in der Musik characterisiren. Er hatte — um das Gleichniß festzuhalten — eine sichere Hand; er haute niemals fehl —

aber er haute zu, Tonleiter und Passagen rollten, wie schwere Steinbrocken durch einander, und selbst die Fiorituren, diese architectonischen Zierrathen der Musik, verriethen stets das plumpe Material, aus welchem sie gehauen waren. —

Herr Julius Günther begann seine künstlerische Laufbahn an unserer Oper in der angenehmsten Zeit und unter den günstigsten Verhältnissen. Sällsström hatte lange den letzten Vers gesungen; Robach, der viel guten Willen, aber wenig Stimmmittel besaß, hatte das Publicum zu der Ueberzeugung gebracht, daß es in ihm nur einen schwachen Ersatz haben werde. Das königliche Theater sah sich somit von der Gefahr bedroht, eines schönen Tages ohne brauchbaren ersten Tenor zu sein. Da erschien plötzlich Herr Julius Günther „wie aus den Wolken," und als bald darauf die beiden oben genannten Künstler mit Tode abgingen, sah man erst recht, daß es die höchste Zeit war, daß die Vorsehung, die über Alle, sogar über den damaligen Director des königlichen Theaters, Herrn Backman, wachte, sich über das arme Institut am Gustav-Adolphsplatze zu erbarmen geruht hatte.

Herr Günther hätte mit dem großen Feldherrn Julius Cäsar sagen können: „Ich kam, ich sah, ich siegte." Wenn nun Herr Günther kein Feldherr und kein Cäsar war, so war er doch wenigstens ein Julius und hatte eben die Fahne des Kriegsgottes verlassen, um zu der der Musen zu schwören. Er debutirte im „Fra Diavolo", mit einer Sicherheit und einer Haltung, die selbst bei der Parade Aufsehen erregt haben würde; die Probe war nicht leicht, weil Sällström's Glanzpuncte in derselben Rolle noch in zu frischem Andenken standen; aber der junge Sänger bestand sie so glücklich, wie man es kaum erwartet hätte.

Kaum war Herr Günther bei unserer Oper eingetreten, als der Zufall ihm, wie schon gesagt, seinen Platz zwischen den

ersten und vornehmsten Stützpfeilern derselben anwies. Man hatte freilich schon gleich nach seinem ersten Auftreten die Bemerkung gemacht, daß seine Stimme sich weder durch sonderliche Fülle noch durch großen Umfang auszeichne; aber man hatte auch andererseits eingestehen müssen, daß er mit seinen Stimmmitteln hauszuhalten und allen möglichen Nutzen daraus zu ziehen verstehe; daß er ferner stets das Aetherische in seinem Vortrage zu erhalten wisse, selbst wenn Dies auf Kosten des materiellen Elementes: der Kraft und der Ausdauer, geschah; und endlich, daß er, als ein Mann mit wahrhaft musikalischem Gefühle, sich besonders zur Ausführung einer solchen Tonschöpfung eigne, wo er seinem ästhetischen Gefühle gehorchen durfte, ohne sich von den übertriebenen Ansprüchen der Composition, mit Rücksicht auf Organ und Schule, tyrannisiren zu lassen.

In den Gesellschaftskreisen, wo Belletti als der — wenn auch nicht immer vollkommen gelungene — Marquis figurirte, war Herr Günther nur Gentleman, aber als solcher — vollkommen.

Das dritte Blättchen in unserem entzückenden lyrischen Kleeblatte war Jenny Lind.

Kein anderer Künstler hat bei uns in so kurzer Frist eine so große Bedeutung erlangt, wie Fräulein Jenny Lind.

Es war gar nicht so lange her, seitdem sie als kleine schalkhafte Schülerin sich im Vaudeville und in der Komödie versucht hatte, immer ungewöhnliche Anlagen verrathend, — Anlagen, die man mit geheimem Mißtrauen betrachtete, weil man fürchtete, daß eine so frühzeitige Blüthe keine Frucht für die Zukunft tragen werde.

Mehre Jahre waren vergangen, als man eines Tages plötzlich dadurch überrascht wurde, den Namen der kleinen Jenny unter dem Personal des Freischützen zu finden. Man weiß, wie sie diese erste größere lyrische Probe bestand und wie

Weber's Meisterstück von diesem Tage an bei uns zu neuem Leben verjüngt war.

Von jenem Abende an stieg ihr Ruhm mit jedem Tage. Wie hat die schöne Welt sich um sie gerissen! Wie hat der Adel sie in seinen Equipagen spazieren geführt und auf seinen Landhäusern frische Luft schöpfen lassen; wie haben die gelben Handschuhe sich auf dem Balle um ihre Hand gedrängt! Sie war die Illustration in allen Privatgesellschaften; das zauberische Lockmittel aller öffentlichen Musikvereine. Man hat Serenaden vor ihrem Fenster gehalten, man hat sie durch subscribirte Silber-Service überrascht; man hat sie in allen Größen lithographirt, man hat ihr Bild auf seidene Schnupftücher gedruckt; man hat Verse zu ihrem Lobe geschrieben, man hat ihr seine Compositionen gewidmet, man hat Riechwasser und Schnupftaback nach ihr benannt und sie zum Mitglied aller Wohlthätigkeitsanstalten erwählt.

Was war denn der Schlüssel zu dem Zauber, den sie auf das Publicum übte?

War sie eine Schönheit, die alle Anderen durch ihren Glanz verdunkelte, wie Aphrodite in dem Kreise der Göttinnen des Olymps?

Ich glaube kaum, daß ich alle die liebenswürdigen Wesen zu zählen vermöchte, die mir hierauf in der Stille ihres Herzens, mit einem unzweideutigen Nein! antworten würden, während sie vor dem Toilettenspiegel ihre schönen Locken zu dem bevorstehenden Balle ordnen.

Besaß sie eine Stimme, deresgleichen wir noch in unseren Räumen nie zuvor gehört hatten?

Hunderte unserer nordischen Singvögel würden sie zum Wettgesange aufgefordert haben und — Manche mit Ruhm bestanden sein.

Es war weder, als Schauspielerin durch blendende Schönheit — und man weiß wie mächtig diese wirkt! — noch als

Sängerin durch eine Stimme von nie gehörter Fülle, daß sie ihre Zuhörer so gewaltig zu sich hinriß; und doch war es, als Schauspielerin und Sängerin und im Besitze einer dritten Naturgabe, wodurch sie uns Alle gewann.

Es war das edle Feuer in ihrem Vortrage, die dramatische Begeisterung, die aus dem Inneren quillt und sich dem Zuhörer electrisch mittheilt. Es war die innere, der Seele innewohnende Musik, welche selbst der ungeschulten Stimme, dem reinen Naturgesange einen so rührenden, zum Herzen sprechenden Ausdruck verleiht.

Jenny Lind ist niemals eine Stimme erster Größe gewesen, d. h. die Stimme, als musicalisches Instrument betrachtet; wir haben deren gehört, die sowohl größeren Umfang, größere Biegsamkeit oder mehr Metallklang hatten; — ich brauche nur an Fräulein Widerberg zu erinnern, die damals freilich ausgesungen hatte, aber einstmals unsere Malibran gewesen war; eine Malibran ohne Schule, aber o, Ihr Nachtigallen, welche Stimme! Jenny Lind hat ihre Stimme durch Fleiß und Methode zu einem Werthe erhoben, wie es schwerlich eine Andere vermocht hätte; aber Dies allein würde nicht hingereicht haben, sie auf den Thron zu heben, den sie in unserer musicalischen Künstlerwelt eingenommen hat. Denn hierzu bedurfte es der Poesie des eigenthümlichen „Farbentones", womit Jenny Lind ihren Vortrag zu verherrlichen, die Wirkung der einfachsten Töne zu erhöhen und selbst das Nichtssagende, Platte zu veredlen verstand, sobald sie hinter den Coulissen hervortrat oder sich an das Piano setzte. Das Geheimniß ihrer Kunst bestand darin, daß sie nicht blos Das fühlte, was sie sang, sondern oftmals noch ein gut Theil mehr, als der Dichter und der Tonsetzer empfunden oder auszudrücken verstanden haben mochten.

Aus letztgenanntem Grunde war Jenny Lind's Triumph auch am Größten in den modernen Opern, wo der Ruhm

mehr ausschließlich ihr gehörte, während sie ihn in den classischen Musikstücken mit der Composition theilte. Selbst wenn man der Partitur zur „Norma", zur „Lucia", zur „Nachtwandlerin" oder zu „Robert dem Teufel", wenigstens Bruchstücke einer wirklichen Tonpoesie zusprechen will und einzelne gelungene Partien, besonders in dem Pathetischen, so war es doch im Ganzen ihre Kunst, die dem Stücke Geltung verschaffte und seinen Erfolg sicherte; nicht etwa weil sie die melodienreichen Stellen auf ihre geniale Weise ausführte — Das haben auch viele andere Sängerinnen ebenso gut und vielleicht noch besser gethan — sondern weil sie die wunderbare Gabe besaß, daraus ein schönes Ganzes zu schaffen und mit den gediegenen, edlen Partien die schwächeren zu decken, gleich wie man den Metallfaden und die spärlichen Blümchen eines Kranzes mit den schönen, üppigen Blättern einiger wenigen Rosen und Camelien zu bedecken sucht, — mit einem Worte: sie verstand es, die guten Körnlein in ihrer Rolle zu benutzen und einen Character daraus zu schaffen, der die Zuhörer bestechen und fesseln mußte. Auf diese Weise schuf Jenny Lind z. B. die Norma zu einer großen dramatischen und musicalischen Rolle, während die meisten italienischen Sängerinnen — und ich habe die besten in dieser Oper gehört — nur die auf Effect berechneten Nummern vortrefflich ausführten und sich um das Uebrige nicht weiter kümmerten; somit statt Scenen, Tacte gebend und statt einer Composition einzelne geniale Episoden ausführend. Es war in Wahrheit zum Staunen, wie Jenny Lind, den Maestro Bellini oder Donizetti mit ihrem eigenen Vorrathe von Genie ergänzend, einen goldigen hellen Sonnenschein hervorzauberte, wo Andere nur spärliche Sonnenstrahlen zu geben vermochten, eine majestätische Naturrevolution, wo Andere nur ein schwaches Wetterleuchten aufzuweisen hatten, oder wenn es ihr gelang, Sinn, Ausdruck und Leidenschaft in die undankbarsten Lücken-

14 *

büßer zu legen, und zwischen lauter Spreu ein Goldkörnlein zu finden. Sie nahm diese Maestri auf ihre kräftigen Arme und stellte sie auf ein Piedestal, das zu erreichen sie selbst nimmer gehofft hatten; dann streichelte sie den erschrockenen Tonkünstlern zutraulich das Knie und sprach: „da sollst Du stehen, maestrino mio caro! Du bist ja viel größer, als Du selbst weißt, Du bist ja groß, prächtig, Du bist ja ein Gott!" Die kleine Jenny war in diesem Falle viel liebenswürdiger, als ein gewisser Monarch, der jedesmal, wenn er seinen Günstling mit einer neuen Gunstbezeugung überhäufte, zu ihm sprach: „Ich will Dich so groß machen, s o groß, daß Du Dich zuletzt — vor Dir selbst schämen sollst."

Aus Obigem geht hervor, daß Jenny Lind eine entschiedene dramatische Sängerin war und es wäre deshalb unrecht, sie mit jenen berühmten Sängerinnen des Auslandes vergleichen zu wollen, deren eigentliche Stärke in der sogenannten Bravour lag. An Kunstfertigkeit hat es ihr nicht gefehlt, sie besaß deren so viel wie es ihr noth that, aber sie würde dennoch einen solchen Vergleich nicht ertragen haben. Die mechanische Fertigkeit, womit die französischen Opernsängerinnen das scheinbar Unmögliche ausführen, und zwar mit entzückender, natürlicher Anmuth, wie z. B. Marie Cabel, — die besaß Jenny Lind nicht in halbem Maße, und die Mehrzahl von uns hatte auch nicht einmal eine Ahnung von solchen Dingen; aber deshalb handelte Jenny Lind auch sehr klug darin, daß sie niemals ihre Lorbeeren in Paris zu pflücken versuchte, wo man freilich das Gründliche schätzt, aber am Liebsten hingeht und das Brillante hört, wo man Mozart in der Stille anbetet, aber seinem Tempel am Liebsten vorbeigeht. Jenny Lind würde in Paris allerdings einen „auf Achtung gegründeten Erfolg" erworben, aber niemals „Furore" gemacht haben, und Das war nicht die kleinste nützliche Lehre, welche Jenny von ihrem Aufenthalte in

Paris bei Garcia mit nach Hause brachte. In Deutschland hatte sie dahingegen bald „ihre Pappenheimer" kennen gelernt. Mit ein Bißchen Händel, am rechten Orte angebracht, und einer gewissen Portion Andacht im Programm machte sie sich alsdann das stolze Albion unterthan, worauf es ihr, als europäische Berühmtheit, nicht schwer wurde, auch Nordamerika zu ihrem Vasallen zu machen. Jenny Lind ist stets ein kluges Frauenzimmer gewesen und das muntere, fröhliche naturfrische Kind hat sich gar rasch zu einem solchen entwickelt; Manche fanden sogar, daß die „himmlische Jenny" außerhalb der Bühne, im täglichen Leben zu klug sei; Ich will mir kein Urtheil hierüber erlauben; dies gehört ebenso gut zum Geschwätz wie das Gerücht von ihrer übertriebenen Frömmigkeit, von ihren Quäcker-Sympathien und ihren Actien in dem ostindischen Missionswesen.

Jenny Lind's Klugheit hat sich niemals vollkommener offenbart, als in der Selbstüberwindung: zu rechter Zeit von den Brettern zu verschwinden, um ein häusliches Glück statt des künstlerischen, welches stets von der Laune des Publicums abhängig ist, zu suchen. Ich gestehe, daß es Manchen wie ein Blitzstrahl traf, als man im Winter 1852 von Boston in Amerika aus erfuhr, daß dieselbe Jenny, welche man wie eine himmlische Luftspiegelung zu betrachten gewohnt war, wie ein verkörperter Ton, wie ein luftiges, poetisches Etwas mit blonden Locken, das durch Zufall mit einem Paar Füßen ausgerüstet worden war: berechnet für eine holperige, kurze Erdenwanderung, daß diese Jenny, in welcher Manche eine zweite heilige Jungfrau oder doch einen Stoff zu einer neuen Heiligen gesehen hatten — plötzlich den irdischen Beschluß gefaßt hatte: sich zu verheirathen, und mit wem? Vielleicht mit einem jener Lords, Marquis oder Prinzen, welche unter ihrem Fenster auf- und abwandelnd so romantische Seufzer ausgestoßen hatten? Nein!

mit einem Herrn Goldschmidt — Pianist. Man konnte sich nicht mit dem Gedanken aussöhnen, daß sie, die höhere Offenbarung, das Phänomen, die Idee, sie — die Europäische, die Transatlantische mit Etwas so Platten, wie einer Madame — wie war es doch? — Madame Goldschmidt enden, und von ihrer Madonnenhöhe in eine schmutzige Judengasse in Hamburg niederstürzen könne — ja! man hatte Lust, in Wuth darüber zu gerathen! Es hagelte Witze — boshafte Witze! — über die noch eben Vergötterte. „Also," so sagte der Eine — „was wir für ein glänzendes Gestirn am Firmamente hielten, war Nichts weiter als ein holländischer Ducaten, der nun in einen schwindsüchtigen ledernen Beutel gesteckt ist!" „Eine so brillante Boston-Partie, wie Herr Otto Goldschmidt, hat bis jetzt schwerlich Jemand gemacht!" äußerte der naseweise Hamburger Freischütz. Ein Dritter meinte, daß dieser Schritt von Seiten Jenny's nur eine Reminiscenz aus der „Nachtwandlerin" sei; und von Herr Goldschmidt's Seite eine gewöhnliche Moses-Phantasie, in Thalberg's wunderbarer Manier. Jenny war und blieb mittlerweile vermählt und im Grunde ging Dies, außer ihr, Niemand Etwas an. Sie hat nun ihre fashionable „terrace" vor London, ihr Vermögen steht in sicherer Bank; sie singt dann und wann ein wenig Händel und steht gut bei der Königin Victoria angeschrieben, hält eben nicht besonders viel von Herrn Westerdahl, aber liebt ihr altes Swealand noch immer mit warmem Herzen; schließlich hat sie auch noch das Verdienst, daß das Geschlecht Goldschmidt nicht mit ihrem Manne aussterben wird.

Gleichzeitig mit den oben betrachteten Meteoren der lyrischen Scene hatten wir auf dem Gebiete der dramatischen ebenfalls unsere Theatersonnen, Theatermonde u. s. w. Hjortsberg war freilich nur noch eine großartige Erinnerung, und mehre andere Talente einer fast erloschenen Epoche hatten

ein herbstliches Ansehen; Lindström war in der Oper lange schon der bloße Schatten einer ehemals schönen Stimme und deutete den vergeblich lauschenden Zuhörern fast nur noch durch die „große" und „kleine" Geste an, daß er wirklich aus vollen Kräften sänge; Sällström, der bezaubernde Sällström, war auch dahin und selbst Frau Torrslow's tragisches Schnupftuch war abgenutzt (wir Alle erinnern uns, wie sie es im fünften Acte eines Drama's zu ringen und zu mißhandeln pflegte!) Frau Erikson's parfümirte Coquetterie in der höheren Comödie war nicht mehr zeitgemäß; und Sevelin im niederen Lustspiele kannte man auswendig; Sevelin, das Entzücken des fünften Ranges, ein Komiker mit guten Anlagen, der aber zu früh in einer verkehrten Form erstarrt und zuletzt mehr Clown als Schauspieler war. Aber wir hatten noch die Gebrüder Kinmansson, Jeder in seiner Manier ausgezeichnet, gute dramatische und lyrische Kräfte, und wohl auch mehr; wir hatten den achtungswerthen Almlöf; im Thiergarten-Theater: Torrslow (in „Strozzi und Martino") und außerdem noch einige niedliche junge Schauspielerinnen und endlich im Trauerspiel den genialen (?) Dahlqvist.

Herr Dahlqvist war der Löwe, der schwedische Löwe neben Belletti, dem afrikanischen. Er hatte noch vor kurzem in seinem wohlausgestatteten Kaufladen gestanden und Bombassin und Zwirntüll für seine schönen Kunden abgemessen; dann hatte er eines schönen Tages die Elle in den Winkel geworfen, den Coturn angeschnallt und war in seiner feierlichen Gestalt, als Held im Drama und Trauerspiel aufgetreten. Er hatte Fiasco gemacht und dennoch den Muth nicht verloren. Er hatte darauf seine Schwingen in der Provinz versucht, war nach einigen Jahren in die Hauptstadt zurückgekehrt, war von Neuem auf dem königlichen Theater aufgetreten, hatte abermals gegen mancherlei Widerwärtigkeiten zu kämpfen gehabt, endlich aber

ein gewisses Aufsehen erregt, darauf eine Partei für sich gewonnen und sich durch deren Beihülfe zu etwas „Nochniedagewesenem“ empor geschwungen. Trotz seinem oftmals falschen Pathos, seiner Anlage, in Uebertreibungen und oftmals in die reine Carricatur zu fallen, trotz seinem von Natur unangenehmen Organe und seiner unnatürlichen, gezierten Declamation, besaß Dahlqvist doch manches Gute, Manches, was seine Wirkung nicht verfehlen konnte. In einer strengen und guten Schule gebildet, würde er ohne Zweifel als Schauspieler bei Weitem mehr geleistet haben; und doch muß man trotz seiner Verschrobenheit und Gehaltlosigkeit einräumen, daß er für Augenblicke besser inspirirt und stets charakteristisch war. Man kann sich nichts Unglücklicheres denken, als Herrn Dahlqvist im blauen Frack und den knappen Beinkleidern des ersten Liebhabers; im spanischen Rittermantel dagegen, im breitrandigen Hute des Straßenräubers spielte er immer eine stattliche Figur auf dem Theater, und gerade in dieser Beziehung hatte er ein merkwürdiges Talent zu häufigen und stets eigenthümlichen Neuerungen.

Genau genommen wäre sein eigentlicher Platz im — „Tableau vivant“ gewesen.

Von seiner „Partei“ wurde Herr Dahlqvist als ein höheres Wesen angesehen. Wenn er im Sommer, des Abends im Stromparterre sitzend, Tableau machte (er that dies auch außerhalb der Scene gern) vor sich hin starrend und in „nichtsdenkende Gedanken“ versunken, da gingen seine Anbeter auf den Zehen an ihm vorüber — gerade wie man neulich von den Lazzaroni in Neapel erzählte, die Garibaldi in seinen Träumen zu stören fürchteten — und flüsterten sich, wehmüthig mit dem Kopfe schüttelnd, zu: „Hm! Hm! o weh! Heute ist er so finster, so finster!“ Wenn er aus der Probe kam und quer über die Straße in Pohl's Kaffeehaus eintrat, sah man ihn

gewöhnlich mit abgemessenen Schritten, wie ein Gespenst, auf den Schenktisch zu gehen, der gemüthlichen kleinen Mamsell Rose einen umwölkten Gruß zunickend und mit gläsernem Auge das verschiedene Backwerk betrachtend; dann steckten seine Freunde die Köpfe zusammen und seufzten: „Hm! Hm! o weh! Unser armer Hamlet!“ und wenn Mamsell Rose der Scene dann ein Ende machte mit einem freundlichen: „Einen Anisette, Herr Dahlqvist?“ da antwortete Hamlet: „Ich glaube beinahe, lieber — einen Pfirsich!“

Auf der männlichen Seite hatten wir also Herrn Georg Dahlqvist als große Charaktermaske auf unserer dramatischen Bühne, aber wir hatten auch in dem schönen Geschlechte eine Größe, deren Namen ich noch nicht genannt habe; eine wahre Löwin: hätte Jenny Lind nicht ihre eigene von dieser durchaus getrennte Lauf= und Siegesbahn gehabt, so würde die eine Löwin höchst wahrscheinlich die andere zerrissen haben. Ich glaube fast, daß die blonde Jenny in solchem Falle den Platz behauptet haben würde, denn Emilie Högqvist (sie ist es, die ich meine) trug unter der Löwenhaut das Herz eines schüchternen Täubchens.

War Fräulein Högqvist wirklich die ungewöhnlich tüchtige Schauspielerin, die in jeder Hinsicht ausgezeichnete Künstlerin, wozu die allgemeine Stimme sie mehre Jahre hindurch zu machen suchte? Sie war, nach meiner Ansicht, in manchen Rollen ihres reichen Repertoires eine wirkliche Künstlerin, in allen eine anziehende, interessante Schauspielerin; selbst in solchen, wo sie nur ihre eigene Rolle spielte. Durch Zufall und sehr frühzeitig in das Schauspielerleben hinein geworfen, (während Dahlqvist aus eigener heftiger Leidenschaft dazu getrieben wurde) wahrscheinlich ohne zu wissen, was man unter dramatischer Kunst versteht, (während Herr Dahlqvist sich wenigstens seine eigenen merkwürdigen Ideen darüber gebildet hatte)

schwang Emilie Högqvist sich gleichwohl binnen wenigen Jahren auf einen Standpunct, den Dahlqvist niemals erreicht hat. Ihr angeborener Geschmack, ihr sicherer Blick und ihre ungewöhnliche Fassungsgabe hatten sie dabei unterstützt. In ihrem letzten Stadium studirte sie eifrig und zwar mit viel mehr Ernst, als man ihr zugetraut haben würde, sie las und dachte sich gründlich in ihre Rolle hinein, aber am Meisten beobachtete sie. In dieser Beziehung waren ihre Reisen ihr von großem Nutzen gewesen; sie sah Alles und wählte das Beste, wenn nicht mit critischem Bewußtsein, doch mit wunderbarem Instincte, und hatte daneben die Gabe, sich das Gesehene anzueignen und mit lebendiger Frische wiederzugeben.

Sie hat wenig Rollen mit vollkommener Selbstständigkeit geschaffen, wenn sie deren überhaupt geschaffen hat — und in diesem Sinne genügte sie in neuester Zeit nicht den Anforderungen, die — man an das wahrhaft große dramatische Talent zu machen pflegt, — aber in ihren Nachbildungen wählte sie mit seltenem Scharfblicke unter hundert Vorbildern stets das beste und schuf alsdann aus diesen einzelnen Erinnerungen, Eindrücken und Beobachtungen aus dem Leben oder von fremden Schaubühnen, ein Ganzes, welches in hohem Grade dem Character einer ursprünglichen Schöpfung gleichkam und die Zuschauer stets befriedigte, während Herr Dahlqvist, immer selbst seine Rolle schaffend, immer abgeschmackt oder verkehrt, kaum den zehnten Theil des Publicums für sich gewann. (Ich vergleiche diese beiden berühmten Zeitgenossen abermals, weil sie, obschon im Grunde so durchaus verschieden, dennoch vortrefflich dazu passen, ihre beiderseitige Größe zu bestimmen.) Es ist nicht zu leugnen, daß wir bisweilen — besonders in solchen Stücken, die nicht eigentlich das Entfalten eines besonderen dramatischen Talentes erheischten, bei Fräulein Högqvist vorzüglich das hübsche anmuthige Weib bewunderten, die schönen Augen; die kleine co=

quette Locke auf der Stirn und die stets geschmackvolle und frische Toilette; es ist ferner nicht zu leugnen, daß man ihr oftmals eine Aufgabe zu lösen gab, wozu weder ihre Kunst, ihr Geist, noch ihre physische Erscheinung ausreichten, und in solchen Fällen konnten folglich ihre Leistungen trotz allen guten Willens, trotz aller lobenswerthen Anstrengung, nur von zweifelhaftem Werthe sein; in solchen Rollen aber, die Etwas mehr von ihr verlangten, als die bloße Schaustellung der neuesten Pariser Moden, einen blendenden Luxus von Sammet, Blonden, Perlen und Juwelen, wo sie nicht ausschließlich auf einfältige, nichtssagende Repliken beschränkt war, da war sie unwiderstehlich in ihrem natürlichen, seelenvollen Spiele, hinreißend durch Frische und Anmuth und überraschend durch ihre glücklichen Einfälle! Da war sie prächtig in ihrem Gram oder in ihrem Stolze, ergreifend in ihrem Schmerze, und zum Entzücken in ihrer Heiterkeit und in ihren Scherzen; und zugestanden, daß ihre jugendliche Schöne ihrem Auftreten einen unaussprechlichen Zauber verlieh, darf man Emilie Högqvist dennoch nicht die Anerkennung versagen, daß sie auf den Brettern mehr, als „eine hübsche Persönlichkeit" war, vollkommen in der Kunst sich geschmackvoll zu kleiden.

So lange Emilie Högqvist die gefeierte Dame war, und in Folge dessen überschüttet mit den Gütern dieser Welt, so lange streute sie von ihrem Ueberflusse nicht allein in den Kaufläden, sondern auch in den Wohnungen der Armuth aus und versagte ihrem guten Herzen ebenso wenig einen Wunsch, als ihrer Prachtliebe. Nicht ein Mal, sondern zu wiederholten Malen hat sie die arme, vergessene Sängerin Widerberg aus dem größten Elende befreit, obgleich Diese für sie eine durchaus fremde Persönlichkeit war, während Andere, welche Fräulein Widerberg's Cameraden gewesen, oder durch sie groß geworden waren, kaum noch den Namen der einst so vergötterten „Susanna"

kannten, obschon diese das Publicum vor gar nicht langer Zeit mit den Ueberresten einer wunderbar schönen Stimme und mit den zweifelhaften Spuren einer bezaubernden Schönheit hingerissen und gefesselt hatte. Emilie Högqvist war wohlthätig und freigebig, so viel sie konnte, und nicht selten mehr, als sie konnte, und ohne einen Dank oder eine „öffentliche Anerkennung“ zu beanspruchen; wenn auch Manche ihre Gaben spöttisch entgegennahmen oder ihr mit Undank lohnten, so wußten Andere die liebenswerthe Großmuth desto inniger zu schätzen und die holde Fee zu lieben, über die so manche vornehme Magdalena die Nase rümpfte, und der Jenny Lind am Liebsten den Rücken wandte. Als darauf die Nachricht von ihrem frühzeitigen Tode, in einem Winkel des Auslandes, eintraf, ein Tod: zu früh für ihre Künstler-Laufbahn, aber nicht für's Privatleben, das so reich an Schicksalen und Prüfungen aller Art gewesen war — da wurde hier in ihrer Heimath sicher manches Auge naß, das einstmals durch ihre Großmuth, durch ihr zärtliches Mitgefühl getrocknet worden war. Ich habe weiter oben erwähnt, daß Emilie Högqvist schon als Kind in das Schauspielerleben hinein gerieth, vermuthlich ohne zu wissen, was sie auf dieser Bahn zu suchen habe, und ihren Beruf mit Gleichgültigkeit betrachtend. Diese Lebensperiode, wo sie, wenn nicht eigentlich als Schauspielerin, doch unter sogenannten Schauspielern und in einer sogenannten Künstlerwelt lebte, war ein kleiner Roman für sich, voll Abenteuer und Unfälle, über die man bald lachen, bald weinen möchte. Als Fräulein Högqvist später in glänzenden Verhältnissen lebte, erröthete sie nicht bei den Erinnerungen an ihr ehemaliges Zigeunerleben; sie trug sogar kein Bedenken, ihren Freunden diese oder jene kleine Episode mitzutheilen, die sich gerade ihrer Erinnerung aufdrang. Von derartigen Anecdoten fällt mir gerade jetzt eine ein, die ich aus Emilie Högqvist's eigenem Munde habe, die Wahrheit

und Dichtung enthalten mag, aber was Fräulein Högqvist's eigene Jugenderlebnisse betrifft, doch vollkommen historisch sein dürfte.

Es war in jenen Tagen, wo die Sonne ihres Glückes vielleicht am Höchsten stand. Sie war gerade von Frankreich heimgekehrt, wo sie die ersten Vorbilder der Pariser Schaubühne studirt und sich, was diese am Vortheilhaftesten auszeichnete, angeeignet hatte. Stockholm hatte seine gefeierte Emilie noch anmuthiger wieder gesehen, als zuvor, noch reizender in Toilette und Wesen, freier und sicherer auf der Bühne, mehr künstlerisch ausgebildet, noch liebenswürdiger und interessanter in der Unterhaltung und als vollendet feine Weltdame in ihren Salons.

Alle Welt bemühte sich deshalb, Zutritt in den Prachtsälen zu erlangen, die sie an der Ecke des Gustav-Adolphplatzes und der Tredsgata, bewohnte. Es war mehr als eine bloße Modesache: es war der innige Wunsch, jene Zaubrerin persönlich kennen zu lernen, die man freilich jeden zweiten Abend auf den Brettern bewundern konnte, aber von welcher tausend Zungen verkündeten, daß sie am Bewunderungswürdigsten in ihrer eigenen Wohnung sei. Ich hatte Fräulein Högqvist durch Zufall schon früher persönlich kennen gelernt und hatte deshalb das Glück, schon einige Tage nach ihrer Heimkehr, als sie von der Reise ausruhend, sich in den sogenannten „kleinen Gemächern" zurückgezogen hielt, die Thür zu dieser Feenwelt offen zu finden, und in Folge Dessen wurde ich glücklicher Theilnehmer an jenen kleinen gemüthlichen Cirkeln, welche die geistreiche Schauspielerin, der Abwechselung halber, um sich zu versammeln pflegte und zu denen, mit Ausschluß der prächtigen Uniformen, welche ihre Thür belagerten, nur einige wenige Freunde aus der Künstlerwelt und einige Literaten zugelassen wurden.

Eines Abends saßen wir in traulichem, geschlossenem

Kreise in Emilie Högqvist's Gala-Schlafzimmer; jenem Zimmer mit den weichgepolsterten Divans und den weitberühmten Nipptischen mit tausenderlei Phantasie- und Luxusgegenständen — theils Geschenke von Gott und der ganzen Welt, theils heimgebrachte Andenken an die prachtvollen Kunst- und Industrieausstellungen des Auslandes.

Bei diesen kleinen Abendgesellschaften pflegte bei Fräulein Högqvist nur „kleine Tafel" gehalten zu werden, wie man in der Hofsprache zu sagen pflegt. Wir brachten einige Stunden mit munteren Gesprächen zu, nicht blos über die Ereignisse des Tages, sondern auch über Literatur und Kunst, wobei man nicht selten Gelegenheit fand, die große Belesenheit, die treffenden Anmerkungen und Beobachtungen der schönen Schauspielerin zu bewundern; dann und wann stand wohl auch ein Mitglied der Gesellschaft auf, um sich an das kleine, bekannte, aufrechtstehende Fortepiano zu setzen und ein munteres Lied vorzutragen, und selbst Fräulein Högqvist pflegte ihren Gästen bisweilen ein Musikstück zum Besten zu geben, ohne Anspruch vorgetragen, aber lieblich und angenehm wie Alles, was diese, von der Natur so wunderbar ausgestattete Frau unternahm. Während der Zeit wurde ganz auf „bürgerliche" Art Obst, Champagner und Selterwasser umher gereicht. Später wurde ein Abendessen aufgetragen, das, halb stehend, halb sitzend, an kleinen runden Tischen eingenommen wurde, die der Zufall hier und dort in dem Speisezimmer hingestellt zu haben schien: einige wenige Gerichte, einige Flaschen Wein, das war Alles, und danach ein phantastisches Dessert in reicher Auswahl, aber ohne prahlenden Aufsatz. Man war hauptsächlich ungenirt, genoß seiner Freiheit, aß mäßig, lachte viel und leerte sein Glas eigentlich nur, um Veranlassung zu einem munteren Trinkspruche zu finden. Emilie Högqvist hüpfte wie ein munteres Vöglein zwischen den kleinen Tischen umher; sie hatte für Jeden ein freundliches

Wort, für Jeden einen ihrer herrlichen Blicke; sie war die aufmerksamste Wirthin: unermüdlich, stets zuvorkommend und unwiderstehlich; sie schlich sich hinter einen Stuhl, nahm den leeren Teller, reichte mit freundlichem Blicke einen anderen dafür hin; sie schenkte mit eigener Hand den feinen „Bordeaux" und stieß bald mit Dir an, bald mit mir; sie war überall und nirgends, eine nordische Hebe, eine Walkyrie des Südens, schön, gut, gleichzeitig ein Naturkind und eine Weltdame, aber stets einzig in ihrer Art, unnachahmlich in ihrer Naivität.

Ich vergesse aber, wie es scheint, meine eigentliche Geschichte. Es war also an einem solchen Abende bei Fräulein Högqvist: van Boom hatte aber mit Meisterhand einige der neuesten Erzeugnisse der „wunderbaren Schule" vorgetragen; einige Lieder von Lißt und Schubert und Henselt's unübertreffliches „Si oiseau j'étais." Darauf kam die Unterhaltung wieder in den Gang.

Sie rollte, wie Dies häufig geschah, wieder auf Emilie Högqvist's letzten Aufenthalt im Auslande. Man sprach von den Theatern in Paris und den dortigen Bühnenhelden. Der Eine brachte Rachel auf's Tapet, der Andere Bouffé, ein Dritter nahm die witzig Déjazet unter seinen Flügel und ich wagte es, als größte Ehre und größten Schmuck der französischen Bühne den Namen Mlle. Mars zu nennen.

Fräulein Högqvist erklärte sofort, daß sie meiner Ansicht sei. Sie hatte Fräulein Mars bei ihrem letzten Besuche in Paris persönlich kennen gelernt, hatte das Glück gehabt, stundenlang ihre Rathschläge und Winke in Betreff der dramatischen Kunst entgegen zu nehmen und ihrer Künstler-Erfahrungen und Bekenntnisse theilhaftig zu werden. Sie glaubte mit Recht, daß es Mlle. Mars gewesen sei, welche ein neues Leben, einen neuen Geist in ihr endeckt habe und rechnete ihr dankbar die

höhere Entwickelung und gediegene Ausbildung an, die sie — Emilie — in der letzten Zeit gewonnen hatte.

Ich, meinerseits, hatte mich nur so ein für alle Mal in Mlle. Mars verliebt, daß ich, nachdem ihr Name genannt war, von Niemand anders mehr hören wollte. Ich war so glücklich gewesen, sie im Théâtre français, in ihrem letzten Triumphe zu sehen, in dem bekannten Drama von Alex. Dumas: „Mademoiselle de Belle Isle,“ vielleicht dem besten, welches Dumas geschrieben und das er „aus tiefer Bewunderung und reinster Dankbarkeit,“ Mlle. Mars gewidmet hat. Ich sah sie, die schon bejahrte Frau, hier, bis zur vollkommenen Sinnestäuschung eine siebenzehnjährige Schönheit darstellen; und ich h ö r t e sie, ich hörte das weltberühmte Organ, dem Tausende zum Opfer gefallen waren, diesen unnachahmlichen, vollen Metallklang, noch tönend wie in den goldenen Tagen der ersten Jugend, dies zarte Leben der Stimme, die feinsten Lautabstufungen, welche Seele und Gefühl hervorzubringen im Stande sind, und die geheimnißvoll, wie in magnetischem Rapport, in unserer Seele wieder klingen. (Wohl zu bemerken, daß ich noch heute, wo ich dies niederschreibe und nachdem zwanzig Jahre darüber hingegangen sind, noch ganz „phosphoristisch“ werde!) Es sind viele Meister im Declamiren gewesen — Mlle. Rachel war unerreichbar in dieser Kunst, — aber die natürliche Gabe: schön zu s p r e c h e n, hat gewiß Niemand in höherem Grade besessen, als Mlle. Mars, und wer die französische Sprache nicht von ihrer Lippe hat fließen hören, der hat keinen Begriff von der Schönheit, welche sie zu offenbaren fähig ist.

Alles dies trug ich Fräulein Högqvist's Gesellschaft mit beredter Zunge vor. Ich beschrieb Mlle. Mars' erstes Erscheinen in dem genannten Stücke, ihre reizende Figur, ihr Antlitz, welches noch immer die edlen Züge aus der ersten Blüthezeit bewahrt hatte und nur durch eine Haarfrisur „à l'enfant“

verjüngt war, ihren zur Erde gesenkten Blick, ihre schüchterne Geberde, als sie im Cabinette der Marquise sich an der Schwelle verneigt, nur das eine Wort: „Madame!“ flüsternd; wie die göttliche Künstlerin, ich meine die Gabriele, alsdann von der Marquise dem Herzoge vorgestellt, ehrerbietig und doch voll Würde einen Schritt zurücktritt, das Auge aufschlägt, doch nur um es jungfräulich wieder zu senken, und darauf langsam beginnt: „Merci donc, d'abord à Mr. le Duc de Richelieu!“ welch' überwältigender, seelenvoller Ausdruck in diesen wenigen Worten, die an und für sich so wenig enthalten und in einem anderen Munde nichtssagend sein würden! „O, meine Freunde!“ rief ich und hielt alsdann pathetisch inne.

Dieser und Jener der Freunde verzog den Mund zu einem Lächeln, aber die liebenswürdige Wirthin trat nun entschieden auf meine Seite. Sie nahm das Wort:

„Dies Alles mag übertrieben klingen und wahr ist, daß man es in dergleichen Sachen nicht allzu strenge nehmen darf mit einem Feuilletonisten. (Seitenhieb!) Wer aber Mlle. Mars gesehen, gehört und gekannt hat, wird nicht bestreiten, daß in dem eben vernommenen Lobe viel Wahres enthalten ist und was den Zauber ihrer Stimme betrifft, so muß ich dem geehrten begeisterten Redner vollkommen beipflichten. Ich habe diesen in hohem Grade an mir selbst erfahren und zwar außerhalb der Bühne, in einer Privatangelegenheit. Es waren die ersten Worte, die Mlle. Mars an mich richtete; Worte, die freilich schon ihrem Inhalte nach dazu geeignet waren, einen tiefen Eindruck auf mich zu machen, welche aber nur durch den Wohllaut, mit dem sie gesprochen wurden, so merkwürdig geworden sind, daß weder Zeit noch Umstände sie jemals aus meiner Seele zu wischen vermögen!“ — „Seht, da haben wir es!“ rief ich; „wer wird nach dieser Erklärung einer so competenten Richterin noch an der Wahrheit meiner Worte zweifeln wollen?“

Die Spötter hatten ihre Waffen bereits in die Scheide gesteckt und eine gewisse Neugierde hatte sich der Anwesenden bemächtigt. Alle wünschten etwas Näheres über dies erste Zusammentreffen zwischen Emilie Högqvist und der berühmten französischen Künstlerin zu erfahren, und vor Allem, die Worte, welche letztere bei dieser Gelegenheit gesprochen hatte. Man bestürmte die liebenswürdige Wirthin mit Bitten um gütige Mittheilung über die Sache und Emilie Högqvist begann darauf folgende Erzählung:

„Es sind nun viele Jahre her. Schutzlos in die Welt hinaus gestoßen, ohne Bildung, ohne Rathschläge oder Anweisung von einer einzigen guten, wohlwollenden Menschenseele, hatte ich es für ein beneidenswerthes Glück gehalten, als ich endlich von einer wandernden Schauspielertruppe aufgenommen worden war. Ich wurde eigentlich als ein überflüssiges Ding angesehen, daß man aus Barmherzigkeit mit sich herumschleppte. Eine verwendbare dramatische „Kraft" war ich nicht, Das weiß Gott, man glaubte indessen mich bei Gelegenheit in den stummen Rollen, als Lückenbüßer gebrauchen zu können und vielleicht im Nothfalle sogar in dieser oder jenen Soubretten-Rolle, wo ein nettes Gesicht und ein ordentliches Kleid die fehlende Kunstfertigkeit im Spiel ersetzen konnten. Malla Köök war mit, sie und ich, und ich und sie führten ein Leben wie die Zigeuner; wir hatten im Stillen unsere recht schwermüthigen Augenblicke, aber dazwischen auch lichte und angenehme Stunden. Die Ladendiener in den kleinen Landstädten fanden uns bezaubernd, schenkten uns Rosinen und Mandeln und führten uns zu Ball. Wenn wir den einen Tag hungerten, mußten die Rosinen uns am nächsten Morgen dafür trösten; Das war freilich keine glänzende Existenz, aber gleichviel! die Zeit verstrich.

Wir hatten schon fünfzig oder gar hundert Meilen zurückgelegt, als mitten auf der Landstraße in Holland unsere erste

Liebhaberin an einem heftigen Nervenfieber erkrankte. Schon waren eine Menge Vorstellungen bestimmt und angezeigt, die in den umliegenden Städten gegeben werden sollten, und unser vorbereitetes Publicum saß überall und rechnete die Stunden, bis der erste Packwagen der ersehnten Thalia über die Straßen oder Marktplätze ihrer resp. Stadt rollen werde. Kotzebue's Dramen ohne erste Liebhaberin zu geben, wäre aber Dasselbe, wie ein Ball ohne Musik. Da gerieth unser liebenswürdiger Director auf den überspannten Einfall, mir einige von diesen Rollen zu übertragen, die dadurch, daß sie in sich wenig natürlich darum nicht auch desto leichter darzustellen waren. Es war das erste Mal, daß ich meine Schwingen in höheren Räumen versuchen sollte; das Anerbieten war freilich äußerst schmeichelhaft für mich, aber ich war nicht leichtsinnig genug, diesen bedeutungsvollen Schritt auf meiner Laufbahn ohne Herzklopfen zu thun. Man bedenke! Ich, das Zigeunerkind von der Straße, der Liebling der Kramläden, ein halbwildes, unmanierliches Ding — Ihr hättet mich nur sehen sollen! — mit achteckigen Bewegungen, lang wie ein aufgeschossener Spargel, ich sollte nun urplötzlich die empfindsame, romantische, pathetische Dame spielen; ich sollte auf dem Sopha sitzen, Lieutenants und vielleicht gar Herzöge vor mir das Knie beugen lassen, ich sollte die Hände ringen und „eine Scene machen," sollte in Ohnmacht fallen, die Zitter spielen, sollte mit trotziger Stirn gen Himmel blicken und ausrufen: „Schärfe Deine Pfeile, o Schicksal! Ich bin ein Weib, aber ich bin stark!" Alles dies sollte ich in zweimal vier und zwanzig Stunden lernen .... Das war entweder zum Verzweifeln, oder zum Todtlachen!

Hm! ....

Noth kennt kein Gebot. Ich mußte daran. Ich kann nicht leugnen, daß ich mir, als ich das erste Mal in meiner neuen Würde auftrat, vorkam wie die Katze auf dem Glatteise,

und ich hörte gar wohl, daß man herzlich über mich lachte, nicht blos im Parterre — das ist immer boshaft, in der Provinz sowohl wie in der Hauptstadt — sondern auch im ersten Range, meine Freunde! Diesem Platze der ernsteren, würdigeren Haltung, der Critik der „feinen Welt.“ Man lachte aus vollem Halse; als ich, durch einen Brief von der Treulosigkeit meines Geliebten benachrichtigt, recht in Verzweiflung gerathen wollte, rief man: „Arme Kleine!“ und unten an der Rampe flüsterte Jemand: „Weine nicht, Högqvist! Wenn Du fertig bist, sollst Du eine Apfelsine haben.“

Mein lieber Director nahm die Sache wie ein vernünftiger Mann und rieth auch mir Dasselbe zu thun. Es war offenbar, daß ich schlecht zur ersten Liebhaberin taugte; aber davon abgesehen, hatte doch mein Director einerseits keine Andere, um mich zu ersetzen, und andererseits, sei es nun, daß mein Spiel so widersinnig war, daß es pikant wurde, oder daß das Publicum im Stillen ein wohlwollendes Mitleid für mich empfand, einerlei! Das Haus war immer ziemlich besetzt. Deshalb blieb die Sache wie sie war: ich seufzte meinen Kotzebue, so gut ich es verstand; die Zuschauer waren belustigt und am nächsten Abende — seufzte ich dasselbe Stück noch einmal durch!

Eines Abends wurde mir einige Minuten vor dem Beginn der Vorstellung ein Brief aus meinem Geburtsorte überbracht. Es war eine Todesnachricht und der Brief enthielt eine Locke von dem schönen braunen Haare eines Jünglings, der mich seit der Kindheit immer sehr lieb gehabt hatte und der nun an einem Brustleiden gestorben war, das er sich in Folge übermäßiger Anstrengung und Arbeit zugezogen hatte, indem er seine armen Eltern und jüngeren Geschwister ernähren mußte. Er hatte auf seinem Sterbebette darum ge-

beten, daß man mir das kleine Andenken senden möge, sobald er den letzten Seufzer ausgehaucht habe.

Ich brauche nicht zu betheuern, daß diese Todesnachricht, so wild und ausgelassen ich derzeit auch war, dennoch einen sehr tiefen Eindruck auf mich machte. Ein ungewöhnlich ernstes Gefühl bemächtigte sich meiner und als ich auftreten sollte, um meine gewöhnliche „Liebhaberin" zu geben, fand der Director mich in Thränen schwimmend. Die Götter allein wissen, wie es ging. Das Bild des verblichenen Jugendfreundes stand mir immer vor Augen und in dem Augenblicke, wo ich fünf Minuten lang bewußtlos auf dem Boden liegen sollte, wäre ich am Liebsten aufgesprungen und fortgelaufen, um mich in einem einsamen Winkel zu verbergen. Ob ich nun in Folge dieser inneren Wehmuth eine gewisse edlere Haltung behauptete und diesen oder jenen Augenblick in meiner etwas melodramischen Rolle mit mehr Wahrheit wiedergab, genug, man lachte an jenem Abende weniger und ich hörte keine jener Anmerkungen, die sonst so reichlich über mich herregneten. Während der Dauer der Vorstellung dachte ich weniger darüber nach; nachträglich aber desto mehr, und zwar durch eine merkwürdige Begebenheit hierzu veranlaßt.

Kaum war nämlich das Stück zu Ende gespielt und der Vorhang zugezogen — die Theater in den kleinen Landstädten haben erst seit kurzer Zeit Vorhänge, die herunter fallen — als ein unbekannter Herr auf der Scene erschien, gerade auf mich zu ging und meine Hand faßte: „Ein Wort! . . . . . ."

„Mein Herr!"

Hier zog ich mich ernstlich verlegen, einen Schritt zurück.

Der Fremde hielt mich ruhig, fast befehlend, fest

und sprach in einem Tone zutraulicher Ueberlegenheit: „Hören Sie, mein schönes Kind! Wollen Sie Schauspielerin werden?"

Urtheilen Sie, ob diese Frage angenehm in dem Ohr einer auserwählten Tochter der Kunst klingen konnte, die schon in Falkenberg und Lidköping als erste Liebhaberin aufgetreten war. Ich gestehe, daß ich Ursache zu haben glaubte mich gekränkt zu zeigen.

„Mein Herr! Diese Frage ......"

„Diese Frage, mein schönes Kind, (ich weiß nicht, wer ihm das Recht gegeben hatte, eine erste Liebhaberin: mein schönes Kind zu nennen!) soll sie nicht beleidigen, sie ist von dem reinsten Wohlwollen dictirt. Wissen Sie, was es heißt, Schauspielerin und Künstlerin zu sein?"

Ich konnte diese eigenthümliche Art von Wohlwollen noch immer nicht recht fassen und hielt es für das Vernünftigste zu schweigen.

„Gleichviel! Sie werden es dereinst lernen; denn Sie selbst müssen eine wirkliche Schauspielerin werden."

Ich erinnere mich noch ganz deutlich, daß ich bei diesen Worten einen wahrhaft komischen Knix machte.

Der alte Herr sprach ja wie ein Engel. Er fuhr dann noch immer mit dem Tone eines Beschützers, aber ganz freundlich, fort:

„Sie haben Anlage, mein Kind! Die Leute lachen Sie aus; aber ich sage dennoch: Sie haben Anlage. Ich habe Sie zweimal gesehen, Das ist genug. Aber Sie müssen in eine andere Schule. Dies Leben taugt nicht für Sie. Auf keine Weise. Heißt Das spielen? ...... Werden Sie nicht bös

mein schönes Kind, aber sagen Sie mir aufrichtig: „Heißt Dies spielen!“

Dies war eine Gewissensfrage, auf die ich in diesem Augenblicke unmöglich zu antworten vermochte.

Der alte Herr ließ mich in diesem Schweigen beharren und fuhr dann fort:

„Sie haben wenigstens für ein gewisses Genre ein entschiedenes Talent. Es kann Etwas aus Ihnen werden; aber Sie müssen etwas Besseres sehen ..... Haben Sie von Mlle. Mars reden hören?“

Der liebe Gott weiß, daß ich damals nicht einmal ihren Namen kannte; ich machte jedoch gute Miene und antwortete: „Und was mehr?“

„Folgen Sie meinem Rathe. Suchen Sie Mlle. Mars zu sehen und nehmen Sie Diese zum Vorbild! Dann lesen Sie, studiren Sie, und vor Allem reisen Sie nicht mehr umher, um Kotzebue in der Provinz zu spielen! Gott sei mit Ihnen!“

Dann wandte er sich um, und ging ebenso plötzlich wie er gekommen war.

Er hatte schon die Thür erreicht, als er einen neuen Gedanken zu fassen schien; er trat nochmals zu mir heran, zog ein kleines Buch aus der Brusttasche und reichte mir einen Goldstift. Diesmal war er sehr artig und ersuchte mich höflich darum, meinen Namen auf ein leeres Blatt zu zeichnen. Ich that es mechanisch; worauf er mit einem fröhlichen: „Dank, mein schönes Kind!“ von der Scene verschwand.

Da stand ich!

Und überdies, wer war der sonderbare Mann gewesen, der so wie aus den Wolken daher geschneit kam, um einer ersten Liebhaberin einen guten Rath zu ertheilen?

Kein Mensch konnte Dies mit Bestimmtheit sagen. Alles, was man wußte, war, daß er sich seit einigen Tagen in der Stadt aufhalte, scheinbar um ein halbes Stieg Doppelflinten zu reinigen und einem Dutzend abgemagerten Jagdhunden Ruhe zu gönnen. Man hielt ihn für einen reichen Engländer, der sich in Schweden aufhalte, um Bären zu jagen; er sollte schon seit drei bis vier Jahren in der Gegend umherstreifen. Ich hatte in der That bemerkt, daß er freilich fließend wie ein geborener Schwede, aber mit fremdartigem Accent gesprochen hatte. Wie er hieß, Das wußte Keiner. Er hatte einen schwedischen Bedienten, welcher ihn nur „den Herrn" nannte; dadurch wurde man um Nichts klüger.

Das war die ganze Geschichte. Bei der nächsten Vorstellung lachte man mich ebenso herzlich aus, wie sonst und darauf zog die Truppe weiter auf einen anderen Markt.

Der geheimnißvolle Mann hatte indessen ein Wort, einen Namen ausgesprochen, der mir selbst in der Nacht keine Ruhe ließ. Ich versuchte durch die dritte Hand zu erfahren, wer Mlle. Mars sei, und von dem Augenblicke an, wurde es bei mir zur fixen Idee, ich müsse diese Muster-Schauspielerin, um jeden Preis, von Angesicht zu Angesicht schauen, denn ich hielt es für eine natürliche Selbstfolge, daß auch ich nach ihrem Anblicke sofort ein ebenso glänzender Stern werden würde, wie sie. Es lag in den prophetischen Worten des unbekannten Herrn ein unwiderstehlicher Reiz und mir ist dadurch die übermenschliche Gewalt einer solchen Versuchung klar geworden, wie Shakespeare sie z. B. die Hexen durch wenige Worte über Macbeth's Seele gewinnen läßt.

Jahre waren verflossen; meine Stellung hatte manche Veränderung erlitten, aber der Gedanke an Mlle. Mars lebte unauslöschlich in mir fort. Ich hörte, wann ich wollte, die Worte des wunderbaren Fremden hell und vernehmbar in meinen Ohren klingen.

Endlich hatte ich den Augenblick erreicht, wo der lange und sehnlichst genährte Wunsch in Erfüllung gehen sollte. Ich war in Paris — ich war bei der großen Schauspielerin angemeldet.

Ein Jeder wird sich ungefähr in meine Lage und in meine Gefühle hinein denken können, als mein Wagen vor Mlle. Mars' Wohnung hielt, als die Thür geöffnet und ich die Treppe hinangeführt wurde. Ich war theils entzückt, im siebenten Himmel, wenn man will, über die bevorstehende Zusammenkunft, und auch wiederum so außer Fassung, daß ich, aufrichtig gestanden, lieber und mit mehr Ruhe und Sicherheit vor die größte Königin der Welt hingetreten wäre.

Ich trat in einen Salon, der mit äußerster Pracht ausgestattet war. Gleich darauf wurde ein schwerer Sammetvorhang nach einem angrenzenden Cabinette hin zurück geschlagen und ein Kammerdiener winkte mir, in das Heiligthum einzutreten.

Mlle. Mars erhob sich bei meinem Eintreten von einem Secretair wo sie unter alten Papieren, Briefen und Billetten gesucht zu haben schien, und kam mir entgegen.

„Ah, Mademoiselle!" — rief sie, „sind Sie e n d l i c h da!" Und da sie vermuthlich an dem Ausdrucke meines Gesichtes merkte, daß ich dies e n d l i c h nicht zu deuten wußte, fuhr sie fort: „Wissen Sie, mein Fräulein, daß ich Sie schon seit s e h r l a n g e r Z e i t erwarte?"

Und Dies sind die Worte, von denen ich vorhin sprach. Auch sie enthalten unter gewöhnlichen Verhältnissen wenig

Merkwürdiges und doch sind es die schönsten, die ich jemals im Leben gehört habe. „Savez-vous, Mademoiselle, que je vous attends depuis bien long-temps“ .... Wer kann dies „savez-vous“ so weich und klar aussprechen wie sie? In dem ganzen Satze lag so viel Herzlichkeit und Schalkhaftigkeit, verbunden mit der anmuthvollsten Geberde und einem wahrhaft bezaubernden Blicke.

„Madame!“ antwortete ich wahrscheinlich sehr einfältig, „sollte ich den Augenblick versäumt haben, sollte ich mich in der Stunde geirrt haben, sollte ich ....?“

„Sie verstehen mich nicht recht, mein Fräulein! Nehmen Sie Platz! Sie sind durchaus willkommen um so viel mehr, da ich Sie nicht seit Stunden oder Minuten, sondern seit Jahren erwarte!“

„Seit Jahren? Sie setzen mich in Verlegenheit .... Sie belieben zu scherzen, oder Sie irren sich in der Person .....“

„Keineswegs. Kennen Sie Dies?“ Sie sah hierbei so schelmisch aus, daß ich ihr hätte um den Hals fallen und sie küssen mögen, und hielt mir ein kleines, kleines Papier vor die Augen, das sie bis dahin in der Hand verborgen gehalten hatte.

Großer Gott! Was sah ich da vor mir? .... Meinen eigenen Namen, meine eigenen Krähenfüße! Das war augenscheinlich dasselbe kleine Blatt, auf welches der fremde Herr mich vor vielen Jahren hatte meinen Namen zeichnen lassen.

„Eh bien!“ fragte Mlle. Mars, „irre ich mich noch in der Person?“

„Nun, Das gestehe ich! Aber Sie stürzen mich von einem Erstaunen in das andere; dieses Papier . . . . . Durch welche Zauberkünste kann dasselbe in Ihre Hände gerathen sein?"

„Das sind sehr einfache Zauberkünste. Ich habe es von Lord — von Mr. Paterson erhalten, voilà tout!"

„Lord . . . ."

„Nicht Lord! Ich versprach mich; Mr. Paterson."

„Mr. Paterson?"

„Sie sehen so erstaunt aus, als fielen Sie aus den Wolken; Sie haben ja doch Mr. Paterson gekannt?"

„Ich wurde vor mehren Jahren, bei einer gewissen Gelegenheit, von einem mir ganz fremden Herrn angeredet, dessen Namen ich niemals habe nennen hören, und welcher mich ersuchte meinen Namen auf dies Blatt zu schreiben. Er sprach darauf einige Worte, denen ich es im Grunde zu danken habe, daß ich augenblicklich so glücklich bin, neben Ihnen zu sitzen. Er war es, der mir zuerst Ihren Namen nannte . . ."

„Und er war es auch, der mir zuerst den Ihrigen nannte; die Sache ist ja ganz einfach und natürlich! Pfand gegen Pfand!"

„O mein Gott! Das ist eine sehr verschiedene Münzsorte. Der Name Mars wird nicht mit dem Namen Högqvist bezahlt. Das ist zum Lachen! . . . Aber — fuhr ich fort — wer ist denn dieser Mr. Paterson eigentlich? Das werden Sie mir doch sagen können."

„Was er eigentlich ist, kann ich Ihnen nicht sagen; wohl aber: was er übrigens ist: Er ist Jäger."

Mlle. Mars verzog hier den Mund zu einem reizenden Lächeln; dann fuhr sie fort:

„Er hielt sich eine Zeitlang in Ihrem Vaterlande auf, um Bären zu schießen; — Schweden ist ja reich an diesen interessanten, wenn auch etwas plumpen Thieren — augenblicklich ist er, wie ich glaube, in Afrika, um Löwen zu jagen, oder in Hindostan um Rhinocerosse zu erlegen."

„Weiter Nichts?"

„Mais si! Er ist außerdem Kunstkenner, großer Kunstkenner; ja, aufrichtig gestanden: einer der schärfsten und gewissenhaftesten, die es, besonders was die dramatische Kunst betrifft, jemals gegeben haben mag. Und daß er Sie in einem kleinen verborgenen Winkel einer schwedischen Provinz aufzufinden gewußt hat, scheint mir nicht einer seiner kleinsten Triumphe zu sein."

Aufrichtig gestanden: wenn ich jemals in Versuchung gewesen bin, eine hohe Meinung von mir selbst zu fassen, so war es in diesem Augenblicke, und das bekannte ich Mlle. Mars auch ganz freimüthig. Sie hatte aber zu viel Tact um nicht einzusehen, daß wir in ein Capitel hineingeriethen das, so schmeichelhaft es für meine Eitelkeit war, unserer Unterredung doch eine falsche, unnatürliche Richtung geben mußte, und als ich darauf die Frage an sie stellte: ob Mr. Paterson selbst Schauspieler gewesen sei, beeilte sie sich das vorige Thema wieder aufzunehmen.

„Wenn Sie wollen, ja; — antwortete sie; — aber in der Politik."

„Ah?"

„Und — ohne Glück."

„Oh?"

„Als Mann von Geist, „de bien beaucoup d'esprit" ist er zur rechten Zeit zurückgetreten und seinen Neigungen nachgegangen. Zuweilen jagt er ein halbes, ein ganzes Jahr und wohl auch mehre nach einander; dann taucht er plötzlich in einer der europäischen Hauptstädte auf, ist ein täglicher Gast in allen Foyers und bei allen Schauspielern und Schauspielerinnen wie Kind im Hause; ein Gesellschafter wie Wenige und ein Reisebeschreiber wie Niemand. Ich bin so glücklich, ihn unter meine aufrichtigsten und liebsten Freunde zu zählen, er hat mir Ihren Namen gegeben nebst einer Beschreibung Ihrer Persönlichkeit, in welcher er sich jedoch . . . . ."

Hier folgte begreiflicherweise ein Compliment. Sie war in diesem Augenblicke ganz und gar Französin.

Ich suchte sowohl im Laufe dieses Gespräches, als auch bei anderen Gelegenheiten etwas Näheres über den geheimnißvollen Herrn Paterson, der wahrscheinlich einen anderen Namen führte, zu erfahren, aber Mlle. Mars war in diesem Puncte ungemein schweigsam und verschlossen. Auch später ist es mir nicht gelungen, nähere Aufklärung über seine Persönlichkeit zu erhalten."

Hiermit war Fräulein Högquist's Erzählung zu Ende. Die Gesellschaft beschäftigte sich für den Rest des Abends mit nichts Anderem, als Herrn Paterson, und der Eine war noch dreister und abenteuerlicher in seinen Vermuthungen, als der Andere. Dieser glaubte in ihm einen gewissen Mr. Douglas zu erkennen, der ebenfalls in Schweden als großer Jäger bekannt war, Jener citirte Mr. Lloyd, ein Dritter Lord N. N., der seit vielen Jahren todt und begraben war. Die Folge von allen Diesem war, daß wir beim Abendessen Herrn Paterson's Gesundheit in Cliquot tranken und daß ein gewisses Mitglied der Gesellschaft bei Tische eine Lobrede über Mlle. Mars

hielt, welche vielleicht noch nicht beendet wäre, wenn nicht der Posten an der Hauptwache auf dem Gustav=Adolphsplatze in demselben Augenblicke durch sein lautes „Abgelöst!“ die Mitternachtsstunde verkündet, und dadurch dem Vortrage auf ziemlich humoristische Weise ein Ende gemacht hätte.

Druck von C. G. Naumann in Leipzig.

Bei Chr. E. Kollmann in Leipzig sind ferner erschienen:

Romane von Gustav Aimard.

I. Serie.

	Thlr.	Ngr.
1. Die Trapper von Arkansas. 3 Bde.	1	15
2. Die Grenzstreifer. 3 Bde.	1	15
3. Die freien Schützen. 3 Bde.	1	15
4. Treuherz. 3 Bde.	1	15

II. Serie.

	Thlr.	Ngr.
1. Antinahuel, der Aucashäuptling. 6 Bde.	3	—
2. Der Fährtensucher. 2 Bde.	1	15
3. Die Prairie-Piraten. 3 Bde.	1	15
4. Das Lynch-Gesetz. 3 Bde.	1	15
5. Der Wüstenzug. 3 Bde.	1	15
6. Das Goldfieber. 2 Bde.	1	10
7. Curumilla. 2 Bde.	1	10
8. Valentin Guillois. 2 Bde.	1	15

III. Serie.

	Thlr.	Ngr.
1. Freikugel. 3 Bde.	1	15
2. Der Späher. 4 Bde.	2	—

IV. Serie.

	Thlr.	Ngr.
1. Starkhand. 4 Bde.	2	—

NB. Die Nummern bezeichnen die Reihenfolge, in welcher jede Serie gelesen werden muß